

Rheinisches Archiv

für

Geschichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.

Zehnter Band.

Erstes bis viertes Heft.

Wiesbaden, 1813.

Gedruckt und verlegt bei L. Schellenberg.

Inhalt des zehnten Bandes.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

I.

Gedichte.

Am Rheinstrom.

(Im Herbst des Jahres 1804.)

Ha! erblik' ich dich endlich! Geliebter, Ersehnter,
Altvater Rhein!
Ja, es steht an deinen unbeschilften schönen Ufern
Meiner heisesten Wünsche Eilschritt.
Freundlich nimmst du dahin den ermüdeten Wandrer
Neubelebt auf den glänzenden Spiegel
Deiner unabsehbaren Fluth.
Sprößling erhabener Eltern
Der himmelragenden Felsen Adula's!
Früh am Morgen verläßt du der hohen Mutter
Enge Umarmung,
Ringend nach Freiheit und unermeßlichen Daseyn,

Eiltest du bergab, thalhin, ein Pfeil,
Gottes Donner vergleichbar!
Und staunend schau'n dich, es fliehen dich betäubt,
Die wandernden Kinder der Erde.
Kaum aber hast du erreicht die Mitte der Laufbahn,
Erscheinst du vor allen Flüssen Thuiskons
Mit Burgen und thurmreichen Städten gekrönet,
Und in der breitern ruhigern Kristallfläche
Spiegelt sich eine zweite Welt,
Der stille unendliche Aether,
Mit Sonn' und Mond und Myriaden Gestirnen!

Glühender strahlte die Sonne, sie neigte zum Siebengebirge;
Abend, der Einsamkeit Freund, kam über die Gegend herab.
Horch! Da tönte Gesang vom Fuße des Rebengebirges,
Lieder des jubelnden Winzers, und Chöre des ernsteren Landmanns.
Traulich naht' ich mich ihnen, und mich begrüßten die Frohen;
Blühende Jugend, in seltnerm Gemisch mit alternden Winzern.
Alle, ergriffen vom Geist des herzerfreuenden Weines,
Sind mit Weinlaub gekränzt, und reden begeisterte Worte.
Jezo wandelt ein Winzer hervor, mit versilberter Scheitel,
Beut die Rechte mir dar, und heißt mich freundlich willkommen,
Rufet der Enkelin dann: Ein heiteres rosiges Mädchen

Naht erröthend sich uns. Den Blik zur Erde gesenket,
Schmüket die Stirne sie mir mit zärteren Ranken, und lächelt,
Zieht mich sanft an der Hand, und winket dem ruhenden Reigen.
Schnell beginnt die Musik, es beginnt der Tanz der Gespielen,
Freudengeschrei und Jubelgesang zum Lobe des Weines.
Kurz nur dauert der Tanz, und ernster werden die Töne,
Feierlich klingt Melodie; bergan erhebt sich der Haufen.
Angeführt von dem Greis, begleitet vom festlichen Reigen,
Nahen sie sich dem Hain, zu feiern den mächtigen Flußgott.
Vorn im Haine des Hügels, da stand das Bildniß des Gottes,
Hoch erhebend das Haupt, doch spärlich mit Schilfe gekrönet.
Heiliges Schweigen beherrscht die vorhin jauchzende Menge.
Näher treten sie nun, in feierlich langsamen Schritte,
Und umringen das Bild. Sieh! aus der Mitte des Kreises
Tritt ein liebendes Paar, umwindet mit üppigen Reben
Brust und Arme des Gottes, und dessen Scheitel mit Trauben.
Wieder ertönt die Musik, und wieder beginnet der Reigen.
Jüngling und Mädchen umtanzen den Vater Rhein, und der alte
Winzer erhebt ein Lied zum Lobe des rheinischen Weines,
Singt von der sorgenbezwingenden Kraft des Herrlichen, seinem

Nimmer alternden Feuer, das ihn den Unsterblichen gleichsezt.
Wechselsweis stimmen die Paare jezt ein zum preisenden Hymnus. —
Doch schon mahnen das Dunkel der Nacht und die Väter zur Rükkehr;
Paar und Paar sich umschlingend, sie wandeln liebenden Herzens
In dem Scheine des Mondes hinab zum duftenden Thale,
Zur einfachen Wohnung, die Frohsinn und Kraft sich erbauten.
Doch ich entreiße dem Zug mich, der Nähe des rosigen Mädchens,
Eile noch einmal hinan zur Stirne des hehren Gebirghains,
Schaue den Mond sich spiegeln im Silber der rauschenden Fluthen,
Schwärmend erhebt und entzükt mein Geist sich zu höheren Sphären.

Am Schlusse des Jahrs 1812.

Du stirbst dahin, wie neunzehn deiner Brüder
Schon starben, rund umtönt von Tubaklang;
Man hört nicht mehr des Friedens traute Lieder,
Man höret nur Bellonens Schlachtgesang.
Europens Paradiese deken Leichen,
Der Musen Chor, die Künste sind entfloh'n;
In Nord und Westen, auf den schönsten Reichen,
Baut die Verheerung ihren Thron.

Wie eisern schreitest du nicht, o Jahrhundert,
Einher in Waffenklang durch Tod und Blut!
Und wirst du von der Nachwelt auch bewundert,
So warst du doch nur glorreich, und nicht gut.
Im Frieden nur gedeih'n des Lebens Blüthen,
Kultur und Künste heben stolz das Haupt;
Triumph und Lorbeer können nicht vergüten,
Was uns des Krieges Wuth geraubt.

Wie sinken sie, der Größe Monumente,
So eitel hin, man sieht die Stätte nicht!
So manches Ilion naht seinem Ende,
Als hielt ein Gott des Zornes Strafgericht.
Das Schiksal stürmt im Wirbel der Orkane
Selbst Throne, wie verwelkte Blätter, fort,
Und auf dem Land' und auf dem Ozeane
Giebt's für die Ruhe keinen Port. —

Besinget ihr, der jungen Zeit Homere,
Besinget ihr den stolzen Göttersohn,
Und donnert euern Epos ihm zur Ehre,
Dem weltbezwingenden Napoleon!
Mein Lied ertönet nur im Buchengrunde,
Wo still die Dryas leisen Tönen lauscht,
Wann in geheimnißvoller, trauter Stunde
Der kühle Hauch der Nächte rauscht.

Den Frieden will, den Frieden will ich singen,
Wann er vom Himmel zu uns niedersteigt;
Irenens Büste will ich froh umschlingen
Mit allen Kränzen, die mir Flora reicht.
O Ihr, vor deren Macht die Völker beben,
Ihr, deren Hauch Kolosse selbst zerstiebt,
O mögtet Ihr uns Ruh' und Frieden geben,
Damit Euch selbst Gott Ruhe giebt!

Dann tönen Euch der Freude Jubellieder,
Das Leichenfeld erglänzt in Blüthenpracht;
Die Völker grüßen freundlich sich als Brüder,
Und Bildung sprießt aus wolkenschwerer Nacht.
Der Dichter spielt in sanftbewegte Saiten
Idyllensang und heitrer Liebe Ton,
Und wird für seine wonnevollere Zeiten
Ein Flakkus, ein Anakreon.

Abschied vom Jahre 1812 *).

So bist auch du, mit deinen trüben Sonnen,
Mit deiner Horen ungetreuem Heer,
In's grenzenlose Meer der Ewigkeit zerronnen,
Von wannen keine Wiederkehr!

*) Stellenweise dem Lateinischen des Sarbiewski nachgebildet.

Der Erdkreis feiert deine Flucht mit Thränen;
Nicht Thränen, wie sie Zärtlichkeit vergießt,
Die den entfliehnden Freund, im Drang der Scheideszenen,
An's Herz zum leztenmale schließt.

Erinn'rung schaut durch schwarzer Flöre Schleier
Dir, scheidend Jahr! verschüchtert, traurend nach:
Wie fromme Täubchen nachschaun dem erzürnten Geier,
Der ihrer Gatten Herzen brach. — — —

Entflieht, ihr Schrekenbilder! heut entfliehet!
Sonst reißt die Angst das Saitenspiel entzwei.
Ihr aber, schöner Zukunft goldne Träume, ziehet
Des stillen Sehers Blik vorbei!

Ich seh' Europa, wie es nicht mehr weinet,
Seh', wie aus Rauchgewölk und Pulverdunst
Die himmlische Gestalt Irenens ihm erscheinet,
Und mit ihr jede Friedenskunst.

Seh' über'n ganzen Erdball ausgegossen
Die Feier, die den Janustempel schließt,
Und keine Völkerschaft der Erde ausgeschlossen
Vom Friedensstrahl, der Alle grüßt.

Dann werden züchtige Gebärerinnen
Der Welt vergüten Mavors Grausamkeit,
Mit ihren Gatten ruh'n, wo Wiesenborne rinnen,
Von muntrer Nachwelt schön umreiht.

Dann gilt kein Trugbild täuschender Schikane
Vor'm Stuhl des Richters, Wahrheit nur und Pflicht
Entscheiden Bruderzwist; es leiht dem Schein' und Wahne
Gerechtigkeit nicht ihr Gewicht.

Kein schimmernder Entwurf, kein Durst nach Golde
Entlokt den Sterblichen der Heimathflur;
Ihn knüpft durch häuslich Glük, das einzigwahre, holde,
An Weib und Säugling die Natur.

Wen Phosphor sah der Hütte früh enteilen,
Gesegnet von der Gattin frommem Kuß,
Den schaut im treuen Arm schon Hesper wieder weilen
Beim stillen Abendbrodgenuß.

Vom Aether wird Glükseligkeit rükkehren,
Mit Sittenreinheit, Zucht und Biedertreu.
Die Unschuld scherzt und tanzt in ländlichfrohen Chören,
Umlächelt vom bekränzten Mai.

Dann spricht ein Menschenfreund: »Ein Sohn der Musen
Weissagte dieß! — Gelesen wird mein Lied;
Der Jüngling und die Braut mit tugendhaften Busen
Sind, es zu lernen, froh bemüht.

Für mich umsonst! ich schlummre unterm Rasen,
Für Lob und Liebe edler Menschen taub.
Ein Epheublättchen legt, statt Marmorprunks und Vasen,
Der Menschenfreund auf meinen Staub.

Lina.

Ich glitt' in sanft schaukendem Nachen
Wohl hin und her auf silberner Fluth:
Der Morgen war im Erwachen,
Und tauchte die Wellen in Rosengluth.

Gebirg, Thal, Hain sang Lieder,
Die Uferwellen lispelten drein:
Ich schwankte herauf und nieder,
Und mischt' auch meinen Gesang hinein.

Wohl tönten voll Sehnsucht die Weisen
Nach meines Busens heiligem Drang;
Das Herz, ach! wollte zerreißen,
Und zittern, und fluthen, und stürmen im Klang.

Wohl schwamm in dem kühligen Schooße
Zum Fische Fisch mit liebendem Sinn;
Wohl neigte Rose zu Rose,
Zu Veilchen Veilchen sich traulich hin.

Wohl girrt' im Ufergebüsche
Ein Taubenpaar bei süßem Kuß:
Ach! alles, in buntem Gemische,
War glüklich, in seeliger Freuden Genuß.

Gern wär' ich Rose gewesen,
In Liebe zu kühlen die glühende Lust:
Mich drängt' es, alle Wesen
Zu pressen an meine flammende Brust.

Da wallten leiser die Fluthen,
Von Nebelflor ward die Aussicht verdekt,
Und alle Zephyre ruhten
Am Ufer in Rösen, schlummernd verstekt.

Doch himmlischer flossen die Lieder,
Von heiliger Sehnsucht Gluthen belebt:
Da schwebten jungfräuliche Glieder
Sanft aus der Fluth, von Düften gewebt.

Umflossen von Nebelschleiern
Erhob die holde Göttin sich bald;
Und das Thal und der Strom schien zu feiern
Die Himmelserscheinung der süßen Gestalt.

Ach Lina war's! wie Gluthen
Des Frühroth's strahlte des Stromes Schaum.
Nicht säumt' ich, sprang in die Fluthen
An Lina's Busen! — da floh mein Traum.

II.

Berichtigung über den Römischen Pfahlgraben an der Lahn.

Im sechsten Stüke des Rheinischen Archivs, Jahrg. 1812, befindet sich der Auszug einer Abhandlung vom Laufe des römischen Pfahlgrabens, in hauptsächlicher Beziehung auf das Taunusgebirg. Der Verfasser hat bald darauf, bei einer ausgedehnten antiquarischen Wanderung durch diese Bergkette, begleitet von seinem gelehrten Freunde, dem Herrn Hofkammerrath Habel, den bisher noch zweifelhaft gewesenen Theil jenes Römerwalles in der Lahngegend, an Ort und Stelle untersucht, und dabei die für Alterthumsforscher nicht unwichtige Entdekung gemacht, daß jenes denkwürdige Werk von der Oberlahnsteiner Waldhöhe nicht abwärts an den Rhein, sondern herüber nach der Lahn, und zwar nahe bei Bad-Embs weiter fort gegen Neuwied hinzog.

Die Pfahlbefestigung umschloß also wirklich, nach unserm Vermuthen, auch die Heilquellen von Embs,

das Embasis der bäderliebenden Römer, wenn auch dieser Bezirk nicht zu den Ländern der Deutschen im römischen Bunde gehört haben sollte. Wir fanden daselbst, dicht am ehemaligen Nassau-Oranischen Badhause, die Ruine von einem Thurme aus dem Mittelalter, und Substruktionen römischer Gußmauern, die wahrscheinlich einem Schuzkastelle oder anderen Gebäude zur Grundlage dienten. Hier wurden auch vor einiger Zeit Silber- und Kupfermünzen von Tiberius und Claudius ausgegraben, worunter solche, die Germanikus mit I. N. T. und I. N. C. (In nomine Tiberii, In Nomine Caesaris) stempeln ließ, und den aufrührerischen Legionen zutheilte.

Lange genug war man über den dortigen Gang des römischen Grenzwalles ungewiß, und noch kurz vor der Entdekung, behauptete man zu Bad-Embs, der Pfahlgraben gehe zwischen Braubach und Osterspey an den Rhein. Sogar kundige Antiquare verirrten sich bei der Krümmung desselben im besagten Oberlahnsteiner Walde. Andere glaubten, der Pfahlrain ziehe von da fort, über das (von ihm eingeschlossene) Hüttenwerk Aalen, nach dem Dorf Embs, und dann weiter an den Niederrhein. Beide Theile verwechselten aber die späteren Landgräben der umliegenden Ortschaften mit jenem anders gestalteten Römergraben, der jedoch überall nur Einen Wallaufwurf zeigt, und besonders dort gegen die furchtbaren Römerfeinde, die nahen Sigambrier stark befestigt

worden, so daß derselbe noch in seinen bewunderns würdigen Trümmern, vorzüglich auf dem Kemmenauer Waldberge und seiner erhabensten Spize, der First genannt, 10 bis 15 Fuß hoch erscheint. Hier und nahe dem kleinen Feldberge des oberen Taunus war dieser Limes oder Grenzwall am stärksten gezogen, und die beiderseitige Lage beherrschte zugleich die ganze Gebirgreihe in einer krummen Richtung. Das ganze weitläufige Heroenwerk umgab die römischen Sommerlager und Kastelle in den deutschen Bundesländern, als eine Schuzwehre gegen die Sigambrier, Usipier, Tencterer (oder Teucterer) Catten, Sueven und späteren Allemannen, mit welchen, besonders den lezteren, oft feierliche Verträge deswegen abgeschlossen worden. Auch hat wohl hie und da, wo es die Befestigungslinie nothwendig machte, der Grenzwall, mit oder ohne Entschädigung, in die benachbarten unverbündeten Staaten übergegriffen und Kriege veranlaßt. Eine Relation dieser eben so mühsamen als anziehenden Wanderung steht bereits in No. 113 und 116 der Frankfurter Gemeinnüzlichen Blätter, vom 16. und 23. Sept. 1812, mit Hinweisung auf das Rheinische Archiv *). Hier theilt nun Referent das Resultat

*) Jener, im vorigen sechsten Stüke desselben, erwähnte Nebenarm des römischen Pfahlgrabens, welcher sich bei Wiesbaden hinab an den Rhein erstrekt haben soll, war ein Lokal-Mißverständniß vom ver-

der Nachforschungen den Alterthumsfreunden mit, und zeigt nochmals die Orte berichtigend an, welche von jener wundersamen Römerbefestigung, in ihren meist noch sichtbaren Trümmern, berührt worden. Man lese demnach wie folgt *):

Nach neueren Untersuchungen zog, und zieht größtentheils noch der Pfahlgraben vom Rhein, oberhalb Neuwied, in bogiger Linie, durch die Gebirge nach der Montabaurer Markwaldung, Lippersberg genannt; von da gegen Oberilbert, Welschneudorf und Kemmenau, durch die Wälder, immer auf der Anhöhe fort, dann gerade hinab in das Thal der Bergschlucht hinter Bad-Embs, welche noch die Benennung »der Pfahlsgraben« führet, und dicht am vormals Fürstlich-Oranischen Badhause vorbei. Von dort gieng er über die Lahn und das Kirchspiel, der Spieß benannt, durch das Braunebacher Gebirgthal, auf die Höhe der Oberlahnsteiner Gemeinds-Waldung, wo sich derselbe, in einem fast halben Zirkelbogen, nach Becheln, Schweighausen, Dornholzhausen, Marienfels, Holzhausen an der Haide, dem Dorfe Pohl und Kemel (wobei sich noch eine Pohlstraße befindet) hinzieht. Von Kemel gieng er in einer

storbenen Inspektor Krause, der nicht wohl hörte, und die Benennung einer Kohlheke, für Pohl- oder Pfahlheke nahm.

*) Die größer gedrukten Orte befinden sich diesseits, und die mit kleineren Lettern bezeichneten jenseits, nahe dem römischen Pfahlgraben.

Krümmung, hinter Hohenstein, über das Flüßchen Aar, dann zwischen Adolphsek und Langenschwalbach über den Borner Berg durch den Breithardter Hochwald, zwischen Georgenthal und Wingsbach, Orle und Oberlibbach queer durch die Libbacher oder Pohlhaide, dann über die flache Anhöhe, der Zugmantel, bei Eschenhahn, zwischen Lenzhahn und Dasbach, über das Feld, hinter Heftrich, durch den Wald, der Todenberg, nach Waldkriftel. Von hier aus geht er an der Emsbach, rechts bei Ober-Ems und dem Pohlborn weiter; sodann einen imposanten Anblik gewährend, dem Ober-Emser Gähberg oder Hag, hinter dem Riebhain und der Hühnerstraße hinauf, dicht am kleinen oder Lütges Feldberge vorbei, dann wieder hinab über die Meebswiese, das kleine längliche Vierek der so benannten Heidenkirche einschließend, und weiter fort am Abhange des großen Feldbergs über die Suderwiese, nahe dem Kolbenberg und der Steinritsche, hinter Oberhain, über den Langeberg (wo die nahen Ringwallsteine desselben dazu benuzt worden) nach der Schieferheke, der Saalburg, dem Klosterthron und der Kapersburg bei Ziegenberg. Von dort zieht er nach der Buzbacher Warte, und dem Dorfe Pohlgens *).

*) Möchte doch der übrige Theil des Pfahlgrabens, am Niederrheine sowohl, als in Franken und

Uiberbleibsel von Kastellen sind noch sichtbar, bei Becheln, Holzhausen und Kemel, am Zugmantel und bei Heftrich (die alten Burgen benannt) am Feldberg, auf der Saalburg und Kapersburg.

Spuren von römischen Sommerlagern entdekten wir zugleich bei Becheln und Schweighausen, auch hinter der Saalburg an der Rufus-, Rusen- oder vielmehr Drususstraße, und neben der Kapersburg.

Winterlager oder Hauptquartiere der Römer standen wahrscheinlich bei Neuwied, zu Niederbiber, Hiberna oder Biberna genannt, dann bei Marienfels und dem erloschenen Danighofen (das eine römisch-deutsche Stadt war, wie noch neulich viele Gußmauern und andere Ausgrabungen andeuteten), ferner zu Wiesbaden und Hedernheim; die lezteren an drei wohlgewählten Orten der Kette des unteren, mittleren und oberen Taunusgebirges.

Das Weitere soll in einem bald erscheinenden antiquarisch-historischen Werke über den Taunus, die Heilquellen und Umgebungen desselben, folgen.

Schwaben, von alterthumsliebenden Umwohnern ebenfalls untersucht, und die Orte genau bezeichnet werden, wo seine Spuren sich finden! Dadurch könn[te] noch Manches berichtigt, und eine vollständige Karte vom Ganzen künftig zu liefern seyn.

III.

Uiber Cäsars Rheinübergänge.

Der Mercure du Département de la Roër hat in Nro. VII. v. 1812 den in den Götting. gel. Anzeigen Nro. 114 v. 1811 befindlichen Auszug aus einer der Götting. Sozietät der Wissenschaften vorgelegten Untersuchung über den Ort, wo Julius Cäsar über den Rhein gegangen, aufgenommen, mit aller Nachsicht beurtheilt, und am Ende ein Paar Einwürfe gegen die Muthmaßung, daß jene Rheinübergänge bei Neuwied statt gehabt, gemacht.

Da es dem Geschichtsforscher wegen der Folgen, welche diese ersten Einfälle in unser deutsches Vaterland nothwendig haben mußten, nicht gleichgültig seyn kann, zu wissen, wo sie wahrscheinlich geschahen, so versuche ich es hier, jene Einwürfe zu heben, in der Hoffnung, daß man mich bei einer Untersuchung, wo alles so dunkel ist, eben so, wie der Mercur, mit Nachsicht beurtheilen werde.

Es heißt nun dort:

»Quant à nous, nous nous permettrons deux observations contre l'opinion de M. Hoffmann.

1°. D'abord elle est tout à fait contraire à la tradition, qui veut que le passage se soit fait aux environs de Cologne, et qui assigne constamment aux Ubiens leur demeure dans le voisinage de cette ville. Qu'on ne dise pas que les deux rives du Rhin près de Cologne ne présentent pas les mêmes avantages que celles des environs de Neuwied. On y rencontre, au contraire, les mêmes plaines et de plus étendues encore pour le campement d'une armée, la même fertilité du sol pour la subsistance. Et quant à la construction d'un pont, il faut observer que près de Cologne, le cours du Rhin a été bien changé, depuis que l'on a commencé à réunir les isles du Rhin à la ville, en forçant le fleuve de resserrer son cours.

»2°. Il serait étonnant qu'Agrippa, en transférant les Ubiens de la rive droite du Rhin à la gauche, les eût obligés de descendre jusqu'à Cologne, tandis qu'un autre point aurait présenté plus d'avantages pour la continuation de la guerre contre les Germains. Cependant il appert par le rapport de Tacite (Ann. L. XII. ch. 27) que les Ubiens, transférés par Agrippa, se sont établis

a Cologne: que ce fut en cette ville que naquit Agrippina, épouse de l'empereur Claude, et qu'elle obtint qu'on y envoyât une colonie de vétérans *). En supposant que le trajet de César se fût effectué dans les environs de Neuwied, plutôt que dans ceux de Cologne, on trouvera bien étrange de rencontrer, si peu de tems après le siége de toute la puissance romaine à Cologne et non pas à Neuwied. — Tout cela nous empêche d'accéder à l'opinion de M. Hoffmann, dont nous ne méconnaissons cependant le mérite.

Hingegen ist nun Folgendes zu bemerken:

Ad 1. haben wir in Neuwied die nämliche Tradition, daß Cäsar hier den Rhein passirt sey.

Die Wohnpläze der Ubier in der Germania transrhenana konnten sich nicht wohl rheinabwärts bis in die Gegend von Deuz, Kölln gegenüber, erstreken, da die übermächtigen Sigambern dieses Volk in jenen fruchtbaren Ebenen nicht geduldet haben würden. Selbst der untere Theil der Sieg, so weit sie nicht von Gebirgen

*) Sed Agrippina, quo vim suam sociis quoque nationibus ostentaret, in oppidum Ubiorum, in quo genita erat, veteranos coloniamque deduci impetrat; cui nomen inditum ex vocabulo ipsius. Ac forte acciderat, ut eam gentem Rheno transgressam avus Agrippa in fidem acciperet. L. cit.

eingeschlossen ist, giebt keine natürliche Grenze, sondern diese ist wohl eher in den südlichen Gebirgen der Sieg zu suchen. Will man aber diesen Fluß selbst bis zu seiner Mündung in den Rhein zu einer Scheidung beider Völker annehmen, so thut auch dieses nichts zur Sache.

Es wird ferner angenommen, und ich glaube mit Recht, daß sich am linken Rheinufer die Trevirer nicht weiter, als bis an das Gebirg von Andernach, höchstens bis zu der Aar hin erstrekten. Nach ihnen folgten die Condrusen (Trevirorum clientes. Caes. IV. 6) rheinabwärts nach Bonn und Kölln herunter, landeinwärts aber die Eburonen.

Da nun Cäsar aus dem Lande der Trevirer, an dem linken Rheinufer, in das Land der Ubier, am rechten, übergieng, so konnte dieses nicht bei Kölln, wo weder Trevirer noch Ubier damals wohnten, geschehen.

Der Lauf des Rheins von Neuwied bis Kölln und dessen Ufer sind mir sehr wohl bekannt, da ich zweimal auf einem großen Holländerfloße, von welchem man genau beobachten und untersuchen kann, heruntergefahren bin. Eben so kenne ich die herrlichen auf beiden Rheinseiten weit ausgedehnten, durch ein schönes Amphitheater von Gebirgen eingeschlossene fruchtbare Ebenen, da ich die am rechten Ufer zu Fuße durchwanderte, durch jene am linken aber in einem offenen Wagen fuhr. Es finden sich, nach meinen Beobachtungen, auch in der Gegend von Bonn und Kölln Stellen, wo der Strom leicht zu passiren ist; daher ich die

vortheilhaften und zu einem Rheinübergange gleichsam einladenden Pläze bei dem Weißenthurme und Ormütz nicht als einzige und Hauptbeweise, sondern nur als hinzukommende Nebengründe angeführt habe. Jene gaben mir die unbezweifelten Wohnsize der Trevirer am linken und der Mittelpunkt des Ubischen Staats bei Neuwied am rechten Rheinufer, hauptsächlich aber Cäsars Expeditionen von wenigen Tagen im Germania transrhenana selbst aus dem Centrum des Ubischen Landes mitten durch dasselbe, einmal gegen W. und NW. und N nach der Unter- und Mittel-Sieg, das anderemal gegen die Chatten nach O. und SO., oder nach der obern Lahn und Dill zu. Diese fast entgegengesezten Kriegsoperationen und Märsche scheinen mir nicht anders erklärt werden zu können, als wenn man den Anfang derselben in den Kessel von Neuwied sezt.

Ad 2. Wenn die Wohnsize der Ubier im transrhenanischen Deutschlande bis an die Siebenberge oder gar bis zu dem Ausflusse der Sieg reichten, so lag das neue Land, welches ihnen Agrippa anwieß, einem Theile ihrer alten Wohnpläze wirklich, wenn auch etwas schief, gegenüber. Der Landstrich von der Mosel rheinabwärts konnte ihnen nicht gut eingeräumt werden, weil man sonst die mächtigen Trevirer von dort vertreiben mußte, welches zu Empörungen bei diesem schon an sich unruhigen Volke Anlaß gegeben haben würde.

Ich betrachte überdem die Versezung der Ubier in die Gegenden ober= und unterhalb Kölln als einen politischen Kunstgriff, und äußere darüber folgendes in einem für den Druk bestimmten Aufsaze.

»Kaum war Oktavius zu der Alleinherrschaft des ungeheuern römischen Reichs gekommen, so sandte er den M. Vips. Agrippa als Statthalter an den Rhein, welcher nach Cäsar wieder zuerst über diesen Strom gieng, Dio. 48. Aller Wahrscheinlichkeit nach geschahe dieser Uibergang gleichfalls bei Neuwied, wo Cäsar den Weg gebahnt hatte, und Agrippa ein schon genau mit den Römern verbundenes Volk fand, bei welchem sich nach und nach Römer angesiedelt, und das Terrain sowohl, als die benachbarten Deutschen, Chatten und Sigambern durch die Ubier genauer kennen gelernt hatten; große Vortheile, die er nirgend anderswo finden konnte. Bedenkt man dabei die militärisch-wichtige Lage des Kessels bei Neuwied, von welchem aus sowohl der Ober= als Unterrhein in die Flanke genommen wird, so giebt dieses der Sache noch mehr Glaubwürdigkeit.

»Größere Wahrscheinlichkeit erhält dieser Uibergang noch dadurch, daß Agrippa einen großen Theil der Ubier zwei Jahre nachher nach Erbauung der Stadt 717 auf die andere Rheinseite verpflanzte, Strabo IV. 194. Tac. Ann. XII. 27. Dieses sezt natürlich voraus, daß er sie in ihrem eigenen Lande auf das genaueste habe kennen lernen, und sich auf ihre Treue vollkommen verlassen konnte. Außerdem würde es

ein großes Wagestük gewesen seyn, da es im Gegentheile unter der Voraussezung, daß dies Volk schon innigst mit den Römern verbunden war, und gleichsam Römisch-Deutsch genannt werden konnte, als ein politischer Kunstgriff betrachtet werden muß. Dort in der Gegend von Kölln trennte es die unruhigen Belgier von den eben so unruhigen Trevirern, und wirkte dabei durch den nähern Verkehr zum Vortheile der Römer auf beide Völker. Dort hatte es eben so viel Antheil an dem glüklichen Ausgange der Unternehmungen späterer römischer Feldherrn, als es vorher an Cäsars Expeditionen in seinen alten Wohnungen in Germania transrhenana gehabt hatte, indem es den römischen Heeren den Rüken dekte, und ihnen in unglüklichen Fällen den Rükzug sicherte.«

Meine Hypothesen sind zwar neu und gewagt; allein die Entdekungen bei Neuwied sind auch neu und groß. Ehe sie gemacht wurden, konnte man seine Aufmerksamkeit auf diesen für die Geschichte sehr wichtigen Punkt nicht so heften.

Kölln mußte natürlich bald blühender werden als Neuwied, denn dieses lag ja in solo barbarico.

IV.

Gutachten in Sachen der Norddeutschen contra die Süddeutschen puncto Vorrangs, ausgestellt durch Hilarium Oinophilum.

»Wo guter Wein wächst, da wachsen gute Köpfe.« Die Richtigkeit dieses Grundsäzes gäbe ich nicht um das Heidelberger Faß voll des besten Rüdesheimer Hinterhäusers, das ich mir doch, der Himmel weiß, wohl hundertmal in meinem durstigen Leben gewünscht habe. Ein Grundsaz nach dem neuesten Schritte, ich meine, ein solcher, der alle Säze in sich enthält, gleicht wirklich einem vollen Fasse; und ich bin in der That gesonnen, aus dem meinigen bis auf die Neige alle Folgesäze rein auszuzapfen, und sie gastfreundlich herum zu kredenzen. Eine kleine Libation auf dem Opferaltare meines Vaterlandes!

In dem Prozesse der Norddeutschen gegen die Süddeutschen ist Vieles gezankt, und, was doch der sanften

Taubennatur der Gelehrten ganz fremd ist, sogar geschimpft worden. Mein Gott! dachte ich oft, kann dann die Scheidung des jeder Parthie eigenen Verdienstes allein auf die eine Art des Prozesses, auf dem trokner Wege derber Ungezogenheiten zu Stande kommen? Wie? wenn ich es einmal bei dieser Flasche Wein auf nassem Wege versuchte?

Wäre bei diesem Rangstreite, gegen den Homers Froschmäusekrieg gemeine Federfechterei ist, weniger bittere Dinte und mehr süßer Wein geflossen, er wäre längst und gütlich zu Ende. Der Wein erfreuet und erweitert des Menschen Herz, vinum relaxat cor hominis, sagt Hippokrates; und wer keine Gelegenheit hat, diesen philosophischen Arzt darüber zu berathen, der kann nothdürftig in der nächsten besten Weinschenke Auskunft erhalten. Der fröhliche und großherzige Mensch bietet aber lieber die Hand zum Vergleiche, als den Handschuh zum Schlagen. So aber liegen die entschöpften Kämper in der Eke, um sich nur zu neuen Raufereien zu erholen.

Ich weiß es wohl, die Frage über den Vorzug der Nord- oder Süddeutschen ist ein sehr hartstößiger Widder; aber ich will ihn gleich an seinen beiden Hörnern paken: Ist der Wein oder das Bier das edlere, der Menschennatur angemessenere Getränke?

Die älteste Entstehungsgeschichte des Menschen nach Diodor, und die neueste nach —, mir fällt eben nicht bei,

nach wem, lassen zwar das erste Menschenpaar nebst andern Wasserthieren aus einer fauligten Pfüze von der Sonne ausgebrütet werden. Aber dieselbe Sonne hat doch seit den vielen tausend Jahren den Stoff sehr veredelt und vergeistigt; und da bis auf den heutigen Tag die Homoeomerien des Anaxagoras noch nicht widerlegt sind, so paßt noch immer Gleiches zu Gleichem. Ich dürfte auch diesem Entstehungsprozesse des Menschen auf nassem Wege, wenn ich den Einwand nicht heben könnte, einen anderen auf troknem Wege entgegenstellen, und zwischen beiden mitten durchgehen, bis ich bei dem zweiten Stammvater der Menschen, dem Noe ankäme, von dem wir gewiß wissen, daß er den Wein geliebt hat. Die Ausleger sagen, sein Lieblingswein wäre in den südlichen Thälern des Gebirges Ararat gewachsen. Es ist möglich, thut aber hier nichts zur Sache.

»Der Mensch lebt nicht vom Brod allein,« sagt der große liebevolle Menschenkenner, der zu Canaa in Galliläa öffentlich anerkannte, was zuweilen den armen Sterblichen, außer dem Einen was Noth ist, wohl auch noch fehlen könnte, um von Herzen fröhlich zu seyn. Da wollen es aber die nordischen Halbchristen besser verstehen, und meinen, sie könnten von bloßem Brode leben, und doch fröhlichen Herzens seyn, wenn sie es nur unter zweierlei Gestalten genössen. Bier ist doch wahrhaft nichts anders, als flüssiges Brod, so wie Brod festes Bier

ist *); und Branntwein aus Getraide destillirt, ist nichts als Brod, »in der höchsten Potenz«; es ist »verklärtes« Brod, so wie wiederum Brod »unentfaltener« Branntwein ist. Aber Brod und Wein sind Brod und Wein vor dem alten gesunden Menschenverstande, so wie vor der neuesten philosophirenden Vernunft. Es sind zwei verschiedene Dinge, und nicht blos verschiedene Formen der Einen nährenden Substanz.

Ein anderer Bibeltext unterwirft die Welt dem Dispute; ich will aus beiden, dem Texte und dem Dispute, meinen Vortheil ziehen. Dispute entstehen meistentheils aus schwachen Mägen. Schwache Mägen kochen Säure, und die Magensäure macht grämlich und zänkisch; sie ist das wahre Streitprinzip der Welt **). Nun aber ist gegen Magenschwäche alter guter Wein ein wahres Spezifikum.

---

*) Meine Erklärung halte ich für so richtig, daß ich sie gegen eine andere als musterhaft anerkannte zu stellen wagte, nach der die Baukunst starre (gefrorne) Musik ist.

**) Der teleologische Grund, warum Magenschwäche zänkisch macht, mag wohl darin liegen, weil das Zanken ein gutes Mittel ist, den Magen wieder zu stärken. Die Geschichte sagt, daß, als der schwache Magen eines schwachen orientalischen Kaisers nichts mehr verdauen wollte, die Aerzte seiner Gemahlin riethen, immer nach der Mahlzeit den Kaiser durch Widerspruch zu ärgern. Es hat geholfen.

Der Apotheker Mayer hatte seine Krebsaugen bis zu mehreren Zentnern vergebens gegen die Säure verschlukt; er hätte noch dazu einen ganzen Kreidenberg auffspeisen können. Der gute Mann hatte einmal die Parthie der Offizin gegen den Keller genommen. Was würde auch aus seiner ganzen Zunft werden, wenn die Aerzte ihre Kranken nach der Schenke verwiesen, und aus ihrem diken Rezeptenbuche nichts verschrieben, als, nach Umständen, entweder alten oder jungen Wein, oder eine Biertisane? Wer es aber zu vertheidigen wagt, die Schwäche des Magens vertrage sich mit der Stärke des Geistes, und das Kneipen und die zusammenziehenden Magenkrämpfe begünstigen einen weit um- und zusammenfassenden Blik (das Karakteristische des großen Kopfes), der hat wohl den Consensus nervorum und die Harmonie zwischen Verdauwerkzeugen und Denkorganen noch weniger studiert als ich. Alles, wozu eine fortwährende Magensäure den grämlichen Kranken noch aufgelegt macht, beschränkt sich auf Kritiken und Rezensirwesen. Der biertrinkende Theil Deutschlands ist das wahre Vaterland der Zoilen und Aristarchen.

Wegen derselben magenstärkenden Eigenschaft des Weines, ist sein Gebrauch das beste Mittel, den alten Glauben gegen Neuerungen zu verwahren. Frankreich, Spanien, Italien, in Deutschland die weinreichen Ufer der Donau, der Mosel, des Rheins und Mains bestätigen geographisch meine Behauptung. Nur Bierländer sind abgefallen. In

England schrieb soggr Heinrich VIII. gegen Doktor Luther; das half aber nichts. In diesem Bierlande schritt die protestirende Natur unaufhaltbar selbst über das königliche Buch hinweg. In Frankreich schrieben sogar Abbé's gegen die katholische Religion; auch die Spottschriften der Abbé's konnten der altgläubigen Natur dieses Weinlandes nichts anbringen. Das fröhliche Herz, das aus ein Paar munteren durch Wein belebte Augen schaut, nimmt kein Arges an den Staubfleken auf der ehrwürdigen antiken Statüe der vaterländischen Religion. Einen auffallenden Beweis meines Sazes giebt mir das unvergleichliche Rhein- und Weingau. Seine Bewohner sind so strenge altgläubig, daß sie sich aus allen Kräften der Einführung eines neuen Gesangbuches widersezten, bles weil es nicht wie die alten — gedrukt war, sondern in der Mitte jeder Seite einen Spalt hatte, durch den, wie sie sich naiv ausdrükten, Martin Luther leibhaftig herausgukte. Sie hatten wohl nicht so ganz unrecht. Wäre ich einer der Wächter Zions, ich litte es auch nicht, daß man an die Mauern der heiligen Burg einen Riß auch nur mahlte. Das dadurch verwöhnte Auge könnte zulezt eine wirkliche große Bresche übersehen. Die Klostergeschichte der im Rheingaue gelegenen Abtei Erbach und Probstei Johannisberg enthält nicht einen Fall, daß auch nur ein Mönch dem alten Weine und alten Glauben untreu wurde. Die kezerischen Hunde verbotener Bücher lagen nicht, wie in andern Klöstern, an Ketten;

man wußte, daß niemand versucht wurde, sich ihnen zu nähern. Bei dem Frohsinne findet unnüze Grübelei keine Herberge. Hingegen gleich auf der waldigen Höhe, in dem angrenzenden Gerstenlande, wo es statt Traubenstöke nur Schlehenheken giebt, hört man wieder das ewige Protestiren gegen die alte Kirche.

Man hat so Vieles über eine Kirchenvereinigung hin und her geschrieben; ich verliere darüber kein Wort. Der Beweis ihrer Unmöglichkeit geht aus der Unvermischbarkeit des Weines und Biers klar hervor.

Der Wein begeistert, Bier und Branntwein berauschen. Der Wein macht nervig, Bier aber fleischig; die Norddeutschen sind im Durchschnitte einen starken Zoll größer, als die Süddeutschen. Der geistige Wein ist das physische Element aller Aufklärung, das blutverdikende Bier die Quelle des trübsinnigen Obskurantisms. Ich tadle darum eine große Inkonsequenz in dem Betragen der sonst so weisen norddeutschen Fürsten. Sie begünstigen die Wissenschaften und die Preßfreiheit, und erschweren die Einfuhr unserer Weine durch Zölle und Akzise; und so zerstören sie durch die That, was sie im Projekte aufbauen. Dieser Vorwurf trifft Frankreich nicht. Die Weine sind da im Uiberflusse und wohlfeil; die Auflagen auf den Verbrauch des Weines sind nur eine Maaßregel der hohen Staatspolizei, damit die Leute durch unmäßigen Genuß

nicht in geistige Hypersthenie, und im ewigen Taumel von einem Extreme zum andern fallen.

Massenbach übersieht die wahre Ursache unter den mancherlei möglichen Gründen des unglüklichen Kampfes des schwarzen Adlers gegen den goldnen. Der Wein vermehrt, mit der Geschwindigkeit des Blutumlaufes, die Schnelligkeit der Gedanken, des Entschlusses, der That. Bier macht schläfrig und träge; seine Freunde bleiben Kopfhängend auf der Bank sizen. Darum wurden die Preußen, wenn sie gegen die Franzosen standen, überflügelt, und eingeholt, wenn sie vor ihnen flohen.

Von den nordöstlichen Kalmukengesichtern haben die Weinländer nichts zu fürchten. Ihr bester Alliirte ist der Winter, ein kalter und unbeständiger Freund. Am Branntwein werden die Russen sich in Ewigkeit nicht gesittet trinken. Das sahe die Kaiserin Katharina II. wohl ein; und da vom Hofe alle Bildung ausgeht, so wollte sie dadurch den Grund dazu legen, daß sie den Gebrauch des Branntweines bei Hofe einschränkte. Man gieng noch weiter, pakte das Ding an beiden Enden an, und pflanzte zu gleicher Zeit in der Gegend von Astrakan, durch rheinländische Kolonisten, Weinberge. Dehnt sich von daher der Weinbau in die Breite und Quere über Moskau bis nach Archangel aus, ja dann stehe ich im nächsten Jahrtausend dem südlichen Europa nicht mehr gut für eine neue Uiberschwemmung durch einen Völkerstrom aus Norden.

Man wird mir vielleicht die Unterjochung des südlichen Europa durch die Normänner, Gothen, Hunnen u. s. w. entgegensezen. Aber bedenke man nur, wie wenig man sich damals auf die Pflege des Weines verstand. Der italienische und spanische einjährige Wein in schlechten Thierhäuten und Schläuchen, vermischt mit seiner gährenden trüben Hefe, hat wenig Vorzüge vor dem dummberauschenden Biergetränke jener Länderverwüster.

Steht es im Buche des Schiksales, daß aus einem Volke der Diktator der Welt hervorgehe, so ist es ein Fürst, in dessen Landen der meiste und beste Wein wächst, und ein Wein, der, wie man sagt, fähig ist, die Linie zu passiren. Hier gebe ich den Mythologen einen Wink, und den Schlüssel zu der symbolischen Deutung der Züge des Weingottes nach Indien, und seines Triumphwagens, den gebändigte Tieger zogen. Ich hoffe, Brittanniens Leopard muß auch noch ins Geschirre, und der goldne Adler schwebt einst über dem Tower, um die weinbringende Sonne zu begrüßen. Die übermüthige Insel eilt mit dem vielen Porter, womit sie die Fettbäuche ihrer Bewohner überschwemmt, ihrem Schiksale um so schneller entgegen, und kann ihren Fall mit dem spanischen, mit Porto- und Malaga- und dem wenigen Kappwein nur noch auf kurze Zeit aufhalten.

Ich bilde mir ein, wie manches kupfernäßige, bleiche und hagere Gesicht mir zur Trophäe den Bierkrug überläßt, um mit ungetheilter Macht den berühmten Nordhäuser

Branntwein zu vertheidigen. »Branntwein,« wird man entgegnen, »ist Geist wie Wein; er ist eine durch die »Kunst überaus gelungene Nachahmung der Weinnatur; »er ist die Vollendung des Weines; und was von diesem »gelobt wird, gereicht jenem vorzüglich zur Ehre.« Was? der Branntwein, ein Tollkopf, der den Bogen bricht, den er spannen will, ein Bastard von dunkler Geburt will sich gegen den köstlichen Halbgott stellen, dessen Mutter die himmlische Sonne ist? Der Branntwein ist ein prahlerischer Waghals, ein Schwelger, der mit seinem Vermögen nicht haushält. Er jagt lärmend durch die Adern, und am Ende schleicht er sich mit seiner Beute wie ein Dieb durch alle Schweiß- und Schlupflöcher zum Körper hinaus. Der Branntweintrinker erfriert darum bei geringer Kälte; ein Glas guten Weines ist getreu und schüzt gegen den härtesten Wintertag. Gerade so ist es auch bei den Schriftstellern. Der Gelehrte, der seine Feder und Finger durch Branntwein belebt, bringt in erster Hize einen pomphaften, alles versprechenden Titel zu Stande; spielt der Pseudowein seine Rolle gut, so bringt er es noch zu einem glänzenden Anfange des ersten Kapitels des Werkes, ehe die Finger frieren und starr werden.

Ich hatte vor kurzem ein Buch in der Hand, das eine stolze Uiberschrift führte, die ich nicht verstand. Das erste Kapitel hob mit diesen Worten an: »Hoch in den Wolken.« Wie weit will der hinauf, dachte ich, sah

mit staunender Andacht eines Jüngers der Himmelfahrt dieses Meisters nach, und schon auf der dritten Seite hörte ich den armen Ikarus im Sumpfe plätschern. Mein Heidelberger Faß voll Rüdesheimer soll verwünscht seyn, wenn der Pseudowein das Unglük nicht gestiftet hat.

Nach der Lehre des Humoralsystemes, dem Regenten des medizinischen Himmels für das Jahr 1813, hängt die Bildung der festen Theile des Menschen von der Beschaffenheit der flüssigen ab. Unser Leben ist ein permanenter Kristallisationsprozeß. Der festere Niederschlag aus dem Zustande der Flüssigkeit giebt Knochen, Sennen, Faßern, Nerven. Die aus der beständigen Mischung und Scheidung entwikelte Wärme treibt in Dampfgestalt feinere Dünste in das Gehirn; diese streben, nach dem allgemeinen Bildungstrieb, wieder sich in bestimmte Formen zu kristallisiren; es giebt schwache oberflächliche Anflüge unter allerlei Formen, als Wünsche, Einbildungen, Gefühle und Gedanken; alles ohne Haltung und Bestand. Nun sagt mir aufrichtig, müssen das nicht andere Knochen, Faßern und Nerven seyn, die aus den Lichtfäden des Weines gesponnen werden, als die gebrechlichen Strike aus grober Bierhede sind? Und sollen sich aus dem geistigen Gaß nicht feinere Gefühle, Wünsche und Ideen bilden, als aus dem diken Nebel, der aus der braunen Gerstenbrühe aufsteigt? Uiber dieses Kapitel ist Huarte mein Meister; er zeigt unwidersprechlich in seinem Werke: Prüfung der Köpfe, pagina mihi 94,

der italienischen Uibersezung Venedig im Jahre 1604, daß es auf Speiß und Trank ankomme, ob in dem Menschen das warme, das kalte, oder das feuchte Prinzipium das herrschende werde. Der Wein vereinigt Wärme und Feuchtigkeit; und das ist gerade die günstigste Temperatur zum Gedeihen aller Vegetation.

Ich will mich eben nicht dik und breit machen, als habe ich eine neue Wahrheit an das Licht gebracht, wie Manche, die das Gemeine in ungemeine Worte verstecken, um etwas Unerhörtes zu sagen. Ein gut assortirtes Weinlager nennt man schon längst eine unterirdische Bibliothek; ich nehme das im Ernst, was vielleicht einer zuerst im Scherz sagte, und halte den anfänglich wizigen Vergleich für den ächten wahren Sinn *). So ein paar Folianten

---

*) Ich möchte überhaupt das Kapitel der Hermeneutik, das von Scherz und Ernst handelt, um folgende zwei bisher übersehene Regeln vermehrt wissen. Gewinnt die lustige Seite der Welt an Gebiet und Ausdehnung, wenn der scherzhafte Ausdruk im Ernst genommen wird, so nehme man ihn so. Gewinnt sie, wenn der ernsthafte für Scherz genommen wird, so thue man das Leztere. Diese zwei Regeln folgen aus der metaphysischen Wahrheit, daß der Lachstoff das Substantielle, das »an sich« alles menschlichen Thuns und Treibens ist. Uiber die Posse hinaus reicht keine menschliche Philosophie. »Die Welt stekt voller Spaß,« sagt Sterne; und doch auf dieser spaßhaften Welt zählte ein berühmter Maurische König von Granada, während seiner 40 Jahren glorreichen

aus der Bibliothek meiner Freunde L. und M., ich meine einige Lagerfässer voll fünfzigjährigem Niersteiner, Markebrunner, Johannisberger, Rüdesheimer und anderen, enthalten einen großen Schaz von Weisheit. Das sind die wahren Kirchenlichter, die Trost und Rath geben, besonders

---

Regierung, nur 14 vergnügte Tage; ich glaube es wohl. Er nahm alles zu ernsthaft; er erwartete, daß sein prachtvoller Hofstaat ihm mit vergnügten Tagen die Aufwartung machte; daß seine Armeen sie ihm eroberten; daß seine 30,000 Reuter sie erjagten; »er lüftete überall den rechten Zipfel nicht.« Wie ich mich benehme, um selbst aus jedem kranken Blatte meines Lebensbaumes den Honigthau des fröhlichen Scherzes zu gewinnen, gebe ich hier in folgendem Beispiele. Gegen einen ehrwürdigen Mann, den ich kindlich liebe, ließ ein Philosoph ein Buch druken, voll so grober Schimpfreden, daß sich die Presse dabei hätte schämen müssen, wenn die Maschine Gefühl hätte; und doch hat mich das Buch sehr ergözt, und das wegen dem vielen Spaß, der hinter dem scheinbaren Ernste stekt. Es ist wahr, der Scherz liegt zuweilen etwas tief, wie die Trüflen unter der moderichten Erde, und es gehört dazu eine eigne Gabe und Uibung ihn aufzufinden; manchmal liegt er aber doch offen zu Tage. Denn sagt mir, ihr Freunde und Schüler des weißen Demokrits! was kann lustiger seyn, als daß ein ernsthafter Philosoph, in der Absicht, seinem Ruhme ein bleibendes »Denkmal« zu stiften, sich einen papiernen Vogelscheu zusammen leimet, ihn vor sich hinstellt, und dawider losrennt, wie der schäumende Eber gegen den vorgehaltenen Spieß, und daß, nachdem er den Lumpenmann niedergestoßen hat, er sich von seinen Freunden »Bravo«

wenn der Text noch rein und unverfälscht ist. Die verschiedene weinpflanzende Orte sind eben so viele Gymnasien und Lycäen; die große Universität aber für Deutschland hat ihren Siz im Rheingaue.

Ich habe, ohne mich zu rühmen, seit zehn Jahren nach dieser Uiberzeugung gehandelt; und um mein Scherflein zur Erhaltung und Verbreitung der Aufklärung beizutragen, jährlich einen Morgen Feldes zu Weinbergen angelegt. Ein anderer liefert jährlich eine Schrift in die Buchläden. Wir gehen beide auf denselben Zwek los, aber ich auf weit sichrerem Wege; mein Werk ist auf einen bleibenden Geschmak berechnet. So wie ich finde, daß einer meiner Fruchtäker sich freundlich gegen die Sonne neiget, und eine

---

zurufen, und in die Hände klatschen läßt, und dann in stolzer Geberde sich umsieht nach der Prinzessin, von der er den Dank und den Preis seiner Tapferkeit empfangen will? Wie der Priester der ernsten Wahrheit in demselben spaßhaften Buche, gegen die Geseze des gemeinen Anstandes, seine närrischen Träume und Visionen vor aller Welt erzählt, in dem wachenden Zustand dieser Erzählung sich wieder in einen Traum versezt, und das alles in so sonderbarem Durcheinander, daß es nicht einmal die Wahrscheinlichkeit eines Traumes hat? In der That, das Buch hat mich sehr ergözt! Ich glaube, Brand's Narrenschiff enthält nicht so viele Ballen spaßhafter Dinge und mehr werthlosen Ballast; und es ist mir leid um die guten Menschen, die das Uibel im Ernst und daran Aergerniß nehmen, und seine Erscheinung sodann für eine Verlezung aller Ehrbarkeit halten mußten.

Anlage zu dieser wissenschaftlichen Kultur verräth, gebe ich sie ihm; und auf Ehre, mit diesen 10 Morgen Weinberge hoffe ich mich um die Aufklärung der hyperboreischen Länder, wohin ich ihr Produkt zu versenden gedenke, mehr verdient gemacht zu haben, als wenn ich mit eigner Art hundert Hufen ihrer kalten finsteren Tannenwälder umgehauen hätte.

Es ist nun Zeit, daß ich dem wichtigsten Einwand begegne, den man daher nimmt, daß das gelehrte und das nördliche Deutschland gleichbedeutende Ausdrüke sind. Ich habe darauf mehr als eine Antwort.

Erstens: Wem gehören denn viele der grosen Schriftsteller durch ihre Geburt an, auf die das nördliche Deutschland stolz ist? Haller, Wieland, Göthe, Schiller, Fichte, Sturz, Sulzer? u. s. w.

Zweitens bis siebentens (denn ich muß mich eilen, der kleine Piko in meiner Weinflasche steht bald ganz auf dem Troknen): Schriftstellerei ist in jenen nördlichen Provinzen ein Gewerbe; viele kennen kein anderes und wollen leben. Sie müssen schreiben »unter Todesstrafe.« Vor zehn Jahren konnte man mit Gewißheit aus der Dike des Leipziger Meßkatalloges auf eine dünnleibige Zeit schließen. Wir Süddeutschen schreiben weniger, weil wir Schriftstellerei mehr als freie Kunst treiben.

Wir halten auch mehr auf das Handlen als auf das Lesen. Das Departement vom Donnersberg hat nicht einen Schriftsteller über Oekonomie, schikt nicht einen Schüler nach

Mögelin oder Hofwyl; aber es führt sogar in Mißjahren Früchte aus. Im Rheingau ließt oder schreibt kein Mensch über den Weinbau, und doch (das werden mir die Schriftgelehrten schwerlich glauben) wurde voriges Jahr in Rüdesheim ein Morgen Weinberg (160 Ruthen) zu zehntausend Gulden verkauft.

Achtens: Doch! meine Flasche ist leer. Ich size nun auf dem Troknen: ohne Wein bringe ich nicht einen Gedanken flott.

V.

Briefe aus der Stadt.

Erster Brief.

Vom 13. Jänner 1813.

Du glaubst, wir schwelgen hier in Winterlustbarkeiten, und schwimmen in einem Strome von Genüssen. Weit gefehlt, mein Lieber! Von den Herrlichkeiten des Winters haben wir, auch sogar in der Hauptstadt, nichts als ihn selbst mit seinen trüben Tagen und langen finstern Nächten; nur ihn, den grämlichen Alten mit seinem kalten, mürrischen Gesichte.

Ohne Musik, weißt du wohl, giebt es für mich keinen besondern Genuß; und sie ist weder durch die Zeitumstände, noch durch die Stimmung der Menschen begünstigt. Gefühllos, hart, und voll schneidender Dissonanzen ist die Gegenwart.

Unsre musikalische Akademie schlummert; und manche wollen in diesem Zustande von Apathie und Lethargie einen gewissen Vorboten ihres nahen Todesschlafes sehen. Das wäre doch wirklich zu frühe für die hoffnungsvolle Kleine, die schöne Anlagen verrieth, und etwas zu werden versprach! In Rüksicht der Kunst sind wir hier beinahe in der Lage, wie der herrliche Strom vor uns. Schwerfällig trägt er die Fesseln des harten Winters, und wälzt seine Eisschollen langsam fort; aber ganz gelähmt vom Froste, und bewegungslos gekettet ist er noch nicht. Es ist der fatale Mittelzustand zwischen Leben und Tod, zwischen Bewegung und Erstarrung, den ich in der Natur so wenig, als bei dem Menschen leiden mag. Jede unentschiedene Lage, alles ungewisse Schwanken und unentschlossene Zögern zwischen Rechts und Links, zwischen Kalt und Warm, ist mir unerträglich. Einem entschlossenen Feinde sehe ich lieber ins Gesicht, als einem zweifelhaften Freunde. Auf dem erstarrten Strome, wenn er Zentnerlasten auf seinem Rüken trägt, und in dem Sonnenlichte eines klaren Himmels glänzt, kann mein Auge mit Vergnügen weilen; aber wie er sich izt unbehilflich fortschleppt, nicht flüssig und nicht fest ist, wie der Geist der Zeit, so habe ich einen Widerwillen gegen ihn, wie gegen alles vorsichtige, leise Auftreten und Schleichen, gegen alles gefallsüchtige Schmiegen und Schiken in jedermanns Launen, gegen diese mehr als kosmopolitische Freundschaft mit aller Welt, die es mit keinem Menschen gut meint.

Die musikalische Akademie schien manchem schon, bei ihrem Entstehen, in ihrer anarchischen Form, den Keim der nahen Auflösung in sich zu tragen. Die Monarchie ist aber, wie große Staatsleute behaupten, nur reichen Völkern angemessen, und die republikanische Verfassung armen. Ist dem so, dann läßt sich die Lage unsrer Akademie schon aus diesem Grundsaze erklären; denn, wäre sie reich genug, um die Künstler zu bezahlen, so würde sie an Einheit (dem Prinzip der Monarchie) unendlich gewinnen. Indessen wäre es Schade um die Gesellschaft, die einige ausgezeichnete Talente aufzuweisen hat, wenn sie untergehen sollte.

Reisende Künstler erweisen uns öfters die Ehre, daß sie uns ihre Fertigkeit bewundern und bezahlen lassen. Noch unlängst überraschte uns Herr Durand mit seiner seltnen Behendigkeit auf der Geige. Mich befriedigte besonders die Harfenspielerin Pascal, die wir früher hörten; sie verbindet Geschmak und Uibung in einem vorzüglichen Grade. In einigen Tagen hören wir die Gebrüder Femy aus Paris, und dann soll der Tausendkünstler Comte die Mainzer Welt durch seine Zaubereien in nicht geringe Verlegenheit sezen. Was ich bis izt von ihm weiß, kündigt einen Mann an, der dazu geschaffen ist, sein Glük zu machen. Er ist gefällig und redselig, und besizt die Gabe, andre von dem wirklichen Gehalte seiner Talente zu überzeugen, an den er vielleicht selbst nicht glaubt. Die Welt will betrogen seyn, sagt ein altes, sehr wahres Sprichwort,

und wer das kann und mag, ist ihr Held. Es giebt kein einträglicheres Gewerbe, als das, die Menschen zu täuschen. Wem der Ruf vorausgeht, daß er die Wahrheit liebe und sage, der ist wahrhaftig schlecht empfohlen. Nach Herrn Comte wird es hoffentlich ein andrer übernehmen, uns, für unser gutes Geld, die Zeit zu vertreiben oder Langweile zu machen. So taumeln wir denn wirklich, wie du dir vorstellest, aus einer Schwelgerei in die andre!

Was man eigentlich Schauspiel nennt, haben wir nicht. Du weißt, daß unser Theater, welches bald eine Reitschule, bald ein Kunsttempel war, und abwechselnd in beiden Verwandlungen erschien, als ein Symbol unsers Kunstzustandes den Einsturz droht. Ganz haben indessen Melpomene und Thalia uns noch nicht verlassen. Wer sucht aber die verwaisten Musen auf dem Speicher eines Winkelgebäudes, dessen Eingang die Gasse zu einem Lager anzukündigen scheint? Indessen treibt es jeder, wie er kann; und es macht dem Völkchen wahrhaftig keine Unehre, daß es das Bedürfniß eines Theaters fühlt, und nach Kräften befriedigt. Seit einigen Tagen heißt es, unser Schauspielhaus werde wieder hergestellt, und der Befehl dazu, nebst der Anweisung der nöthigen Summen, seyen aus Paris eingetroffen. Wenn Personen vom allerhöchsten Range, wie die Zeitungen sich ausdrüken, hier eintreffen sollten, dann ist es nicht unwahrscheinlich.

Unser Feld ist eigentlich die Politik; denn da giebt die ungewisse Zukunft unsrer regen Phantasie einen weiten Spielraum. Aehren lesen wir wenige auf dem öden Stoppelfelde; aber unsre Vermuthungen, unsre Furcht und Hoffnung können sich nach Lust auf ihm herumtummeln; und gerade eine unbestimmte zweklose Thätigkeit hat für den Menschen gewöhnlich den größten Reiz. Haben wir uns nicht von jeher durch Fragen, Zweifel und Streitigkeiten über jene unbekannte Welt allen Spaß in dieser bekannten verdorben? Leihet die Dunkelheit und Unbestimmtheit nicht unsrer Philosophie und Dichtkunst ganz besondre Annehmlichkeiten? Von was spricht der Mensch am liebsten, als von dem, was er am wenigsten versteht? Wir leben und weben izt in Rußland, Polen und Preußen, und rathen den Feldherrn der kriegführenden Mächte gute Operationen auf den künftigen Feldzug an. Es giebt nichts tolleres, als die Weissagungen und Wettungen über die Zukunft. Doch lassen wir jedem seine Weise! Der Adler wiegt sich in den höheren Regionen des Himmels, und der Frosch quakt im tiefen Sumpfe. Singe jeder, wie ihm die Stimme gegeben ist, aber — für sich!

Ich liebe die politischen Pronostiken nicht besonders, und glaube, daß es noch schwerer ist, einem Staate, als dem einzelnen Menschen die Nativität zu stellen. Mein Gott! sind wir denn was anders als blinde Werkzeuge in der Hand des Schiksals? Wer wagt es, nach dem, wie es

heute ist, vorauszusagen, wie es morgen seyn werde? Keiner hat sich noch auf den delphischen Dreifuß gesezt, um die Zukunft zu verkünden, ohne daß er sich und andre getäuscht hätte. Sah wohl der kluge Neker voraus, welche Folgen seine Maaßregeln für Frankreich haben würden? Konnte er auch nur einen Theil jener furchtbaren Revolution ahnen, die in ihren Wirkungen der Erwartung keines Menschen entsprach? Stelle die Schlacht von Jena neben den Einzug der verbündeten Mächte in Frankreich, denselben Herzog von Braunschweig, an jenem unglüklichen Tage, neben den stolzen Feldherrn, der die denkwürdige Proklamation, gleich einem verzehrenden Blize, gegen die Franzosen zu schleudern glaubte! Seit zwanzig Jahren haben kluge Staatsleute und große Staatswirthschaftsgelehrte den gewissen Bankerut von England vorausgesagt; und doch spielt es seine Rolle auch izt noch so, als wenn seine Geldverlegenheit wenigstens nicht verzweifelnd wäre. Wie oft, und mit welcher Zuverlässigkeit wurde die Demüthigung und Zerstükelung Frankreichs angekündigt? Und Frankreich ist die gebietende Macht in Europa, auch izt noch den 13. Jänner 1813.

Man hat sehr scharfsinnige Werke über die Ursachen der französischen Revolution geschrieben, und sie in zwanzig Thatsachen und Ereignissen gefunden, die so unschuldig zu dieser Ehre kommen, als ich, oder ein Philosoph, oder auch eine ganze Sekte. Es ist meine innige Uiberzeugung,

daß, unter einem Könige von Kraft und Muth, diese Revolution nicht ausgebrochen wäre, oder — seine Allgewalt befestigt hätte. Dazu gehörte kein weitsehender Staatsmann, kein Held, sondern nur ein Mann von entschlossenem Karakter. Mag man immerhin die schönen Eigenschaften einer klugen Vorsicht, einer scharfsichtigen Divinationsgabe preisen! Dem nur gehört doch diese Welt an, der den Augenblik, wie er kömmt, schnell zu fassen und zu gebrauchen, die Gegenwart zu erkennen und zu seinem Zweke zu benuzen weiß. Die Zukunft ist ein dunkles, bodenloses Feld; nur die Gegenwart bietet einen sichern Grund. Die große Kunst ist, den Augenblik zu beherrschen; die Zukunft liegt nicht in des Menschen Reich.

Unter die allgemeinsten und größten Vorurtheile gehört auch der Glaube, das Leben eines großen Mannes seye nach Einem umfassenden Plane gebildet, gleiche einer kolossalen Bildsäule von Einem Gusse, und der Zwek, den er erreicht, habe alle seine frühere Anstrengungen und Entwürfe bestimmt. Die größten und kräftigsten Menschen sehen sich aber oft nach einem Ziele getrieben, das sie selbst nie wollten, nie voraussahen.

Im Allgemeinen mag freilich jeder seinen Lebensplan haben; aber niemand weiß, ob und durch welche Mittel er ihn erreichen werde. Eine Leidenschaft, ein Streben treibt uns; und in dem Gegenstande dieses Strebens mag Einheit seyn. Aber gewiß ist sie weder in dem Ziele noch in den

Mitteln. Der Habsüchtige sucht die Vergrößerung seines Vermögens, der Ehrgeizige Gewalt und Ansehen, der das Vergnügen liebt, strebt nach Genüssen, und in so weit haben sie alle einen gewissen Zwek; aber keiner weiß, ob, und durch welche Mittel er ihn erreichen kann.

Da Cäsar zu seiner Begleitung sagte: in diesem Dorfe wollte ich lieber der erste, als in Rom der zweite seyn, dekte er sein innerstes Wesen auf. Er konnte, seiner Natur nach, keine untergeordnete Rolle spielen; aber gewiß dachte er damals nicht an die Unterwerfung der römischen Welt. Alle Verhältnisse, seine Feinde und Freunde, kurz sein Verhängniß drängten und trieben ihn immer weiter, bis er, durch die Pharsalische Schlacht, sich die bekannte Erde zu Füßen legte. Diese Schlacht war, nach seinem eignen Geständnisse, für ihn verloren, hätte Pompejus seine errungene Vortheile zu benuzen gewußt. War aber dieser (Pompejus) Sieger, dann erhielten die Angelegenheiten der Welt eine andre Gestalt, und Cäsar selbst war, für die Geschichte, nicht mehr Cäsar. Was wir für andre sind, und der Nachwelt gelten, hängt nicht von uns, sondern von den feindlichen oder günstigen Umständen ab, unter denen wir handeln.

Hätte Hannibal der Welt seine Absicht angekündigt, mit 59,000 Mann von Spanien gegen Rom aufzubrechen, und mit 26,000, die ihm noch nach dem Uibergange über die Alpen geblieben waren, diesen Staat in seinen tiefsten Grundfesten zu erschüttern, dann würde die kluge Welt

den Abentheurer Hannibal für wahnsinnig erklärt, und mit tausend Gründen die Unmöglichkeit der Ausführung dieses Entwurfs bewiesen haben. Nach geschehener That wußte man eben so viele Gründe, um den Erfolg zu erklären; und Hannibal war ein kluger Mann. Solcher Stellen giebt es unzähliche in der Weltgeschichte, und in der unsres eignen kurzen Lebens. Der Erfolg entscheidet über unser Verdienst und unsern Werth; und wahrhaftig, er hat schon eben so viele gescheidte Leute zu Narren, als Narren zu gescheidten Leuten gemacht. Ein fester Wille, Kraft und Muth, ein sichrer Blik, der den entscheidenden Moment erkennt, eine starke Hand, die ihn faßt, das — sind die Mittel, die zum Ziele führen.

Ich weiß nicht, ob ich von dem geistreichen und gelehrten Lichtenberg folgende Anekdote gehört, oder gelesen habe: »Einem Könige von England, — dessen Name mir entfallen ist, — machte die stets fertige Geläufigkeit, mit welcher die Gelehrten seines Landes alles Erklärbare und Unerklärbare erklärten, viel Spaß, und er entschloß sich, ihnen ein Problem vorzulegen, dessen Auflösung einige Schwierigkeiten darbieten sollte. Man habe, sagte der König, einen Fisch gefangen, an dem die sonderbare Eigenschaft bemerkt werde, daß er in einem Gefäße voll Wasser leichter sey, als in einem leeren, und er wünsche zu wissen, welches der Grund dieser auffallenden Erscheinung sey. In welchem Lande hätten die Gelehrten nicht gewetteifert, die

Gründlichkeit und den Umfang ihrer Kenntnisse in den Augen ihres Monarchen zu bewähren? Auch in England erklärten und bewiesen sie in weitläufigen Abhandlungen, wie und warum der Fisch, ohne Wasser, schwerer seyn könne und müsse, als ohne dasselbe. Den König erbauete die gutmüthige Leichtgläubigkeit der Gelehrten, die den reichen Segen ihres Wissens so gefällig zur Schau ausstellten. Nur einer, behutsamer als seine Kollegen — nach andern Lesearten wäre es der Hofnarr gewesen — wünschte sich vorläufig von der Wahrheit der angeblichen Thatsache zu überzeugen, ehe und bevor er zu einer gewagten Erklärung derselben zu schreiten gesonnen war. »Du, sagte der Monarch lächelnd, bist, vielleicht nicht der gelehrteste, aber doch der vernünftigste von allen; denn an der Sache, welche die Herren so fertig zu demonstriren wußten, ist — nichts.«

Se non è vero, è ben trovato.

Die ganze lange Vergangenheit ist für den Geschichtschreiber ein schulgerechter Sorites, in dem alle Glieder nothwendig, als Ursache und Wirkung, zusammenhängen. Aber so weit wir rükwärts sehen, so beschränkt ist unsre Aussicht vor uns. Ist der Patient gestorben oder genesen, dann haben Aerzte und Nichtärzte hundert Gründe, aus denen er sterben oder genesen mußte, da sie früher nicht fähig waren, den Zustand des Kranken auch nur auf eine Nacht vorauszusagen. So, mein Lieber, steht es mit unsrer Scharfsichtigkeit! Die Vergangenheit ist das Ei des

Kolumbus, das jeder auf die Spize stellt; aber die Zukunft ist das Räthsel der Sphinx, das selten seinen Oedip findet.

Zweiter Brief.

Den 16. Jänner.

Allem Hinaussehen und Hinausfühlen, aus dem hellen Tage der Gegenwart in die dunkle Nacht der Zukunft, begegnet gewöhnlich nur ein luftiges Gespenst der Einbildung, selten ein festes Wesen der Wirklichkeit; und doch will der Mensch voraus wissen und voraussagen! Mich hat ein einziger Tag von dieser Seelenkrankheit geheilt.

Nach einer Nacht voll lieblicher Träume war ich an einem schönen Frühlingsmorgen aufgestanden. Bei dem Kaffee wurde der Plan entworfen, wie ich den festlichen Maitag in lauter Lust genießen wollte. Um acht Uhr, sagte ich, wird ein Spazierritt durch die blühenden, duftenden Gärten der umliegenden Gegend gemacht. Um zwölf essen wir, wie gewöhnlich, zu Mittag. Aber den Kaffee trinken wir in dem schönen Biebrich, wohin wir mit einer fröhlichen Gesellschaft zu Wasser fahren. In einem wiegenden Kahne gleiten wir den Rhein hinab, und in dem ruhigen, klaren Strome spiegeln sich die verjüngten Auen und die grünenden Ufer. Wir singen in das Konzert der Vögel, und der freundliche Himmel sieht mit Lust auf die Erde voll Lust.

Voll freudiger Ungeduld sprang ich die Stiege auf und nieder, fiel — und verrenkte mir einen Fuß. Da haben wir die Herrlichkeit! rief ich ärgerlich. Das Pferd steht gesattelt vor der Thüre, und ich hüte nun das Haus! Doch, was ich nicht selbst genießen kann, ist darum für einen Freund nicht verlohren. Mein Karl soll den fröhlichen Morgen haben! Dem alten, getreuen Gefährten durch das untreue Leben ist der Vorschlag recht. Er tanzt auf meinem leichtfüßigen Braunen durch die Straßen, kömmt ins Freie, trinkt die frische, stärkende Luft, und athmet die Wohlgerüche der Blüthen ein, die ihm von allen Seiten entgegenduften.

Da er um einen Zaun lenket, richtet sich ein Mensch mit Geräusch in ihm auf. Das Pferd wird scheu, bäumt sich, stürzt, und Karl ist noch glüklich, daß er mit der Verrenkung eines Arms davon kömmt.

Teufel! rief ich, da hätten wir denn die geträumte Herrlichkeit des schönen Morgens, und die Lust des Tages, und noch Uiberschuß für wenigstens eine ganze Woche! Einer mußte daran, erwiederte mein Freund, mit seiner gewöhnlichen Kälte. Hättest du früher den Fuß nicht verrenkt, dann würdest du später einen Arm, ein Bein oder gar den Hals gebrochen haben. — Es ist aber wirklich fatal, fuhr ich in meinem Aerger fort, daß die herrliche Wasserfahrt zu Wasser geworden ist. Wir hausen nun in der traurigen Stadt, während dem die andern sich in Freuden und Genüssen ordentlich baden. Aber in dieser Welt muß sich ein

Mann in alle Verhältnisse des wechselnden Lebens zu finden wissen. Suchen wir uns selbst für das zu entschädigen, was uns ein neidisches Verhängniß versagt! Wir bleiben diesen Nachmittag beisammen, Karl, und machen unsre Last durch gemeinschaftliches Tragen leichter. Das thaten wir; und nachdem die Gesellschaft abgezogen war, ließ ich einen herrlichen Rüdesheimer aufstellen, um den wir uns in traulichen Gesprächen lagerten.

Der Morgen war warm gewesen. Den Mittag stund die Sonne glühend an dem Himmel. Schwarze Wolken zogen langsam aus Süden. Die Natur wurde stiller und feierlicher. In der Ferne fieng es an zu wetterleuchten und zu donnern. Endlich kam das Gewitter auf den Flügeln des Sturmes näher, — da pochte es an unsrer Thüre. Ein alter Universitätsfreund, den wir seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hatten! Brust ruhet an Brust. Die Freude des Wiedersehens steigt bei dem Weine, der das Alte verjüngt, bis zur Begeisterung. Aber sie war kurz. Ach! keine Freude währt in diesem Leben lang. Der theure Jugendfreund mußte uns schon in der dritten Stunde verlassen, weil er in einer Gesellschaft reißte, von der er abhieng. Das nahe Gewitter hatte sie bestimmt, beizulegen, und da es vorüber war, sezten sie ihre Fahrt den Rhein abwärts fort.

Ein sonderbares verworrenes Gewebe ist doch dies Leben, sagte ich. Welches Auge, als das der Vorsehung,

mag den verschlungenen Fäden folgen, an das sich unser Wohl und Weh, unsre Freuden und Schmerzen anknüpfen! So ist doch alles gut geworden, und nie sollte man vereilig über ein kleines Ungemach klagen. Hätten wir, ich meinen Fuß, und du deinen Arm nicht verrenkt, dann wäre der liebe Schulfreund, ohne uns zu sehen, durch Mainz gereißt, wohin der Sturm ihn führen mußte.

An der Fahrt nach Biebrich haben wir wahrscheinlich auch nicht viel verlohren; denn hat das Gewitter die Gesellschaft noch auf dem Wasser ereilt, dann möchte ich bei dem Jammer nicht gewesen seyn.

Und so war es. Abends hörten wir, daß alles, bis auf die Haut durchnäßt, nach mancher überstandenen Gefahr, in Biebrich eingetroffen war. Dort mußte die Gesellschaft einen Wagen nehmen, um noch denselben Tag wieder nach der Stadt zu kommen. Auch nicht eine von den mannigfaltigen gehofften und gewunschten Freuden war wirklich geworden. Bei der Heimkehr zeigte sich jedermann so verstimmt und ärgerlich, als er froh und zufrieden ausgezogen war. Welch ein bunter Wechsel in einem einzigen Tage!

So ist es dann doch gut, Ihr Lieben, sagte ich beim Abendtische. Der Tag ist, einige kleine Unfälle abgerechnet, noch glüklich genug vorübergegangen; denn ein wahres Glük ist es, daß der liebe Karl nur einen Arm verrenkt, der Jugendfreund uns zu Hause gefunden, und die

Gesellschaft, bei Sturm und Wetter, das Land erreicht hat, und wir nun so ziemlich wohlbehalten wieder beisammen im Troknen sind. Freilich mußten wir die Lust und Freude entbehren, welche uns der schöne Morgen versprochen hatte. Aber, wie oft wird der Mensch in noch größern und gerechteren Erwartungen getäuscht? Kömmt Schlimmes oft unerwartet, dann ist es auch der Fall mit dem Guten. Für heute wäre nun alles vorbei, und wir können Gott für den durchlebten Tag danken.

In demselben Augenblik erhielt ich einen Brief, der mit der Abendpost gekommen war. Ich erbreche und lese ihn. Nein, der Schlag war zu hart! Ein Handelshaus, dem wir den größten Theil unsrer mühselig errungenen Barschaft anvertraut hatten, war gefallen. Der Verlust war schreklich. Auch mochte ich die Farbe ein wenig verändert haben; denn am Tische war alles stumm, sah mit starren Augen auf mich, und erwartete in der peinlichsten Verlegenheit, welche Nachricht ich mitzutheilen hätte. Sollte ich die guten Herzen mit Einem vernichtenden Streiche treffen? Nach einer angstvollen Pause brach ich endlich in die Worte aus: Croesus! o Croesus!

Was ist dann mit dem Croesus! fragte meine Tochter, mit einer so komischen Einfalt, daß ich wie ein Kunststük des Bauchredners Fitzjames ausgesehen haben mag, wenn er mit der einen Seite des Gesichtes lacht, und mit der andern weint. Das will ich euch erzählen, antwortete ich

meiner Tochter, sehr zufrieden, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich zu sammeln, und die Gemüther ein wenig vorzubereiten.

Croesus, begann ich, war ein sehr mächtiger König, der vor beiläufig 2400 Jahren in Lydien geherrscht hat. Seine Reichthümer waren so unermeßlich groß, daß man, nach ihm, jeden, der übermäßige Schäze besaß, einen Croesus nannte. Obgleich nun dieser König unendlich viel hatte, so hatte er doch nicht genug; denn kein Besiz sättigt den unersättlichen Menschen, und jeder erfüllte Wunsch gleicht einem abgeschlagenen Kopfe der siebenköpfigen Hyder, dem sogleich sechs neue nachwachsen.

Diesen Croesus besuchte der weise Solon auf seinen Reisen. Denn die Alten, um sich zu unterrichten, pflegten zu reisen, wie wir nun Bücher lesen, wurden aber verständiger und gesünder dabei, als wir Gelehrte es im Allgemeinen sind. Der große König ließ dem Fremden alle seine Schäze zeigen. Das Glük des schwachen Sterblichen ist nur halb, wenn es nicht gesehen, bewundert, oder gar beneidet wird. Solon sah alles mit einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit. Dem Monarchen, der einen vorzüglichen Werth auf seine Reichthümer sezte, fiel das seltsame Benehmen auf, und er fragte den Weisen, voll stolzen Eigendünkel, wen er für den glüklichsten von allen Menschen halte, die er je gekannt. Solon nannte einen gemeinen Bürger von Athen, der vor einiger Zeit verschieden war. Croesus

verdroß es nicht wenig, daß er einem unbekannten Menschen, ohne Ansehen, Würden und Schäze nachstehen sollte. Doch glaubte er, in Solons Augen, wenigstens den zweiten Rang zu behaupten. Wen, fragte er ihn, hältst du dann für den glüklichsten nach diesem? Solon nannte zwei Jünglinge von Athen, die aber auch schon gestorben waren. Wie! rief der König, von meinen Reichthümern und von meiner Macht hast du einen so geringen Begriff, daß du mir diese unbedeutende Menschen vorziehst? »Macht und Schäze, erwiederte Solon, giebt und nimmt das Schiksal, wie es ihm gefällt. Auch kann der Mensch sie besizen, ohne sich glüklich, und sie entbehren, ohne sich unglüklich zu fühlen. Niemand aber darf vor seinem Ende sagen, er sey glüklich.«

Croesus, an die geschmeidigen Künste der Höflinge gewöhnt, fand wenig Geschmak an dem freien Griechen, der vielleicht eben so wenig an dem Könige fand; und beide schieden. Um seine Herrschaft zu erweitern, und seine Schäze zu vergrößern, machte Croesus den Entwurf, den König der Perser, Cyrus, zu bekriegen. Von diesem wurde er überwunden, gefangen und verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Schon war dieser errichtet, der unglükliche König mit einigen der vornehmsten Lydier auf denselben gebracht, und Feuer angelegt. Da erinnerte sich Croesus der Worte des griechischen Weisen, und rief in seinem Schmerze: o Solon! Solon! Cyrus wollte wissen, warum er in dem entscheidenden Augenblik diesen Namen

nenne, und ließ ihn von dem Scheiterhaufen herabsteigen.

Croesus, nachdem er sich erholt hatte, erzählte dem ungroßmüthigen Sieger seine Unterredung mit Solon, und dessen Ausspruch, daß die Götter den Sterblichen Macht und Reichthum nach Willkühr ertheilten und nähmen, und niemand sich, vor seinem Tode, glüklich preisen solle. Diese Worte und der Gedanke an den steten Wechsel der menschlichen Dinge, von dem der Sieger in Croesus ein so auffallendes Beispiel sah, erschütterten seine Seele; er schenkte dem Besiegten nicht nur das Leben, sondern auch seine Freundschaft.

Alles schwieg in Nachdenken versunken, und das Herz voll trauriger Ahnungen. Wir waren nicht so reich wie Croesus, sprach ich zu meiner Familie, und sind auch nicht so unglüklich. Aber durch den Bankerut des Handelshauses, dem wir unsre Errungenschaft anvertrauet haben, und den mir dieser unselige Brief ankündigt, sind wir um die Hälfte unsers Vermögens gekommen. Seyd standhaft und weinet nicht! Die Götter geben und nehmen Macht und Reichthum nach Belieben; und wie ihr Besiz nicht glüklich macht, so macht das Entbehren derselben auch nicht unglüklich.

Dieser einzige Tag gab mir eine Philosophie des Lebens, die ich gegen keinen Schaz der Welt vertauschen würde. Die Nacht bluteten alle schmerzliche Wunden meiner Seele aus. Ein tiefer Schlaf stillte sie wie ein heilender Verband,

und da ich am späten Morgen mit neuer Kraft und frischem Muthe erwachte, schrieb ich in mein Tagebuch: »Bei seiner »Geburt wird der Mensch dem unsteten, wechselnden Leben, »wie einem unsichern Strome, auf einem gebrechlichen Fahr»zeuge, übergeben. Bald wirft es, im Sturme, eine »empörte Woge der andern zu, und zwischen beiden öffnet »sich ihm der Abgrund des Todes. Bald trägt es ein »schmeichelnder Wind leicht und sanft über die klare Fluth. »Wind und Wetter stehen nicht unter menschlicher Herr»schaft. Lächelt der freundliche Himmel, dann denke an »den Sturm, und im Sturme, daß ihm die Ruhe folgt. »Alles wechselt auf dieser Erde. Nur, wenn du dir selbst »getreu bleibst, und Muth und Kraft in dir bewahrst und »übest, kannst du das Glük verdienen und genießen, und »das Unglük männlich bekämpfen oder ertragen. Gedenke »jenes Tages, und glaube der Hoffnung nur als einem »schmeichelnden Freunde, und der Furcht als einem drohen»den Feinde!«

Ein Unglük sehe ich izt wie eine finstre, stürmische Nacht kommen, die der freundliche Tag wieder ablöset. Auf Menschen zähle ich, in wie weit ihr Interesse sie an mich fesselt, und werde darum selten getäuscht. Mein Sprichwort ist: helfe dir selbst, dann hilft dir Gott und die Welt. So lange dir Freundschaft oder Liebe bleibt, bist du reich; nur wer beide entbehrt, ist wirklich arm. Unser Werth und Glük liegt in uns; was andre davon glauben, daran

denke zulezt, oder, willst du noch unabhängiger seyn, gar nicht.

Dritter Brief.

Den 18. Jänner.

Gewiß, Lieber, achte ich die öffentliche Meinung, obgleich ich sie nicht immer für die Stimme Gottes (vox populi, vox dei) halte; ich achte sogar den nicht, der sie verachtet. Aber die öffentliche Meinung ist keineswegs die Meinung einiger Vettern und Basen, die Meinung einer Gesellschaft, einer Familie, eines Hauses, eines Standes, nicht einmal die einer Stadt; sonst müßten wir den Demokrit für einen Narren, und die ehrenvesten Bürger von Abdera für vernünftige Männer halten. Es giebt keine tollere Sucht, als die, alle Welt zu befriedigen, und jedermann zu gefallen. Ich wollte lieber eine Windfahne auf der höchsten Thurmspize, als ein solcher Thor seyn, der sein Meinen, Glauben und Handeln nach dem Urtheile andrer bestimmt. Gelte was in der Gesellschaft, wenn du willst und kannst; aber, wirst du ihr Sklave, dann erreichst du am wenigsten deinen Zwek. Nur den achten die Menschen, den sie im Nothfalle auch fürchten müssen. Dem Schwachen machen sie das Gute zur Sünde, und dem Starken das Böse zur Tugend. An diesem wird ehrwürdig, was sie an jenem gehäßig oder lächerlich finden. Werde nie Sklave, auch nicht einmal Sklave der öffentlichen Meinung; denn nie wird er geachtet,

selbst nicht von seinem Herrn, dem Gözen, dem allein er sich opfert.

Ich selbst hatte in früheren Jahren den gutmüthigen Wunsch es jedem Recht zu machen, und wurde dadurch der geplagte Müller in La Fontaine's Fabel, der mit seinem Sohne den Esel auf den Markt trieb, und schloß auch, eines Bessern belehrt, wie er:

Je suis âne, il est vrai, j'en conviens, je l'avoue;
Mais que dorénavant on me blâme, ou me loue,
Qu'on dise quelque chose, ou qu'on ne dise rien,
J'en veux faire à ma tête. — Je le fis, et fis bien.

Die Zahl der Albernen und Dummköpfe geht, wie schon Salomo bemerkt, ins Unendliche (stultorum infinitus numerus); und was der weiseste der Könige vor 2800 Jahren gesagt hat, dürfen wir auch heute noch ohne Bedenken nachsagen. Von dem Menschen glaubte man eine sehr richtige Definition zu geben, indem man ihn ein vernünftiges Thier nannte. Ein geistreicher Franzose (Herr Salgues) macht die Bemerkung, man behandle ihn noch sehr freigebig, wenn man ihn für ein vernunftfähiges Thier gelten lasse. Wirklich, wo wäre dann auch eigentlich die Vernunft zu Hause? Daß der Mensch bei der Beurtheilung seiner selbst, bei der Würdigung seines Werthes, in der Geschichte seiner Angelegenheiten nicht zu kurz kömmt, das läßt sich von seiner Bescheidenheit erwarten. Mit Recht halten wir etwas Großes auf uns selbst. Tausend Vorzüge zeichnen

uns vor den übrigen Geschlechtern der Thiere aus. Wo findet sich unter diesen auch nur eines, das sich von seinen Mitthieren die gnädige Pfote küssen ließe? Keine Bärenfamilie glaubt sich von besserem Stoffe, und blikt mit stolzer Verachtung auf den gemeinen Haufen seiner brummenden Brüder herab. Wo sah man je Tyger gegen Tyger ziehen, um sie in ihrem Blute zu einem bessern Glauben, nach dem ihrigen, zu bekehren? Wo müssen hundert dienstbare Löwenfamilien hungern und arbeiten, damit ihr Oberlehnsherr müßig gehen und schwelgen kann? Die Naturgeschichte hat kein Beispiel aufzuweisen, daß vor einem Esel-Braminen ein gemeiner geflohen sey, damit der Parias das edlere Thier nicht mit seinem Anblik besudle. Wo zog je das Geschlecht der Gänse vor einer hochgebornen Schwester voll Demuth die Flügel, und den sonst nicht mäßigen Schnabel ein? — Das alles finden wir bei den vernünftigen Thieren, den Menschen, und noch stärkere Sachen, die ich aber gern übergehe, weil man sie selbst in England nicht ohne Gefahr würde druken lassen.

Wirkt in dem Menschen so oft ein Teufel, dann wohnt, ich weiß es wohl, zu Zeiten auch ein Gott in ihm. Auch davon soll die Rede seyn. Es wäre nur die Frage, ob endlich der gute Geist über den bösen siegt, und das ganze Schauspiel dieses Erdelebens sich nicht am Ende zur allgemeinsten Zufriedenheit schließet. Der Mensch schreitet, wie uns die größten Philosophen versichern, in der Vollkommenheit

immer vorwärts, und jedes spätere Jahrhundert ist besser und glüklicher, als sein älterer Bruder. Bei einem so verkehrten Erbschaftsrechte, wo der Leztgeborne das reiche Majorat heim thut, ist es ein wahres Glük, der Benjamin zu seyn. Wer das Jahrhundert vor dem jüngsten Tage erlebt, kann sich darum selig preisen. Leider, werden es meine Augen wahrscheinlich nicht schauen!

Nach dieser Ansicht der Welt, die meinen ganzen Beifall hat, wäre sie also, den jüngsten Tag abgerechnet, ein wahres Lustspiel, und keine Tragödie, weil in jenem der lezte Akt sich mit Hochzeiten und lauter Freude, wie in dieser mit Mord und Jammer schließet. Liegt in dieser Hypothese etwas Trauriges für uns, weil wir als Frühergeborne entbehren müssen, was die Lassen von späten Enkeln einmal in Ruhe genießen, dann bietet sie auf der andern Seite noch eine tröstliche, weite Aussicht bis zum Ende der Welt dar; denn, wie es mir erscheinen möchte, fehlt uns noch gar manches zur höchsten Vollkommenheit und Glükseligkeit. Ich wollte wenigstens mit Mercier wetten, daß sein Jahr 2440 nicht einmal im Jahre 4880 eintritt, und mit Kant, daß sogar einen Tag vor dem jüngsten Tage an seinen ewigen Frieden noch nicht zu denken ist. Beide sind ungleich gelehrtere und angesehenere Männer, als ich; aber es wäre wohl möglich, was so oft wirklich ist, daß auch hier die Gelahrtheit und das Ansehen Unrecht hätten. Indessen wird es sich mit der höchsten Vollkom-

menheit und Glükseligkeit am Ende doch hoffentlich machen; und welcher rechtschaffene Vater entbehrt nicht gern, um seine Kinder zu bereichern! Alle Extreme, sagt man sonst, taugen nichts. Die Welt und das Menschengeschlecht machen eine Ausnahme; da beide mit dem Paradiese anfiengen, und sich auch damit schließen.

Das vorige Jahrhundert durfte einem vor der Nähe des jüngsten Tages etwas bange machen. Es that so altklug und weise, hatte so ganz alle Vorurtheile — die unschädlichen oder nüzlichen wenigstens — abgelegt, und sich so zuversichtlich mit eigner Hand den philosophischen Doktorhut aufs Haupt gedrükt, daß man das goldne Zeitalter schon vor der Thüre sah. Aber auf einmal schlug der Patient um, und die Rezidive war, wie das gewöhnlich der Fall ist, schlimmer, als die erste Krankheit; und wir können nun der höchsten Vollkommenheit und Glükseligkeit, wie auch dem jüngsten Tage, wieder eine geraume Zeit ruhig entgegensehen. Das philosophische Jahrhundert verschied, und wußte in seinen alten Tagen wahrscheinlich selbst nicht recht, was es aus sich machen sollte. Wie ein betrunkener Bauer — nach einem Gleichnisse Luthers — lag es auf der andern Seite des Pferdes wieder auf dem Boden, nachdem es sich auf der einen kräftig in den Sattel zu heben geglaubt hatte. Sein jüngerer Bruder, obgleich noch ein Kind und unerfahren, glaubte sich indessen doch klüger, — wie das auch mit den alten Rathsherren der Fall seyn soll, wenn sie von

dem Rathhause kommen — und brach über den älteren, wenigstens in einigen vielgelesenen französischen Blättern, unbrüderlich den Stab. Wir lassen voll Duldung, die wir selbst brauchen, die Todten ruhen.

Wenn ich meine Zeit sehe, und die Geschichte lese, dann kömmt mir es doch manchmal vor, als seye es mit unserm steten Fortschreiten in der Wahrheit und Tugend — dem Polarsterne auf der Irrfahrt durch das unstete, stürmische Leben — nicht so ganz richtig. Auf der andern Seite aber werden die Belege für diese Thatsache mit jedem halben Jahre durch die Meßkatalloge, und mit jedem Tage durch unsre politische und litterärische Zeitungen, Dekade- und Monatsschriften der Welt in so große Menge vor Augen gelegt, daß man gar nichts, oder besonders hell sehen muß, um nicht daran zu glauben. Es könnte freilich einer die sonderbare Frage thun: Werden aber auch bei unsern vielen Büchern, Schulen und Schulverordnungen die Menschen besser und klüger? Eine verfängliche Frage, die ich, ohne an unsrer Tugend und Weisheit im geringsten zu zweifeln, doch nicht unbedingt bejahen möchte. Es giebt sogar Leute, die behaupten, wir gelangten mit unendlich vielen und großen Mitteln zu keinem, oder einem erbärmlich kleinen Zwek. Sie führen uns die Wilden zum Beispiele an, die sogar zwekmäßiger und glüklicher leben sollen, als wir. Diese Behauptung ist aber in jeder Hinsicht höchst parador, und verdient kaum widerlegt zu werden. Wie könnten wir

Zwekmäßigkeit und Genuß in einem Leben finden, das keine Bälle, keine Leichenzüge, keine Opern, keine Lust- und Trauerspiele, keine Akademien und Universitäten, keine Thee- und Kaffeegesellschaften, keine Hofhaltungen, keine Pfandhäuser und Lesebibliotheken, nicht einmal ein Mode-journal oder Sterne und Ordensbänder hat? Das gäbe ein troknes Daseyn, wenn uns einer alle diese reiche Quellen auf einmal abgraben wollte und könnte! Sprechen die Wilden dann gar, wie es heißt, nur eine, nämlich ihre Mutter-Sprache, und können weder den Virgil im Lateinischen, noch den Homer im Griechischen lesen, dann begreife ich die abgeschmakte Apologie dieser Halbmenschen am allerwenigsten. Freilich soll Tacitus, von dem man sagt, er habe Latein geschrieben wie ein Professor, und seye überhaupt nicht ohne allen Verstand gewesen, sich in seinem Werkchen de moribus germanorum, zu einer ähnlichen Meinung bekennen; aber wir wissen auch, daß dieser finstre Mensch, der sich nicht geschämt hat, in seinen Annalen den Kaisern viel Böses nachzureden, eine Satyre auf die Römer machen wollte. Was mich betrifft, so halte ich es mit meiner Zeit, von der ich ja selbst eine Erscheinung, und ein Theil bin. Alles Gute, das ich von dem Jahrhunderte sage, in dem ich lebe, gilt ja auch von mir!

Und, wahrhaftig, von dieser lieben Zeit läßt sich viel Gutes sagen. Haben wir nicht in zwei Jahrzehenden eben so viele Jahrhunderte gelebt, und mit einer unbeschreiblichen

Gewandtheit, wie Proteus, alle Gestalten angenommen? Ist nicht jeder für sich eine kleine Welt, und vereinigt in Einer Person die widersprechendsten Eigenschaften, einen reichen Geist und ein armes Herz, Demuth gegen die Großen, und Uibermuth gegen Geringere, erhabene Grundsäze mit niederträchtigen Handlungen, und den äußeren Schein der Religion mit dem gänzlichen inneren Mangel derselben?

Indessen, mein Lieber, sollte ich, bei guter Laune, meine aufrichtige Meinung über uns selbst sagen, dann würde ich erklären: Jede Zeit bringt die Früchte, wie sie der Boden trägt und der Himmel zeitigt. Wir sind weder viel besser, noch viel schlechter als unsre Väter, die an unsrer Stelle wahrscheinlich geworden wären, was wir sind. Alles in dieser Welt drehet sich in einem ewigen, engern oder größern Kreise herum. Nichts ist bleibend, aber alles kömmt wieder; und was sich nicht selbst zerstört, zerstört der veränderliche Sinn des Menschen.

Vierter Brief.

Den 24. Jänner.

Wenn es deine Absicht ist, Glük zu machen, dann werde ein Marktschreier, ein Gaukler, ein Fakir, ein Possenreisser, ein Taschenspieler, ein Bonze, ein Derwisch. Die Menschen

wollen belustigt, bethört, betrogen und geprellt seyn. Du brauchst deine Bude eben nicht auf dem Markte aufzuschlagen, um deine Kunststüke vor dem dummen, abergläubischen Pöbel zu machen; der hat wenig, und zahlt schlecht, und den Aberglauben und die Einfalt findest du bei allen Ständen, und das Bedürfniß sich die höllische Langweile vertreiben zu lassen, mehr noch bei den höheren als bei den niederen. Ein wenig Bauchrednerei und Marktschreierei verträgt sich mit jeder Kunst, mit jeder Wissenschaft; und den Taschenspieler kannst du sogar als Staatsmann und Feldherr, auf dem Katheder und der Kanzel oft vortheilhaft anbringen. Die Phantasmagorie paßt so gut in ein Trauerspiel als in ein philosophisches System. Sogar Nationen haben sich nicht übel dabei befunden, wenn sie etwas von dieser Gabe in ihrem Wesen und Karakter hatten. Die Windbeutelei geht in ihre Geschichte über, und die Nachwelt, die noch leichter getäuscht wird, als die Gegenwart, glaubt und staunt. Ich brauche dir nur die zwei klassischen Völker des Erdkreises, die Athenienser und Römer zu nennen. — Werde ein Gaukler, sage ich dir! Es ist das einträglichste Gewerbe; das darfst du mir aufs Wort glauben.

Comte hatte seine Vorstellung auf gestern mit viel Gepränge angekündigt. Abends nach sechs Uhr sollte die Zauberei angehen. Um einen guten Plaz zu erhalten, gieng ich eine halbe Stunde früher, und that sehr wohl; denn der große Schrödersche Saal wurde so gedrängt voll, daß,

wenn es den feinsten Goldstaub von der Deke geregnet hätte, auch nicht ein Atom auf den Boden gekommen wäre. Wegen Mangel an Raum wurden noch so viele Menschen abgewiesen, daß sie ein ansehnliches Publikum für ein Konzert gebildet hätten. Ich lag in der Presse zwischen zwei wohlgenährten Franzosen, die in ihrer leichtbeweglichen Zunge einen Ableiter für jeden Bliz fanden, der sich in ihnen entzündete. Ohne Mitleid sahen diese Menschen den Schweiß von meiner Stirne rinnen, und schienen es mir beinahe übel zu nehmen, daß auch ich in der physischen Welt auf einigen Raum Anspruch machte. Ich verfluchte den Künstler und seine schöne Kunst, hätte aber eigentlich meine Neugierde verfluchen sollen, die mich mit tausend Menschen so abscheulich ins Gedränge brachte. Eine solche Volksmenge war an dieser Stelle, wo sich schon große Künstler hören ließen, wo die Schöpfung, die Jahreszeiten, das unterbrochene Opferfest, die Entführung aus dem Serail, Messen, Oratorien, Requiem u. s. w. gegeben wurden, nach der Mainzer Kronik, ohne Beispiel. Die Tradition will nur von einem Fastnachtsballe wissen, der beinahe so besucht gewesen seyn soll, wie die Gaukeleien des Herrn Comte.

Das hiesige Volk ist gewiß gut, theilnehmend und wohlthätig; und doch würde eine Subskription für eine unglükliche Familie nicht den zwanzigsten Theil von dem ertragen haben, was Comte an diesem Abend verdiente.

Ich glaube, es war vor drei Jahren, als eine blutarme Jüdin hier mit Drillingen niederkam. Ohne Kleidung, Holz, Nahrung und Pflege lag die Mutter auf dem Stroh, und die Neugebornen zappelten faselnakt in einem Korbe. Der Anblik wühlte wie schneidende Messer in meinem Innern. Da ich in der finsteren, rauchigen Kammer stund, und an den Menschen dachte, an seine Natur und Bestimmung, und an den Staat und seinen Zwek, rollten die Wagen, wie höhnend, über das Pflaster zu Soupers und Bällen, und an einem Tische wurde, in einer Stunde, von Gesättigten, blos um die Zeit zu tödten, mehr verschwelgt, als dazu gehörte, um diese Elenden aus aller Noth zu retten. Ich kündigte den Fall in der Zeitung an, und erbot mich, milde Beiträge für die leidende Familie zu sammeln. Die gesammte Wohlthätigkeit, die meinige mit eingerechnet, gab das Resultat von beiläufig acht und zwanzig Franken. Hätte ich mich auf die edle Kunst eines Taschenspielers, Bauchredners oder Phantasmagoristen verstanden, dann würde ich, zum Besten der Kindbetterin, mit Erfolg eine Vorstellung gegeben haben. Aber, leider! habe ich so etwas nicht gelernt.

Der Mensch hat im Allgemeinen eine eigne Neigung für das Uibertreiben, wenn es auch abgeschmakt ist, oder an das Abgeschmakte grenzt. Ein gewagter Unsinn macht gewöhnlich mehr Aufsehen und Glük als ein schlichter, menschlicher Sinn; er gilt, wie das Zügellose überhaupt, für ein

Zeichen von Genialität. Man will auffallen, weil das Auffallende bemerkt wird. Ganz philosophische, poetische, politische, ökonomische, historische und naturhistorische Schulen haben auf diese Neigung zum Seltsamen, Abentheuerlichen, Unverständlichen und Unerklärlichen gebaut, und ihre Unsterblichkeit darauf gegründet. Freilich vergehen sie gewöhnlich wie Meteore; aber sie haben doch auch wie diese geglänzt, und die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigt. Die Kartesianischen Wirbel haben den Namen ihres Erfinders mehr verbreitet, als das Gute, welches ihm die Wissenschaften verdanken. Der durchlöcherte Mantel des Antisthenes hat mehr Aufsehen in der Welt erregt, als die anständige und zwekmäßige Kleidung aller gewöhnlichen Menschenkinder vor und nach dem griechischen Weisen. Eine wahre, heiligende, vernünftige Andacht, ohne Prunk und Affektation, und eine kluge Mäßigung, die sich zu versagen weiß, was sie nicht genießen soll, bleiben unbemerkt; aber Simeon der Stylit, der sein Leben, unter freiem Himmel, auf einer Säule stehend zubringt, und Diogenes, der seinen Becher wegwirft, da er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sieht, bleiben denkwürdige Namen. Der einzige wahrhaft kühne Gedanke, die Baukunst sey eine gefrorne Musik, und die Musik demnach eine aufgethauete Baukunst, hat mehr Epoche gemacht, als die beste Abhandlung über diese Künste je machen wird. Ein berühmter Mann sagte, wo viel Licht, seye auch viel Schatten, und berühmte und

unberühmte Männer haben es als eine große Wahrheit nachgesagt. Schatten ist aber Abwesenheit des Lichtes, und mit andern Worten heißt der obige Spruch nichts anders, als wo viel Licht ist, fehlt viel Licht.

Der Mensch gefällt sich und andern in Extremen, und kann der Ehrgeizige nicht, wie Alexander, die Welt mit seinem Namen, als Eroberer, füllen, dann kriecht er wie Diogenes in eine Tonne, wenn nur von derselben mehr geredet wird, als von einem Pallaste. Diese Sucht sich auszuzeichnen, mag den Vortheil haben, daß sie den Menschen spornt, immer weiter zu streben, nie auf halbem Wege stehen zu bleiben, und sich über das Gemeine zu erheben; aber sie hat auch den Nachtheil, daß sie ihn über die Grenzen treibt, die doch alles Endliche, selbst die Wahrheit, Tugend und Schönheit umschließen. Ist eine Kunst bis zu jenem Grade von Vollkommenheit gediehen, daß nicht leicht einer hoffen darf, die großen Muster in ihr zu übertreffen oder zu erreichen, dann verläßt er die gemachte Bahn, und geht, aus Eitelkeit, seine eigene. Nicht nur einzelne Menschen und Stände, sondern ganze Zeitalter sind in diesem Falle, und so folgt gewöhnlich dem guten Geschmake ein verdorbener, dem gesunden Menschenverstande die Extravaganz, der Mäßigung ein Schwindelgeist und der Kunst die Künstlei. Tausend Bizarrerien unsrer Zeit, die wir aber nicht bemerken, weil die Hälfte des Zwergsakes, in der wir unser eigne Fehler tragen, uns auf dem Rüken

hängt, und nur von andern, aber nicht von uns gesehen werden kann, so wie auch das Glük, das gewisse Menschen gemacht haben, und noch machen, die andre Zeiten und Völker ins Irrenhaus verweisen würden, lassen sich nur auf diese Art begreifen und erklären.

Es ist schon genug, daß der Mensch einen Fehler oder eine gute Eigenschaft einige Zeit gehabt hat, um diese oder jenen abzulegen, und gegen andre zu vertauschen. Darum springen wir auch gern von einem Extreme zum andern über, und entsagen einem Vorurtheile, nicht aus beßrer Uiberzeugung, sondern weil wir es müde sind. Wann war die Kezerei und Gottlosigkeit allgemeiner als in den drei lezten Dezennien des vorigen Jahrhunderts? und wie erbaulich fromm ist auf einmal selbst die große Welt geworden! Ein Mann von einiger Bedeutung hat izt seinen Stuhl in der Pfarrkirche, und seine Loge im Theater, eine Mätresse und seine Hauskapelle. Madame besucht regelmäßig den Tempel des Herrn, wie es die Pflicht eines guten Christen ist, der an die Ewigkeit denkt, und hat dabei noch den zeitlichen Vortheil, daß sie mit ihrem Puze gesehen wird, und andre sieht. Die Andacht ist übrigens auch im geringsten nicht kostspielig und beschwerlich. Ihr geht eine Stunde in das Gotteshaus; und damit habt ihr allen euren Pflichten gegen den Schöpfer und euren Nächsten genug gethan. Ihr gebet den Armen nichts, aber betet für sie; und dies ist um so viel mehr werth, als das ewige Wohl vor das zeitliche geht.

So hat die Frömmigkeit in unsern Tagen, wo die Freigeisterei wieder außer Mode gekommen ist, bedeutende Fortschritte gemacht. Selbst die Aerzte, welche sonst nicht in besonderm Geruche der Frömmigkeit stunden, fangen an, sich, zur Erbauung der Gläubigen, zu einem gottseligeren Wandel zu bekehren, und glauben an Wunder und Zauberei. Ein Arzt, den ich gut kenne, ließ sich sogar in eine fromme Bruderschaft aufnehmen. Böse Leute sagen, er habe die Absicht gehabt, die andächtigen Glieder derselben als Kunden zu gewinnen. Viele sollen auch aus solchen eigennüzigen Gründen Maurer geworden seyn. Was an der Sache ist, weiß ich nicht genau; aber oft habe ich die Behauptung gehört, dieses Leben seye nur eine Vorbereitung zum künftigen. Indessen finde ich, daß die meisten Menschen die Ewigkeit wie ein Kapital behandeln, das sie für die Zeitlichkeit auf gute Zinsen leihen.

Schike dich in die Zeit, lieber Alter! Beherzige die goldne Regel, den höchsten Grundsaz aller menschlichen Klugheit: Schike dich in die Zeit! Willst du aber noch weiter gehen, um deines Glükes desto gewisser zu seyn, dann werde ein Marktschreier, ein Gaukler, ein Fakir, ein Taschenspieler!

Schike dich in die Zeit! Diesen goldnen Spruch lasse dir Morgens und Abends wiederholen. Kannst du aber das Glük und den Beifall deiner Zeitgenossen entbehren, dann bist du mir desto lieber.

VI.

Städtische Gemähldesammlung in Mainz.

(Beschluß.)

XXXVII.

Christus heilt die Kranken; von Joh. Pet. Dulin, 9 Fuß hoch, 12 breit, auf Tuch. Die Figuren über Lebensgröße.

Christus von den Aposteln und vielen Kranken und Gebrechlichen umgeben, steht vor dem Tempel und treibt eben den Teufel aus. Christus ist in einen breiten rothen Mantel eingewikelt, und hebt die wunderthätige Rechte heilbringend über den Besessenen, welcher sich in wilder Körperzerrung fürchterlich abarbeitet, und dessen Innerstes von dem widerstrebenden Höllenfürsten durchwühlt zu seyn scheint. Raphael hat in seinem besessenen Knaben, (in der Verklärung) mitten unter dem Schmerzenskampfe mit dem schwarzen Geiste, noch Züge ursprünglicher Schönheit

erhalten; aber hier sieht man in dem blaugedrosselten Gesichte, in den verwälzten Augen, in der heraushängenden Zunge ein so scheußliches Zerrbild, daß wir mit Grausen und Abscheu die Augen wegwenden. Christus hat nichts an sich, das ihn zum Heilande prägt; sein Kopf ist gemeine, fromme, einfältige Werkmannsnatur; seine Stellung unbedeutend, jene der Füße total mißlungen. Unter den Aposteln sind einige gute Köpfe, an denen man die Studien des Bon Boullongne (Dulins Meister) wiederfindet, und zwar Studien nach dem Kraftsohne der Lombardischen Schule, nach Domenichino. Bon Boullongne bildete gute Schüler, obgleich er selbst, welcher mit Recht der Proteus der Kunst genamet wurde, keine bestimmte Manier hatte, in jeder aber bis in den innersten Kernsaft daheim war. Peter Dulin wird ebenfalls mit Ruhm genannt, und in seinen geschichtlichen Zusammenstellungen rühmt man den denkenden Künstler. 1707 wurde er Mitglied der Akademie und starb 1748. Cochin hat Einiges nach ihm in Kupfer gestochen.

XXXVIII.

Kain erschlägt seinen Bruder Abel. Von Lukas Cambiechi. Auf Tuch, beinahe Lebensgröße.

Brudermord ist an und für sich ein fataler Gegenstand der Mahlerei; den erstgebornen Menschensohn aber besudelt sehen vom Blute des Bruders ist ein erschütterndes Bild.

Der erste unmenschliche Mörder mit Menschenantliz, und der erste Mensch, den der Schmerz und der Schauer des Todes ergreift; die zwei Söhne der Erstgeschaffnen, hier an der Seele, dort am Leibe zernichtet durch des Erbfluchs tödtendes Gift! — Zuviel Unfreundliches liegt im bloßen Gedanken daran, als daß es gutgewählt und billig ist von der Kunst, solche Momente zu fixiren.

Nun aber vollends einen so schauerlichen Gegenstand in einem solchen Style ausführen, als nächtlichbeleuchtetes Akademiestük; mit hoher Erfindungsgabe das gräßliche Epos zu einer scheußlichen, gemeinen Strauchmörderszene hinabzuzerren: das mag ein andrer verzeihen; ich verschmähe die Stärke, die das erträgt.

Von diesem Lukas Cambiechi kann ich nicht die geringste Notiz mittheilen; sein Name ist mir fremd, wie es mir die Werke seiner Hand sind. Ich bin versucht, unter ihm den bekannten Lukas Cambiasi oder Cangiagi, den gigantesken Michel Angelo der Genueser, zu finden, dessen wildem Pinsel der einsichtvolle Alassi Einhalt that, und der im Eskurial (wo er auch starb) so manche finstre Denkmale seiner friedlichen Einbildungskraft unter dem starren Philipp II. stiftete. Er liebte das Wahre nur in der leidenden Natur, das Gemeine zog er dem Edlen, das Gräßliche dem Schönen vor, so daß er die Wahrheit scheu umgieng, wenn sie zum Angenehmen hinwinkte, und daß er die Auswüchse der Natur sich zur menschenfeindlichen

Blumenlese machte. Kein Wunder, daß ein solcher Despot der Kunst Philipps Liebling ward; ein wahres Wunder aber, daß ein solcher an Liebeskummer starb. — Er starb 1585 aus Gram, weil ihm der Pabst Gregor XIII. nicht erlaubte, nach seines Weibes Tod, dessen Schwester zu heurathen, in welche er rasend verliebt war. — Nach dem neuen Codex wäre er wohl auch hilflos geblieben.

XXXIX.

Tullia fährt über den Leichnam ihres Vaters weg. Von Cades. — Auf Tuch, 3 Schuhe hoch, 4 lang.

Wahrscheinlich ein Studium nach Florentinischen Meistern. Tarquinias Züge sind allerdings die einer Megäre. Die Pferde, welche sich sträuben, über den Leichnam wegzugehen, sind feurig mit kühnem Pinsel hingeworfen, und das Beste dieses Gemähldes, welches nur als eine Skizze betrachtet werden darf, und dessen Vernachlässigungen nur in dieser Ansicht verzeihlich sind. Gewisse Verkürzungen, so wie die ganze eben so dürftige als manierte Färbung lassen muthmaßen, daß dieses Gemählde der Entwurf zu einem Dekengemählde ist.

XXXX.

Samson von Delila verrathen. — Seitenstük zu Obigem, von Corvi.

Samson ist von den Philistern niedergeworfen; und mit seinen Haaren auch seiner Kraft beraubt, ringt er vergebens

unter dem Peingefühl der Ohnmacht. Die ränkische Verrätherin, auf ihre alte Dienerin und Gehilfin gestüzt, verläßt schelmisch lächelnd den Schauplaz. Die Männer sind flachgefärbte akademische Studien; das Ganze, von wenig bestimmter Zeichnung und von unästhetischer Anordnung, macht keinen angenehmen Eindruk, und ist schon ohnehin als Verrath an vertrauender Freundschaft ein eben so unangenehmer Gegenstand als obiges Gemählde, Tarquinias Verrath an Blut und Natur. Es scheint, beide Künstler haben sich vereinigt, zwei Scheusale darzustellen, die nur darin unter sich verschieden sind, daß die eine, von der Furie des Stolzes durchwüthet, einer Medea gleicht, die andre aber, vom Golde erkauft, als eine widriglächelnde Sklavin des Geizes dasteht.

Dieser Corvi ist wahrscheinlich ein Abstämmling des bekannten Dominikus Corvi von Viterbo, des Schülers von Franz Manzini.

XXXXI.

Die Kreuzigung. Von H. Rotenhammer. — Auf Kupfer, 2½ Schuh hoch, 3 breit.

Christus hängt zwischen den Schächern am Kreuze. Longinus öffnet ihm die rechte Seite. Ein Engel faßt das Blut des Erlösers auf. Sonne und Mond stehen dunkelroth am verfinsterten Himmel. Das Volk bedekt den düstren Schauplaz mit regem Gewimmel bis über die Berggipfel hinaus. Schergen und römische Reuter auf wilden Pferden

füllen den Mittelgrund, und die Mitte des Vorgrundes nimmt die Gruppe der leidtragenden Familie ein.

Diese Gruppe ist mit Gefühl und Kunst geordnet, und wahrhaft geeignet, tiefe Rührung aufzuregen. Die Gottesmutter ist unter den Schwerdtstreichen des tödtenden Schmerzes zusammengesunken, und mit ihren Leiden beschäftigt; und von den eignen erdrükt, stehen und knien die heiligen Freunde umher, und bilden eine Episode, welche als solche vielleicht zuviel Gewicht hat.

Die vielen Vortrefflichkeiten des Ganzen und der ungemeine Reichthum der Zusammensezung lassen die kleinen Zeichnungsfehler einzelner Figuren, und so manchen Verstoß gegen das Uibliche, wenn nicht unbemerkt, doch ziemlich unbedeutend.

Das Kolorit ist vortrefflich, aber durch die mystische Beleuchtung von Christus, und durch die mirakulose Verfinstrung von Sonne und Mond, welche alle Gegenstände mit einem blutfarbigen Wiederscheine überdekt, gewissermaßen übernatürlich. Die Gruppen lößen sich durch eine geschikte Abdämpfung und Gegeneinanderstellung von Licht und Schattenmassen vollkommen von einander ab, und lassen uns sehr deutlich die Kunstgriffe Tinctoret's erbliken, so wie wir überhaupt von Bewegungen und Stellungen einzelner Figuren an diesen großen Venetianer, Rotenhammers Lehrmeister, erinnert werden, so sehr auch übrigens der Anordnung des Ganzen etwas Gothisches anklebt, welches

gewissermaßen mit den Studien der St. Rochusschule kontrastirt.

XXXXII.

Kreuzabnehmung. Von Th. Dorigny, 3 Schuhe lang, 2 hoch. Auf Holz.

Ein Gemählde aus der alten französischen Schule. Karl und Thomas Dorigny genossen einen bedeutenden Künstlerruhm, ehe Franz I. die italienischen Künstler Rosso und Primaticcio nach Frankreich berief. Erst mit der Erscheinung derselben und mit den Modellen ihrer Schöpfungen gieng der neue Stern des bessern Geschmaks auf, und mit Johann Cousin, dem talentvollen Nachahmer des Primaticcio, nimmt die sogenannte erste Epoche der französischen Schule ihren Anfang.

Thomas Dorigny zeigt im gegenwärtigen Gemählde ein Muster des gothischen Kunstgeschmaks seiner Zeit. Wir sehen hier harte, trokne Umrisse, kalte, trokne Färbung, und eine Anordnung, wie wir sie auch aus der alten deutschen Schule kennen. Wir finden hier inzwischen mehr als oberflächliche Kenntniß in der Zergliedrungskunde, und die Aussprache eines tieffühlenden Gemüthes, einer kindlichen Frömmigkeit sowohl in Stellung als in Gesichtszügen; und ich finde es unrecht, daß alle französische Schriftsteller *)

*) Ich will nichts von Dubos, Febibien, Depiles d'Argensville und andern reden; aber auch

nicht dankbarer gegen die Bemühungen ihrer vaterländischen Künstler vor Joh. Cousin sind, mit welchem sie erst die zweite Kunststufe ihrer Schule beginnen sollten, da sie nun aber alle Künstler vor dessen Erscheinung mehr verläugnen als vergessen haben, als ob in Frankreich der Genius der Mahlerei nie ein Kind mit Kindesschwäche gewesen wäre, sondern gleich in der vollen Kraft des Jünglings, wie aus Wolken, zu ihnen herabgestiegen sey.

XXXXIII.

Portrait der Prinzessin Talmouth; von T. Natoire. Brustbild auf Tuch.

Karl Natoire, Schüler von Franz Le Moine, wurde Professor der Akademie in Rom. Seine Zeichnung ist nachlässig, geschmaklos, und bisweilen, wie hier, bizarr und affektirt. Sein Pinsel ist leicht, sein Kolorit flach. Uibrigens mahlte er gute Bildnisse. Das gegenwärtige hat keinen Werth. Die Draperie ist schlecht idealisirt, die Hände sind verdreht, der gepuderte haararme Kopf, die roth- und weißgeschminkte Haut des Gesichts und Busens, und die schwarzen Augen wie Wachholderbeeren geben uns den Anblik einer lakirten Pariser Puppe.

Gault de Saint-Germain, welcher die drei Jahrhunderte der Mahlerei in Frankreich festsezt, und von Franz I. bis auf Napoleon herabsteigt, hält die ältesten französischen Mahler keiner Erwähnung werth.

XXXXIV.

Aussicht von Tivoli; von Ph. Hakert. 3 Schuhe lang, 2½ breit. Auf Tuch.

Ein prächtiger, italiänischer Abendhimmel und eine perspektivische Reihe prächtiger Landhäuser mit ihren sich staffelweise herabsenkenden Gärten spiegeln sich in dem vorbeiströmenden Wasser, welches einigemal schäumend über große Steine stürzt. Die reiche Architektur mit einem starken Kanale ist der herrschende Theil dieser Landschaft, und mit ihren abweichenden Tinten nach den Regeln der Luftperspektive und dem tiefsten Kunstgefühle vortreflich gemahlt. Die ganze Landschaft ist ein getreues Naturbild, ohne Wahl und Schminke, ohne Idealisirung, ohne Anordnung nach Willkühr der Einbildungskraft, und selbst ohne den schönsten Naturschmuk, ohne Bäume; denn außer niedriger entfernter Gartenpflanzung und einer laubleeren dürftigen Weide des Vorgrundes findet sich kein Baum, sonst die Seele der Landschaften, auf diesem Gemählde. Dennoch zieht es den Blik an, und hält ihn gefesselt. Die Macht der Wahrheit ergreift uns, und optische Täuschung hält die Seele fest in froher Beobachtung, in einem Genusse, der durch keine sich lästig eindringende Vergleichung gestört und geschmälert wird. Die Staffage paßt zu dem Ganzen. Ausstechend schön ist der Abendhimmel, und sein Bild, sein getreues Bild im fließenden Wasser.

Ich habe außer diesem Gemählde noch keines von Hakert gesehen, und ich finde mich nach dem, was ich in Göthe von ihm sehe, nur zugeneigt, dasselbe, der Pariser Angabe nach, für ein ächtes Produkt desselben zu halten. Ich will, da Göthe's Winkelmann und sein Jahrhundert nicht in jedermanns Händen ist, das aus diesem Werke hier anführen, was diesen Künstler betrifft.

Göthe sagt: »Schon vom Anfang des lezten Viertels »unsers verflossenen Jahrhunderts hatte Philipp Hakert »sich *) als Landschaftsmahler einen immer größern und »ausgebreiteteren Ruhm gegründet. In jeder Hauptstadt »Europas trifft man Gemählde, und beinahe in allen be»deutenden Sammlungen begüterter Liebhaber Zeichnungen »von seiner Hand an **). Unermüdlich fleißig hat er eine »fast unglaubliche Anzahl Werke geliefert, und damit die »Liebhaberei für Landschaften verbreitet, aber auch zugleich »die Wirklichkeitsfoderung gemehrt, denn er stellte die »Natur genau ohne Zusaz oder Weglassung dar; und da er

*) Um 1785 oder 1786 wurde Hakert von Rom nach Neapel berufen, wo er als erster Mahler des Königs in großem Ansehen lebte, bis er, durch die Unruhen des lezten Krieges vertrieben, seither Floren; zu seinem Aufenthalt gewählt.

**) Dieser Behauptung möchte ich nicht völlig beipflichten, da ich in sehr bedeutenden Sammlungen nie etwas von Hakert gesehen habe.

Anm. d. Verf.

»meist die reizenden Gegenden von Rom, Tivoli, Fraskati, »Albano vor Augen hatte, so befriedigen seine Bilder freilich »oft auch in Absicht ihres Inhalts die allgemeinen Foderun- »gen der Kunst. Als Aussichtenmahler verdient Hakert »unsers Erachtens den ersten Rang; keiner hat mit gewissen- »hafter Treue so viel Kunst verbunden; man findet an seinen »Bildern blos einige etwas harte Stellen, und zuweilen »grelle Farbentöne zu tadeln; allein die Lüfte sind leicht »und hell, der Baumschlag durchaus meisterhaft, karakteri- »stisch abwechselnd, die Pflanzen des Vordergrundes gewöhn- »lich sehr schön ausgeführt, und die mehr zurükliegenden »Gegenstände, besonders Berge, in nicht großer Entfernung, »unübertrefflich wahrhaft.«

»Hakert hat ohne Widerrede den bedeutendsten Ein- »fluß auf die Richtung gehabt, welche die Landschaftmahlerei »zeither genommen. Auf der einen Seite lenkten seine »Arbeiten das Publikum von dem Idealen zum Realen ab, »und gewöhnten, oder vielmehr sie verwöhnten dasselbe zur »Foderung einer fast spiegelmäßig treuen Darstellung, so »daß es immer mehr den pünktlichsten Mahler auch für den »besten zu halten anfieng. Auf der andern Seite predigte »sein Beispiel jungen Künstlern in diesem Fach den Natu- »ralismus. Nach der Natur mahlend und zeichnend, glaub- »ten sie sich ohne anderes völlig mit der Kunst abzufinden; »doch muß man hinwieder gestehen, daß eben darin die »Ursache, des zeither allgemein besser beobachteten Kolorits,

»des Tons und der Luftperspektive liegen mag. Nicht minder »gewann auf diesem Weg die karakteristische Darstellung der »Gegenstände überhaupt; aber es wurde mit mehr Wahrheit »auch zugleich mehr prosaischer Geschmak in die Landschaft»mahlerei aufgenommen.«

Gegenwärtiges Gemählde ist, obiger ausgezogener Karakteristik der Hakertschen Werke gegenüber, eben so sehr von dem Vorwurfe harter Stellen und greller Farbentöne entfernt, als von der Ehre fleißig ausgeführter Vorgründe, und guter Baumschläge.

Der hier befindliche Vorgrund ist eine Art Landzunge, welche sich in den Strom hineinerstrekt, und der ganzen Landschaft durch seine Behandlung im Schatten zum Zurükdruker dient. Er ist flüchtig behandelt, einfach bis zur Armuth, und vegetationsdürftig bis zur Oede.

XXXXV.

Der Thurm von Babel; von Peter Breugel.
Auf Holz, 2 Schuhe breit, 1½ hoch.

Ein wahres Mignaturgemählde in Oel, und bekanntlich mit der Versuchung Christi in der Wüste sein Meisterstük. Hier kann man unmöglich eine Beschreibung geben, sondern man muß sehen, Tage lang suchen, ewig-Neues finden und erstaunen. Die Figuren des Vorgrundes unter einer großen Eiche sind fingergroß, und stellen einen dirigirenden Baumeister und mehrere Steinhauer vor.

Zeichnung und Ausdruk sind unverbesserlich, die Ausführung aber ein Wunder der technischen Kunst. Der Vorgrund ist gleichsam ein Berggipfel, von dem herab, als von dem eigentlichen Standpunkte des Beschauers, sich in tiefer Luftperspektive die weite Thalebne erstrekt, auf welcher die ersten Menschenstämme das stolze Denkmal ihrer Weltwanderung stifteten. Mittelgrund ist also keiner da, und gleich unter dem kräftiggehaltenen Vorgrund fängt die nebliche Landkarte einer unabsehbaren Vogelperspektive an. Der Thurm, seiner Kegelform nach Zweidrittheile beendet, und nach gewöhnlicher Art seine gewölbten Gänge in sich verengender Schnekenlinie emporspulend, steht dicht an einem Meerbusen da, welcher von einer ganzen Flotte von Schiffen bedekt ist, die Baumaterialien zuführen. Der Thurm selbst ist mit arbeitenden Menschen und den Maschinen und Werkzeugen der Baukunst bedekt. Um den Thurm wimmelt es ebenfalls wie ein Ameisenhaufen von Menschen aller Handthierung, und unzählige Bauhütten, Arbeitshäuschen und Kalkgruben stehen wie Zeltenreihen hintereinander da. Ein wahres Heerlager der Baukunst, Menschen wie Mükenköpfe, Elephanten wie Haselnüsse, Seeschiffe wie eine Fischschuppe, und das Treiben und Regen der Tausenden und abermal Tausenden. Sonderbarer Kontrast des Großen im Kleinen, des Kolossen in der Nußschaale. Die Luft der blauen Fernen sind reiner Naturspiegel, auf das kunstreichste ausgeführt.

Dieser berühmte Schüler von Peter van Oelst hat sich hier mit diesem biblischen Denkmale einer menschlichen Gigantesfe ein ewiges Denkmal des Ruhms gestiftet. Man sieht hier, daß er der Mann ist, welcher so oft, wie ein Adler, die Alpengipfel durchzog, und die Wolken und die tiefere Erde unter seinen Füßen ließ.

XXXXVI.

Zwei Seestürme; von A. Tempasta. Auf Tuch, 18 Zoll lang, 15 Zoll hoch.

Die Arbeiten dieses Schülers von Joh. Strabanus sind sehr bekannt, und ihr Karakter ist so ausgezeichnet, daß hier ein Weiteres überflüssig wäre.

XXXXVII.

Halt vor einem Wirthshause; von Seb. Duru. 3 Schuhe lang, 2½ hoch. Auf Tuch.

Dieser Schüler des Peter van der Meulen ist nicht sehr bekannt. Gegenwärtiges Gemählde hat übrigens seine Verdienste. Die Pferde sind gut gezeichnet, und das Kolorit des Ganzen ist vielleicht nur ein wenig zu düster.

XXXXVIII.

Hiermit schließt sich das räsonnirende Verzeichniß der Gemählde, welche das Gouvernement hiesiger Stadt zum Geschenke gemacht hat. Gewiß ein Geschenk von hohem Werthe, und der bedeutende Anfang einer städtischen Gallerie. Bis hieher war es der Departemental- und städtischer Verwaltung nicht möglich; der hohen, wohlthätigen Absicht dieses Geschenkes durch eine besondre Aufmerksamkeit zu entsprechen. Noch immer sind diese Gemählde in einem Privatlokal des Herrn Maire enge zusammengestellt; — noch immer sind keine neue Aufkäufe neuer Gemählde gemacht, um diesen Bildungskern einer Gallerie nach und nach zu einer Gallerie von mehrerer Bedeutung zu erheben; — noch immer

stehen diese Gemählde ohne den so bedeutenden Schmuk der Rahmen da; — noch immer sind keine Anstalten getroffen, diese Gemähldesammlung, durch einen für diese Bemühung nur einigermaßen entschädigten Aufseher, den jungen Künstlern des Departements (wie es doch anderswo ist, wo die Regierung solche Gallerienanfänge gestiftet hat) nüzlich zu machen; — noch immer ist nicht einmal jemand angestellt, welcher gleichsam die Repräsentation der Stadt machte, um den durchreisenden Freunden der Kunst diesen städtischen Kunstschaz zu zeigen. — Noch immer ist hier nichts angewendet worden, als das Nöthigste der Konservation, und gewiß wäre ohne diese Aufmerksamkeit des Herrn Präfekten unsers Departements, des Herrn Baron St. André, der große Kapitalwerth dieses kaiserlichen Geschenkes in sich selbst zernichtet worden.

Inzwischen darf man von diesem Kenner und Freunde der Kunst mit Recht hoffen, daß er bei eintretender Möglichkeit gewiß alle Kräfte aufbieten wird, den wohlthätigen Absichten des Kaisers zu entsprechen, und denselben und der Kunst ein Denkmal zu stiften, welches noch späte in reichen Kunsterzeugnissen seine Asche ehren wird.

Außer den angeführten Gemählden besizen wir, durch die kunstfreundlichen Bemühungen des hiesigen Herrn Maires, noch zwanzig und etliche Gemählde, welche aus hiesigen Kirchen herkommen, und von denen mehrere es verdienen, bekannt gemacht zu werden, welches denn vielleicht ein andermal geschieht.

Drukfehler: S. 2 Z. 13 st. herab, l. hernieder. Daselbst Z. 23 st. das, l. dar. S. 4 Z. 4 (in einigen Abdrüken) lese: Doch schon mahnen das Dunkel der Nacht und die Väter zur Rükkehr;

Litterärisches und artistisches Intelligenzblatt zum Rheinischen Archiv.

No. I. — 1813.

Subskriptions-Anzeige.

KAISER FRIEDERICHS I. BARBAROSSA, Palast in der Burg zu Gelnhausen.

Eine architektonische Urkunde vom Adel der von Hohenstaufen so wie der schönen Bildung ihrer Zeit.

Aufgenommen, gezeichnet und ergänzt; mit historischen und artistischen Anmerkungen, dem Leben der Edlen von Hohenstaufen und Friedrichs I. insbesondere, wie auch einem Gemählde ihrer Zeit, begleitet, verfasst und herausgegeben

von

BERNHARD HUNDESHAGEN,
wirklichem Mitgliede der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde; auswärtigem Mitgliede der Académie celtique zu Paris; des Frankfurter Museums für Kunst und Wissenschaft Ehrenmitglied.

Einzig, wie das Lied der Nibelungen, ohnegleichen wie Erwins von Steinbach Münsterthurm, und einfach gross wie der Sinn der hochgebildeten Edlen, von denen sie zeugen, fand ich diese Ruinen schöner Vorzeit vor Jahren auf. Ihrer und meiner

Arbeiten über sie geschah alsdann öffentliche Erwähnung in den Götting. gel. Anzeigen, J. 1809, Stück 112, bei Rezension des von mir herausgegebenen Werkchens über die Kapelle zu Frankenberg und Gedanken über die sogenannte gothische Kirchenbaukunst. Hoffnung zur Herausgabe, Proben und Nachricht von weiteren Unternehmungen, daselbst Stück 194. Eine Nachricht stand im Morgenblatte, Jahrg. 1808, Nro. 243, und die Zeichnungen wurden im Sept. 1809 im Frankfurter Museum aufgestellt. Im März des Jahres 1810 ward die erste besondere Anzeige und das hier beiliegende Uibersichtsblättchen ausgegeben, und ungeachtet beides ohne Schuld des Verfassers nicht hinlänglich verbreitet wurde, so verdankt derselbe doch dieser Anzeige eine ziemliche Anzahl von Subskriptionen, auf deren Versicherung der Stich der Zeichnungen zum grössten Theil beendigt ist.

Dies Werk erscheint nun, wenn die Subskription bis Ende April 1813 sich verhältnissmässig fort vermehrt, bestimmt um Ostern desselben Jahres. Die Subskription bleibt neun Gulden rheinisch für ein gewöhnliches Exemplar, und die Namen der respektiven Subskribenten, welche sich direkt an den Herausgeber addressirt haben, werden dem Werke vorgedrukt. Ungefähr vier und zwanzig Bogen Text und zwölf Kupferabdrücke in gross Medianformat, nebst einem Titelblatte in den schönen Schriftzeichen des zwölften Jahrhunderts und mit dem Bildzeichen Barbarossa's geziert, (s. Uibersichtsblatt Nro. 1), werden insbesondere folgende Gegenstände historisch abhandeln oder bildlich darstellen:

I. Das Leben der Edlen von Hohenstaufen, insbesondere aber Friederichs I. Barbarossa, römisch-deutschen Kaisers. — Die Edlen von Hohenstaufen. — Geburt und Jugend Friedrichs I. — Derselbe als deutscher König. — Seine Gestalt und Charakter. — Er

empfängt die lombardische Krone, wird in Rom zum Kaiser gekrönt, und vermählt sich mit Beatrix von Burgund. — Der Kaiser Friedrich bedenkt seine Familie, ordnet die Angelegenheiten des deutschen Reiches, und bestimmt dessen Verhältnisse mit den benachbarten Staaten. — Sein berühmter Reichstag auf den ronkalischen Gefilden.— Streitigkeiten mit dem Papst, und Meilands Sturz.— Friedrichs Unglück in Italien. — Er fällt am Comersee vergeblich zu den Füssen Heinrichs des Löwen, und verliert darauf die Schlacht bei Lignano. — Zusammenkunft des Kaisers mit dem Papste zu Venedig. — Der geächtete Heinrich der Löwe wirft sich zu Erfurt vergebens zu den Füssen Friedrichs, welcher das Welfische Haus stürzt. — Friede zu Costanz und Vermählung Heinrichs VI. mit Constantia von Sizilien. — Glänzender Reichstag zu Mainz. — Der bejahrte Friederich nimmt das Kreuz an. — Sein Heerzug nach dem gelobten Lande. — Er stirbt auf dem Wege dahin eines plötzlichen Todes. — Die Noth der Edlen von Hohenstaufen unter König Philipp.— Kaiser Friedrich II. des grossen Barbarossa's Enkel. — Untergang des Hohenstaufischen Geschlechts. — —

II. Abbildung und Beschreibung des Palastes der Edlen von Hohenstaufen in der Burg zu Gelnhausen. Von des Palastes und der Burg Lage, Ursprung und Schicksalen.— Perspektivischer Aufriss und die Ansicht der Gebäude im innern Hofraum. (Blatt I). Grundriss des Palastes. (Blatt II. siehe zugleich das beiliegende Uibersichtsblättchen Nro. 2). Aufriss der Abend- und Morgenseite von der kaiserlichen Kapelle, der Halle, Messthor genannt, des Thurmes Barbarossa, und der Ringmauer. (Blatt III).

Durchschnitt der Halle und Kapelle, nebst dem Grundriss der letztern und der Sakristei. (Blatt IV). Grundriss und Aufriss der Hauptfaçade vom Reichssaalgebäude. (Blatt V. Uibers. Nro. 3). Aufriss und Durchschnitt der Bogenstellung am Reichssaal. (Blatt VI). Grundriss, Aufriss und Durchschnitt von des Reichssaales Hauptthür. (Blatt VII). Verschiedene Verzierungen der Kapitäle und Säulenbasen am Reichssaal. (Blatt VIII. Uibers. Nro. 4, 5). Sechs dergleichen übereck und in perspektivischer Verjüngung gezeichnet. (Blatt IX. Uibers. Nro. 6, 7). Wandgesimse mit ihren Verzierungen vom Reichssaalgebäude, und Kapitäle aus der Halle. (Blatt X. Uibers. Nro. 8, 9). Verzierungen der Wandpfeiler mit ihren Halb- und Ecksäulen und der Mittelsäulen aus der Kapelle und Halle, nebst dem Fenster aus des Kaisers Gemach. (Blatt XI. Uibers. Nro. 10). Des Kaisers und der Kaiserin Thron in dem Reichssaale; der Altan; allegorisches Basrelief, Büste des Baumeisters und Bruchstücke. (Blatt XII. Uibers. Nro. 11). (Diese Blätter sind schon beinahe alle, mit Ausnahme von Blatt I. in Umrissen gestochen, und werden ein jedes mit besondern artistischen und historischen Anmerkungen begleitet und erläutert). — Uiber den Charakter der neugriechischen Bauart unter den Hohenstaufen; den Ursprung und die Verbreitung dieser Bauart; von dem Kunstwerth der Uiberreste des Palastes zu Gelnhausen, und der Anwendbarkeit seiner Formen in der heutigen Baukunst.

III. Die schöne Bildung, insbesondere der deutschen Sitten und Gewohnheiten in dem Zeitalter der Edlen von Hohenstaufen. — Von dem deutschen Adel dieser Zeit überhaupt; von seiner Herkunft und

Ausbildung. — Natürliche Gaben und physische Ausbildung desselben. — Die Erziehung desselben. — Er schätzt auch Zierde und Schmuck in Kleidungen. — Des jungen Adels Wehrmachung. — Wohnung des deutschen Adels. — Dessen häusliche Lebensweise. — Der Gottesdienst der Edlen. — Ihre Familien-Tugenden. — Vergnügungen derselben. — Die Hochzeiten insbesondere. — Krönung. — Reichstage. — Der Adel liebt den Krieg. — Seine Wanderungen nach fremden Ländern. — Die Heldenthaten der Edlen Deutschlands. — Ihre Schicksale. — Ihre mannigfaltige Todesart. — Begräbniss derselben. — Vom Verdienste des deutschen Adels, insbesondere der Edlen von Hohenstaufen. — —

Von der Vortrefflichkeit des Palastgebäudes, als Hauptgegenstandes dieses Werks, giebt das beiliegende Uibersichtsblättchen einen flüchtigen Beweis. Schon sind die ersten Bogen des Textes selbst abgedruckt. Nach der Erscheinung des Werkes möchte wohl ein jeder einsehen, dass der Subskriptionspreis von neun Gulden für ein so mühsames und kostspieliges Werk sehr mässig angesetzt, und dasselbe auf Gemeinnützigkeit berechnet ist. Der Ladenpreis muss beträchtlich höher werden. Wer fünf Subskriptionen sammelt, erhält das sechste Exemplar unentgeldlich.

Die gegenwärtige ungünstige Lage des Buch- und Kunsthandels bewog mich den Selbstverlag meines Werkes zu übernehmen. Zugleich konnte ich jetzt aber auch nach dem Wunsche mehrerer Interessenten die Einrichtung treffen, dass auf ausdrückliche Bestellung Pracht-Exemplare ausgegeben werden; und zwar erstens mit ausgetuschten und kolorirten Abbildungen, und zweitens solche Exemplare, worin noch dazu auf besondern Abdrücken die genauesten Maase eingeschrieben sind. Der Preis der ersten Art wird kaum das

doppelte der obigen in Umrissen seyn, und der Preis jener zweiten Art wird den von achtzehn Gulden nicht um vieles übersteigen.

Wiesbaden, im März 1813.

Bernhard Hundeshagen.

Um den geehrten Interessenten des Rhein. Archivs das erste Heft nicht noch länger zu enthalten, sieht sich die Verlagshandlung genöthigt, das in vorstehender Anzeige erwähnte Uibersichtsblatt des Gelnhäuser Palastes, mit dessen Abdruck der Kupferdrucker noch beschäftigt ist, erst dem nächsten Hefte beizufügen.

Subskriptions-Anzeige.

Die natürlichen Schönheiten des Rheins, die Merkwürdigkeiten seiner Geschichte und die romantischen Sagen seiner Alterthümer erregten bei Vielen, Einheimischen und Fremden, den Wunsch, eine vollständige Darstellung derselben zu haben. — Wie in der alten Welt die Geschichte Griechenlands immer der merkwürdigste und lehrreichste Theil bleiben wird, so in der neuern die Geschichte des Rheins. An diesem Flusse wurde es entschieden, ob Rom oder die deutschen Völker die Welt beherrschen sollten. Von seinen Ufern aus gieng, unter Karl dem Großen, die christliche Religion und deutsche Kultur über ganz Europa. Die Bündnisse der rheinischen Städte im Mittelalter waren die Mütter und Schutzwehren der Gewerbe, der Künste, Wissenschaften und neuen Erfindungen; am Rhein geschahen die ersten Versuche einer Kirchenreformation, am Rhein wurden endlich die Siege der französischen Revolution vorbereitet, welche das politische System der neuern Zeiten umgeändert haben. Umsonst hat daher der französische Kaiser dem Bunde deutscher Fürsten nicht den Namen des Rhei-

nischen gegeben; denn dieser ist es eigentlich, welcher Europa an Frankreich kettet.

Unter den rheinischen Staaten verstehen wir aber nicht nur jene, welche rechts und links an dem Rhein hinab liegen, sondern wir zählen auch jene in Italien, der Schweiz und den Niederlanden dazu, indem sie zusammen ehemals zum deutschen Reiche gehörten und ein Ganzes bildeten, was mit hunderterlei Formen, Verfassungen, Sitten und Erfindungen die Kultur und Aufklärung des neuern Europa hervorgebracht hat. Der Rhein war gleichsam die Kette, welche die italienischen mit den niederländischen Republiken verband, wovon die ersten die schönsten Schätze der Natur und Kunst, die letzten die größten Werke des menschlichen Fleißes und Verkehrs hervorgebracht haben. Da aber Italien bereits an Sismondi, die Schweiz an Johann von Müller, und die Niederlanden an Hugo Grotius ihre Geschichtschreiber gefunden haben, so werden wir uns hauptsächlich auf die Geschichte der eigentlich rheinischen Staaten von der Schweiz bis nach Holland einschränken. Römische und deutsche Kriege und Verfassungen, geistliche und weltliche Staaten, Fürstenthümer und Republiken, Staats- und Handlungsbündnisse, blutige Kriege und friedliche Verhandlungen stellen sich schon bei einem flüchtigen Uiberblick der rheinischen Geschichte dar; welche Thaten liefert erst jene eines jeden Theils?

So merkwürdig und lehrreich als die Geschichte dieses berühmten Flusses ist, so schön und anziehend sind seine romantischen Sagen. Wer kennt nicht schon jetzt die Liebesgeschichte von Eginhard und Emma, das Heldenbuch der Niebelungen, die traurige Einsamkeit der Genovefa, die schreckliche Fabel des Mäusethurms, Frauenlobs Minnelieder und Begräbniß, den Doktor Faust und die apokalyptischen Entzückungen der Hildegard? Alles dieses, sowohl Geschichte als Roman, zu einem Ganzen zu ordnen, und mit schönen Zeichnungen verbunden dem Leser darzustellen, ist der Zweck eines Werks, dessen Erscheinung unter dem Titel:

Geschichte des Rheins
und
seine romantischen Sagen
von
Niklas Vogt,

wir hierdurch ankündigen.

Der Herr Verfasser, durch dergleichen Arbeiten bereits rühmlichst bekannt, hat alles aufgeboten, seinem Werke klassischen Werth zu geben. Wir werden durch schönen Druck und schönes Papier für die äußere Empfehlung sorgen.

Das Ganze soll aus drei Oktav-Bänden, wovon die zwei ersten den geschichtlichen Theil, der letzte die romantischen Sagen umfassen wird, bestehen, und von einem Bändchen in Folio, welches vier und zwanzig Handzeichnungen, oder Skizzen der romantischen Sagen, in Steindruck enthalten soll, begleitet seyn. Alle drei Bände, nebst dem Bändchen Handzeichnungen, sollen auf einmal, zur Ostermesse 1813, erscheinen.

Wir eröffnen hierdurch für dieses Werk eine Subskription, die sich mit Ende März 1813 schließt. Die Beförderer, welche sich bis dahin unterzeichnet haben, erhalten ihre Exemplare auf Velinpapier für den Preis von fünfzehn Gulden. — Dieser Preis wird später nach Verhältniß erhöht werden, und dann auch nur eine Ausgabe auf schönem weißen Druckpapier zu haben seyn.

Frankfurt am Main, im Februar 1813.

Joh. Christ. Hermannsche Buchhandlung.

(Für Wiesbaden und umliegende Gegend, nimmt die Schellenbergische Hofbuchhandlung Bestellungen an.)



I.

Gedichte.

Bei Uibersendung der neuen Heloise.

Umarme geistig diese Heloise
Und träume dich in eine schön're Welt,
Wo, wie in eines Gottes Paradiese,
Sich Lieb' und Unschuld fest umschlungen hält!
Begeistre dich in diesen Idealen,
Die dir ein Genius am Fuß der Alpen zeigt;
Laß Einfalt und Natur von seinem Pinsel mahlen,
Und fühle dann dein Herz von süßer Lust erweicht!
O, der ist ewig todt für edleres Entzüken,
Wen Heloise nicht zu Sympathien rührt;
Wer nicht vor ihrem Bild' in heil'gen Augenbliken
Veredlung des Gefühls in seinem Busen spürt!

Erblike hier, o Freund, der Lieb' Apotheose,
Die, was ihr Arm umschließt, in den Olymp versezt,
Und sich am Kuß der Hand — ach, an der stillen Rose,
Die vor dem Busen bebt! — mit Götterlust ergözt.
O warlich, der verdient Verachtung und Bedauern,
Dem Liebe nur die Glut empörter Sinne kühlt!
Der nie die Wonne kennt, die in des Haines Schauern
Ein Agathon entzükt in Psyches Küssen fühlt. —
O Himmelsseligkeit der reinen hohen Liebe,
Die Edens Maienlicht der ganzen Schöpfung leiht,
Und wenn dir kein Altar auf dieser Erde bliebe,
So bliebe dir mein Herz doch ewiglich geweiht! —

Sieh diese Liebe, die in edlen, großen Seelen,
Wie Vestas Feuer, unverlöschlich glüht;
Dies Ineinanderfließen, dies Vermählen,
Das Geist an Geist und Herz an Herze zieht!
Sieh diese Charis, die mit sanfter, gleicher Sitte
Selbst auf Mysterien des irren Amors weilt,
Selbst wo im Zauberrausch der Tugend Würde litte,
Noch Heloisens Fall und ihre Thränen theilt.

Nimm hin die goldne, rosumkränzte Schaale,
Die Rousseaus Geist den bessern Menschen reicht,
Und fühl' das Beben, das in fernem Alpenthale,
In trauter Einsamkeit, den Liebenden beschleicht.

Laß dich Philosophie der Liebe von ihm lehren,
Die, wie der Musen Quell, in klaren Strömen wallt,
Und lausche seinen Ton, wann wie Musik der Sphären
Der Sprache schöner Gang in Melodien hallt.
Oft webt die Weisheit mehr in tändelnden Romanen,
Wo Göttin Phantasie den Zauberknoten schlingt,
Als da, wo uns auf nachtumhüllten Bahnen
Gelehrsamkeit die Fakel schwingt.

Empfinde, was mein Herz so inniglich empfunden:
Der Tugend Götterreiz bei Heloisens Bild,
Das noch am Sterbebett', in ihren lezten Stunden,
Das Herz mit Seligkeit, das Aug' mit Thränen füllt!
Dann kehre deinen Blik bewegt zu jenen Seen,
Wo Rousseaus Uiberrest die kleine Insel dekt,
Und wo den Schlummernden in seiner Pappeln Wehen
Kein Fanatismus mehr aus seiner Ruhe schrekt!

Epithalamium für Mlle. S. M. in F.

Quis deus magis ah magis
Est petendus amantibus?
Quem colent homines magis
Caelitum? O Hymenaee Hymen,
Hymen o Hymenaee!

Catull.

Einzig, wer die Liebe kennt,
Singet glüklich Hymeneen;
Wer die Cypris Göttin nennt
Und in süßen Flammen brennt,
Fühlet der Begeistrung Wehen.
Einzig, wer die Liebe kennt,
Singet glüklich Hymeneen.

Längst schon hab' ich sie gekannt,
Venus Anadyomenen;
Denn seitdem mein Herz empfand,
Schwur ich ihr mit Herz und Hand,
Und mit der Entzükung Thränen.
Längst schon hab' ich sie gekannt,
Venus Anadyomenen.

Höre, liebe, schöne Braut,
Hör' auf meiner Lyra Töne!
Wann der Morgenhimmel thaut,
Wann des Abends Stunde graut,

Sing' ich nur der Liebe Schöne.
Darum höre, liebe Braut,
Hör' auf meiner Lyra Töne!

Segnend weiht der Troubadour
Seine Lieder deiner Ehre;
Denn er singet nur Natur,
Schönheit, Liebe, Hymens Schwur,
Süße Tochter von Cythere!
Segnend weiht der Troubadour
Seine Lieder deiner Ehre.

Stand, seitdem die Sonne geht,
Je ein Weib in schön'rer Blüthe?
So von Grazien umweht
Und in milder Majestät,
Mit dem himmlischen Gemüthe?
Stand, seitdem die Sonne geht,
Je ein Weib in schön'rer Blüthe?

Tritt, Sophie, tritt hervor,
Bei des Hymens Fakellichte!
Aus dem ganzen Mädchenchor
Ragst du lieblicher empor
Mit dem lächelnden Gesichte.
Tritt, Sophie, tritt hervor
Bei des Hymens Fakellichte!

Lieb', und du wirst glüklich seyn,
Lieb', und du wirst glüklich machen!
Wolkenlos und ewigrein,
Wie der Maiensonne Schein,
Wird dein heitres Leben lachen.
Lieb', und du wirst glüklich seyn,
Lieb', und du wirst glüklich machen!

Selig, wen dein Herz erwählt,
Selig, wer sich dich erkohren!
Wem, von Hymen dir vermählt,
Nichts zu seinem Glüke fehlt,
Rollen sanft des Lebens Horen.
Selig, wen dein Herz erwählt,
Selig, wer sich dich erkohren!

Ist ein Glük, das jenem gleicht,
Das uns Hymens Hand ertheilet,
Wann des Herzens Unruh weicht,
Wann er seine Kränze reicht,
Und des Amors Wunden heilet?
Ist ein Glük, das jenem gleicht,
Das uns Hymens Hand ertheilet?

Hymen lebe! Hymen klingt
Meine Lyra durch die Saiten;
Sieh, wie er die Fakel schwingt!

Mädchen, zittre nicht: er bringt
Hunderttausend neue Freuden.
Hymen lebe! Hymen klingt
Meine Lyra durch die Saiten.

Das Schachspiel.

Bauern, euch nenn' ich zuerst, obgleich die lezten am Range,
Weil ihr zuerst in dem Feld, und den Gefahren euch zeigt.
Gradaus gehet ihr zu, doch seitwärts gerichtet die Blike;
Wer euch angreift, der fällt, räumet den Posten euch ein.
Großes nicht übet ihr aus, euch grünet kein prangender Lorbeer;
Großes befördernd jedoch, theilt ihr den Preis und den Ruhm.
Langsam schreitet ihr vor, nur selten vollendend die Laufbahn;
Immer die ersten im Kampf, seyd ihr die nächsten dem Fall.
Doch mit goldenem Fittig umschwebt euch die ewige Hoffnung,
Und es winken am Ziel Kronen und Zepter euch zu.
Hinter der Fronte, da regt sichs lebendig von Hohen und Höchsten;
Dieser bedeutende Chor kündigt Bedeutendes an.
Aber noch schweigen sie tief, nachsinnend großen Entwürfen;
Bange wartet das Feld, harrend der kommenden Schlacht.
Was wird geschehn? Enthaltet euch, kleine Gemüther, des Rathens;
Alles Große, es geht nur aus dem Großen hervor.

»Bauern, marsch!« Es läuft das Kommando von Flügel
zu Flügel;
Eine Seele bewegt alle die Körper zugleich.
Seht, es beginnet der Kampf; doch über der kämpfenden
Häupter,
Unerwartet und schnell, stürzet der Springer hervor.
Muthig stehet er da, mit weit umschauenden Bliken;
Worauf sinnt er? Wohin zielet sein listiger Plan?
Doch mit dem Könige still sich berathend, erscheinet der Läufer;
Schräghin, wie der Komet, schießt auf den Springer er zu.
Dieser räumet den Plaz, es weicht der Weisheit die Stärke;
Klugheit des Kabinets hat über List hier gesiegt.
Jezo bewegt sich der Thurm, mit langsam bedächtigem
Schritte;
Zittert dem schweren Koloß, welcher berührend zermalmt!
Aber was seh' ich? Die Königin naht, die reizende
Heldin;
Ansehn, List und Gewalt, sichren ihr zu den Triumph.
Schlank, wie die Schönheit gebaut, mit zauberisch fesselndem
Blike,
Und mit dem männlichen Geist — wer wird der Doppelten
stehn?
Doch sie wagt sich zu weit, sie verführt der muthige Leichtsinn;
Schmeicheleien des Hofs haben ins Nez sie gelockt.
Ha, sie fällt! Es wälzt sich heran die gefährliche Woge;
Von dem ruhigen Siz drängt sie den König hinweg.

Ach, er trug nur den Namen, das Amt nicht der herrlichen Würde;
In den engesten Raum schloß Etikette ihn ein.
Was ereignen sich würd'? Er sah ihm zitternd entgegen;
Fremden Gewalten vertraut, war er des Zufalls ein Spiel.
Siegend, was hätt' er errungen? Den luftigen Schein des Triumphes;
Aber des Reiches Verlust trifft ihn, der wirkliche, selbst.
Heil dem Glüklichen drum, der zugleich ein König und Feldherr,
Was er will auch vollführt, was er vollführet auch will.
Er sey des Staates Haupt, ihm vertrauen muthig die Glieder;
An des Einzigen Wohl schließet das Ganze sich an.

Das Reich der Kräfte.

Ein Geisterreich umgiebt mich, wo ich wandle;
In jeder Kraft erkenn' ich einen Geist.
Nicht blos die Kraft, wodurch ich denk' und handle,
Auch die im Sandkorn wirksam sich beweißt,
Giebt vom Allgegenwärt'gen stille Kunde,
Ein Hauch aus Seinem schöpferischen Munde.

Wie viel gewinnt mir jed' Geschöpf an Werthe,
Ahn' ich in ihm der ew'gen Urkraft Theil!
Als ob sich mir die ganze Welt verklärte,

Entzückt mich neue Wonne, neues Heil;
Ein Gottesfriede, nie zuvor empfunden,
Umathmet mich, und heiligt meine Stunden.

Tief bet' ich an, wann Sturm und wann Geflüster
Vom Wunderbaren, Nahen mir erzählt.
Wir Menschen sind im großen Tempel Priester,
Wo dem geringsten Wurm nicht Freude fehlt.
Es webt im Stufengange der Organe
Des Geistes Allkraft, den ich gläubig ahne.

So schlingen innig sich Verwandtschaftsbande
Um's Heer der Wesen, die das All umschließt.
Doch mit der Liebe brüderlichem Brande,
Geschlecht der Menschen! sey du mir gegrüßt.
Ein Vater rief uns alle in das Leben;
Von seinem Geiste hat Er uns gegeben.

O welch ein Schauplaz wundersamer Triebe,
An deren Seilen jedes Wesen kreis't!
Durst nach Vereinigung, allmächt'ge Liebe
Zieht zum Unwandelbaren jeden Geist,
Zu Ihm die Herzen, die in Sehnsucht flammen!
So eilen Ström' ins Meer, den sie entstammen.

Ein Wunsch gegen viele Wünsche.

(Tibull's dritte Elegie des dritten Buchs.)

Was bezwekt es, die Luft mit Wünschen zu füllen, Neära,
Und mit brünst'gem Gebet lieblichen Weihrauch zu streu'n?
Nicht, daß ich wandeln mög' aus Marmorpalastes Portale,
Angestaunt und geehrt, ob dem berühmten Gebäud';
Oder: daß meine Stiere bepflügen ein räumliches Erdreich,
Und das gesegnete Land spende unendliche Frucht;
Nein! Mit dir die Freuden des Lebens lang zu genießen,
Und, umarmet von dir, nahen das Alter zu sehn!
Alsdann will ich, ist einst die Spanne Zeit mir vollendet,
Fahren naket und arm über die stygische Fluth.
Denn was nüzt mir ein Haufen von schwerem schimmernden Golde,
Oder ein großes Gefild', von tausend Stieren umwühlt?
Was ein prunkendes Haus, gestüzt auf phrygische Säulen,
Felsen aus Tänarus oder Caristiums Schoos?
Was der Wohnung Gehölz, nachahmend die heiligen Haine,
Strahlendes goldnes Gebälk, Estrich aus Marmor geformt?
Was die Muscheln, am Erithräischen Ufer gesammelt?
Wolle, mit Purpurgeblüt tyrischer Schnecken gefärbt,
Und was sonst noch der Pöbel bewundert? Solcherlei Dinge
Wecken den Neid; sie liebt falsch das getäuschete Volk.

Schätze erleichtern das Herz nicht, sie hindern nicht Sorgen
der Menschen;
Denn Fortuna regiert, eignen Gesetzes, die Zeit.
Ja, Neära! Mit dir sey mir die Armuth willkommen.
Eines Königs Geschenk ohne dich wäre mir Tand.
O des rosigen Lichtes, das einst dich wieder mir zuführt!
Dreimal gesegnet sey mir dieser beglückende Tag!
Aber sind alle Gelübde für deine Rükkehr vergeblich,
Höret mein Genius sie, abgewendeten Ohrs:
Freut mich nicht fürstlicher Reichthum, nicht eines Paktolus
Goldfluth,
Noch der Schätze Besiz, welche der Erdkreis umschließt.
Dieß sey Anderer Wunsch: doch mir bei ärmlicher Habe,
Mit dem geliebten Weib, fließe das Leben dahin.
Sey, o Tochter Saturns, geneigt dem furchtsamen Wunsche,
Lächle mich, Cypria, an, Muschelgetragene du!
Aber verweigern die Rükkehr das Glük und die traurigen
Schwestern,
Spinnend des Lebens Geweb, kundig der kommenden Zeit,
Rufe zur düsteren Fluth, zum unermessenen Gewässer,
Orkus, der Reiche, mich ab, thronend im grau'nvollen
Pfuhl!

II.

Briefe eines Deutschen aus Paris.

Vorerinnerung.

Meine Abhandlung: Parallele des philosophischen Geistes der deutschen und französischen Nation (Rh. Archiv 1811, 11. Heft), und eine andere von Herrn Prof. Boost über die Frage: Ist Wiz und Verstand, was den Franzosen von dem Deutschen, und Vernunft, was diesen von jenem unterscheidet? (Rhein. Archiv 1812, 5tes und 7tes Heft), erinnerten meinen Freund, den Herrn Präsidenten Jacobi in München, an einen Brief, den ihm ein gelehrter Deutscher im Jahre 1798 aus Paris über denselben Gegenstand geschrieben hat. Er schikte mir denselben in Abschrift; ich fand darin neue, in beiden obigen Abhandlungen nicht berührte Ansichten dieses so vielseitigen Gegenstandes, und erbat mir die Erlaubniß seiner öffentlichen Bekanntmachung. Einer Zeitschrift, die ihre unterscheidende Benennung von

einem Flusse trägt, dessen Thalweg zwei für die allgemeine Aufklärung der Welt bestimmte Nationen scheidet, ist nichts fremde, was die Vorzüge und Fehler der einen, gegen die Fehler und Vorzüge der andern herausstellt. Manches in diesem wichtigen Briefe ist veraltet und gehört nur zur Geschichte; vieles, was mit dem beharrlichen Karakter der französischen Nation zusammen stimmt, gilt noch, und wird noch lange gelten. Die Umrisse in diesem Gemählde sind etwas schneidend und das Kolorit ernsthaft. »Man vergesse nicht, (mahnt der bescheidene Briefsteller selbst,) daß ein Beurtheiler, wie dieser, den Franzosen gewissermaßen Unrecht thut, weil er in einem durchaus andern Fache lebt, als worin sie vorzüglich sind.« Aber von wem wurden den Deutschen ihre eigenen Fehler härter, derber und wirksamer gesagt, als von den Franzosen? Und (da einmal der Nationalhaß zwischen den Franzosen und Britten, diesen kein ruhiges kaltes Auge, und jenen kein geneigtes Ohr gestattet) von wem könnten zu Danke die Franzosen auch etwas zu ihrer Belehrung vernehmen, als von den Deutschen? Die Standpunkte zur Beurtheilung der moralischen und intellektuellen Eigenheiten eines Volkes, sie geschehe von einem Einheimischen oder Fremden, sind meistens nur relativ; sie geben in ihren Resultaten Abweichungen, die sich gegenseitig aufheben, und was übrig bleibt, nähert sich der Wahrheit.

Neeb.

Im Oktober, 1798.

— — Sie wissen, daß ich mich seit fast einem Jahre hier aufhalte; vielleicht haben Sie auch durch * * * etwas Näheres über unsre Art zu leben erfahren. Sie kennen mich dafür, daß ich nicht leicht aus dem Kreise von Gedanken und Beschäftigung herausgehe, in dem ich mich einmal festgesezt habe. So ist es mir auch hier ergangen. Mein Nachdenken und meine Thätigkeit hat sich so ziemlich um dieselben Gegenstände herum gedreht, die mich in Deutschland beschäftigen; ich habe mich viel und genau um Frankreich und seine jezige Lage bekümmert; aber ich bin darum schlechterdings nicht aus meiner eigenthümlichen Assiette herausgekommen, und bin vielmehr mitten in Frankreich nur ein noch viel eingefleischterer Deutscher geworden. Der Umgang mit einigen deutschen Freunden, die ich theils schon hier fand und die nach mir angekommen sind, hat viel dazu beigetragen; und was hätte ich nicht um die Freude gegeben, Sie manchmal bei solchen Unterredungen zu sehen, wo gerade die Dinge abgehandelt wurden, die auch Ihnen die nächsten und liebsten sind?

Das schlimmste Bild von Paris wird Ihnen * * * entwerfen, indem er es als eine wahre Hölle, und zwar nicht wie eine Miltonsche oder Klopstoksche, sondern so wie sie in einer französischen Epopee seyn würde, matt, schal und langweilig beschreibt. Nach der Schilderung unsres Freundes bedarf es in der That einer Entschuldigung, wenn man so lange hier bleibt, als ich mich jezt hier aufhalte.

Diese Nation befindet sich allerdings in einer sonderbaren und bedenklichen Lage. Es ist nicht die Rede von den Umständen des Tags; nicht von dem Mißklange zwischen der Verfassung, wie manche sie sich denken oder träumen, und dem Geist und Karakter der Nation, wie er noch wirklich ist, und zu sehr bemerkt wird; nicht von der angeblichen Sittenverderbniß, über die so viel und laut geschrien wird. Vieles von diesem ist lange nicht so arg als man es gern machen möchte, wenigstens nicht schlimmer als an manchem andern Orte, und es sind dies, wie es mir vorkommt, nur Nebenfolgen eines ganz andern und bei weitem schlimmeren Uibels, das ungleich älter ist, das die Revolution freilich nicht geheilt, aber warlich auch nicht hervorgebracht hat, und durch sie nur klarer ins Auge fällt.

Jede Nation nämlich, wie jeder Mensch überhaupt, braucht, dünkt mich, eine innere Triebfeder, eine lebendige innere rege Kraft, aus der sich seine höhere Thätigkeit, sein eigenthümliches Daseyn entwikeln kann. Ein solches innres Prinzip des Lebens vermisse ich in dieser; und weil ich dies wahrhaft heilige Feuer, das die Menschheit zugleich läutert und nährt, mehr als irgendwo in der deutchen Nation antreffe, so wächst hier, wo es entbehrt wird, meine tiefe Achtung und innige Anhänglichkeit für diese.

Die Erscheinung, die sich jezt am häufigsten aufdrängt, ist Mattigkeit und Schwäche. Nirgends sieht man Energie, Feuer und Leben. Ich rede hier nicht von den äußern

Begebenheiten, sonst würde viel gegen mich sprechen; aber da können einzelne Umstände und einzelne Menschen entscheidende Impulse geben. Ich rede überhaupt nicht von der politischen Stimmung; ich beschränke mich blos auf das, was eigentlich national ist, auf den Gang der Meinungen und des Geistes, die Bildung des Karakters, die Sitten u. s. f., und hier ist jener Ausspruch nur zu wahr. — Nur Ein Theil der Wissenschaften macht merkliche Fortschritte; gerade aber der, welcher dem Menschen am nächsten liegt, der aber auch eine höhere Spannung des Geistes und Gefühls erheischt, die Philosophie in allen ihren Theilen, liegt und schlummert ganz und gar; die Poesie macht blos einige schwache und vergebliche Anstrengungen, ihrem längst erreichten Maximum nur wieder irgend nahe zu kommen. In der Kunst zeichnet sich wenig aus; der Gesellschaft mangelt das bessere Leben, das Interesse des Geistes und Herzens; und selbst den öffentlichen Vergnügungen fehlt es an Raschheit und Mannigfaltigkeit; ja der verschriene Luxus ist für die Masse von Menschen, welche hier zusammen gedrängt sind, nicht weit her; wenn er die Eitelkeit derer befriedigt, die ihn zeigen, so giebt er dem Zuschauer verhältnißmäßig nur wenig zu bewundern, oder zu belachen.

Größtentheils ist diese Stimmung freilich eine Folge der Begebenheiten der leztverflossenen Jahre und jezigen Lage. Die Revolution hat viel zu sehr nur physisch gewirkt; die Schrekenszeit hat mit ihrem eisernen Arm Frankreich in eine

starke Betäubung versenkt; die Dauer des Kriegs hat auch das Ihrige gethan, und selbst die oft schimmernde und doch immer verzögerte Hoffnung des Friedens ist hierin verderblich. Man erlaubt sich eher die Hände in den Schooß zu legen, wenn man eine Epoche, die freilich zu Begünstigung aller Thätigkeit nothwendig ist, in einer gewissen Nähe vor sich sieht. Wenn aber auch die Erscheinung nur zufällig und vorübergehend mehr hervorgetreten ist, so ist sie doch tief im Karakter der Nation gegründet, und dieß muß der Philosoph ausspähen, wenn er über die Gegenwart hinausbliken will. — Der Mensch rükt nicht wahrhaft weiter fort, wenn er nicht Ideale vor Augen hat, wenn nicht die Ideen des Guten, Wahren und Schönen in andern und höhern Bildern, als die uns täglich im blos Logisch-richtigen, Nützlichen und Gefällig-harmonischen begegnen, vor uns stehen. Diese Ideale, der Blik auf sie, das was man, wie ich neulich las, sehr gut Echappées ins Unendliche nennen kann, fehlt den Franzosen. Zwar nimmt ihre Einbildungskraft allerdings auch einen ähnlichen Flug; aber eben weil es blos die Einbildung ist, die dahin gelangt, so bleibt es gehaltleer, und man vermißt den innern Sinn, der ein lebendiger Zeuge ist, daß jene erhabnen Urbilder nicht übermenschliche Fremdlinge sind, sondern in dem menschlichen Busen wohnen, aus dem sie auch abstammen. Man vermißt die tiefe Energie des Geistes, die, durch wahre Erfahrung bereichert, nicht blos Verhältnisse von Begriffen,

sondern wahrhaftes Daseyn entdekt; den großen bildenden Sinn, durch welchen der ächte Dichter die Natur auffaßt und darstellt; man vermißt endlich, und dieß natürlich am schmerzlichsten, das reine sittliche Gefühl, das, auf den strengen Begriff der Pflicht bezogen, den erhabnen; auf das begeisternde Bild einer hohen und idealischen Menschheit, den schönen und edlen; und in beiden Fällen den uneigennützig-tugendhaften bildet.

Wenn es möglich wäre, diesen Ausspruch in schneidender Strenge zu verstehen, so wäre er das thörichtste Verdammungsurtheil, das der Stolz eines Menschen über eine Nation aussprechen könnte. Allein so werden Sie mich nicht mißverstehen. Es ist keine Frage, und braucht nicht einmal erwähnt zu werden, daß jene, die Haupt-Energien des menschlichen Gemüthes, in einer Nation, die als Masse betrachtet und gerade durch ihre Naturanlagen so große Achtung und Bewunderung verdient, thätig und mächtig seyn müssen; und selbst, wenn man, was doch immer noch sehr übertrieben wäre, den Franzosen abläugnen wollte, daß sie zur wahren Philosophie, Poesie und Sittlichkeit auf der eigentlichen und ächten Bahn je gelangten, so könnten sie noch immer andre, gleichfalls zum Ziel führende Wege dahin einschlagen. Was ich meine ist eigentlich nur das, daß die Richtung ihrer Kultur nicht blos ihrer geistigen Thätigkeit einen gerade vom Ziel abführenden Weg anweißt, sondern auch

die Quellen selbst verunreinigt, aus welchen sie entspringt; daß sie, sobald sie über diesen Gegenstand, die nothwendige Art der Bildung, räsonniren, geradezu demjenigen widerstreben, was sie allein aufsuchen sollten, und daß (dieß ist der härteste Theil meiner Anklage) in dem gesammten Schaz ihrer Litteratur, die doch immer als die Darstellung des gesammten Gedankensystems die richtigste Quelle der Kenntniß einer Nation, besonders einer so hoch kultivirten, bleibt, kein einziges Denkmal vorhanden ist, aus dem sich ein entschiednes Streben nach tiefer Philosophie, ächter Poesie oder erhabner und idealischer Sittlichkeit in vollkommner Reinheit, und ohne allen Zusaz irdischer Schlaken, erweisen ließe.

Die ursprünglichen Naturkräfte stehen also bei dieser Nation mit der Kultur nicht nur wie überall in einem Streit, sondern auch in einem solchen, der nothwendig mit der Niederlage des einen beider Theile endigen muß, und für den es keine Schlichtung in einer kultivirten Natur giebt. Denn was jene als ihre freieste Thätigkeit ansehen müßten, verwirft diese unerbittlich als Schwärmerei und Wahn. In diesem Streit müssen aber nothwendig die ersten unterliegen, da endlich doch immer die Form und der Gedanke siegen, und alles, wie stark es auch sey, untergehen muß, das keinen intellektuellen Ausdruk zu finden vermag. Sie werden um so leichter unterdrükt, als die französische Natur mehr gesund als derb, mehr leicht gestimmt

als kraftvoll ist, und als diese Nation eine so wunderbare allgemeine Bildungsfähigkeit besizt, daß die Kultur, wenn sie einmal schädlich wirkt, auch weit allgemeiner schadet, als bei ihren Nachbarn.

Darum scheint es mir in der That wahr, daß das innere und bessere Leben hier meistentheils zerknikt wird, und weil es schon viele Generationen hindurch dieselbe Operation erfahren hat, nun auch schwächer entglimmt, da der Mensch gerade da niedergedrükt wird, wo er anfängt, emporzustreben. Darum erfahre ich auch hier fast das Gegentheil von dem, was ich in Deutschland fühle. In Deutschland vergißt man gern die Masse, um bei einigen Individuen stehen zu bleiben; hier, so achtungswerth auch viele Einzelne sind, flüchtet man sich doch gern zu diesem wirklich bewundernswürdigen guten, sanften und verständigen Volke hin. In Deutschland lebe ich lieber in der Zukunft als in der Vergangenheit (denn mit der Gegenwart ist man doch in der Regel nirgends zufrieden); hier verweile ich am liebsten in dem vorigen und selbst der lezten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Denn wenn man von französischer Kraft spricht, so findet man sie in der That nur da eigentlich noch versammelt.

Es giebt hier izt mehrere gute Köpfe, die sich eifrig mit Metaphysik beschäftigen, die auch ein großes Verlangen haben, die Kantische zu kennen. Aber der wahre Zeitpunkt einer Revolution in diesem Fache ist noch lange nicht

gekommen. Ob sie gleich ihre Philosophie selbst mangelhaft finden, so sind sie doch mit dem Wege, auf den sie Condillac gebracht hat, vollkommen zufrieden, und halten ihn für den einzigen wahren. Sie wollen nichts als Analytiker seyn, und verdrehen und verschlechtern jeden Gegenstand, dem sich nun einmal mit Analysis nicht beikommen läßt, und für die Analyse selbst fehlt ihnen die nothwendige Strenge und Schärfe. Sie haben ein ungeheures Schrekbild: angeborne Ideen; und dafür muß alles gelten, was in das eigentlich nicht weiter Erklärbare eingreift, man möge es nun innere Geistesform, oder das Ich, oder allgemein das Ursprüngliche und Unvermittelte, oder im Praktischen Vernunft oder Vernunftinstinkt u. s. f. nennen. Man erschöpft vergebens die reichste Mannigfaltigkeit der Formen; alles soll auflösbar, alles bis zur Sensation zurükführbar seyn, die selbst natürlich nachher an nichts Festem hängen kann. Mit nothwendigem Sezen, mit der Abstraktion von aller äußern Erfahrung, mit dem durchaus Bedingungslosen darf man gar nicht kommen. Alles dieß sind nur Scheinbilder der metaphysizirenden Vernunft.

Bei dieser Philosophie muß nothwendig aller Begriff ächter Tugend verschwinden, und sich in einen vernünftigen Eigennuz auflößen. Auch ist es dieser lezte, den die hiesigen Moralisten recht allgemein fühlbar machen möchten. De créer des habitudes vertueuses, ist ihr Hauptziel. Der Hang nach Grundsäzen zu handeln, ist wirklich dem

französischen Karakter nicht einmal in dem Grade eigen, als er einem Nationalkarakter eigen seyn kann; von Gefühlen besorgen sie immer Schwärmerei; es bleibt also nichts übrig als Gewohnheiten. Dieß ist um so furchtbarer, als die Moralität sonst mächtige Stüzen verliert. Wirklich übertriebne Furcht vor Fanatismus und Aberglauben bringt gegen jede religiöse Empfindung (wenigstens bei einer großen Zahl von Köpfen, indeß andre mit nicht großem Glük deistische Ideen allgemein zu machen suchen), welcher Art sie auch sey, entweder Erbitterung und Haß, oder wenigstens eine blos verachtende Toleranz hervor, und wird derselben eine der Aufklärung noch ungünstigere Richtung geben. Andre Arten erhöhter Empfindsamkeit fehlen gleichfalls, und so muß, da der Mensch doch einmal einer innern Bewegung bedarf, die Einbildungskraft durch keine Regel geleitet, müßig umherschweifen, oder die nicht durch Empfindung gemilderte Leidenschaft außerhalb suchen, was allein in uns zu finden wäre.

In diesem Zustande könnte die Kunst, besonders die Dichtkunst, eine große Hilfe gewähren; allein daran ist hier nicht zu denken, wo selbst die, welchen die französische weder den Geist noch das Herz erfüllt, sie dennoch für die höchste Poesie, und die ihnen unendlich mehr verwandte englische, z. B. für etwas Edleres, Gehaltvolleres und Besseres, nur nicht für Poesie anerkennen: ein sichrer Beweis, daß ihnen der eigentliche Kunstsinn mangelt, daß sie in

dem, was sie Poesie nennen, nur eine gewisse bestimmte äußre Form fühlen, und in dem Wahren und Aechten mehr durch den Gehalt, als durch das, was eigentlich Kunstform ist, angezogen werden.

Die griechische Einfachheit und Zartheit, die sich so ganz auf diese Seite neigt, ist dem französischen Karakter durchaus fremd, eben so die nordische Derbheit und Stärke; und doch sproßt wohl nur aus der glüklichen Vereinigung beider die schönste poetische und philosophische Blüthe empor, die vielleicht darum künftig einmal am besten auf deutschem Boden fortkommt, weil die Natur die Deutschen am wenigsten mit einseitigen Vorzügen begabt hat, welche die Erreichung allgemeiner Vollkommenheit hindern können; sie mehr kräftig ausgestattet, als selbst geformt hat.

Ich sagte so eben, daß die Franzosen in der Philosophie nie anders als analytisch verfahren. Man könnte auch den Hauptfehler ihrer gebildeten Natur (denn die ungebildete ist immer gut) dadurch ausdrüken, daß sie alle Synthesis wegläugnen; nichts anerkennen, als was sich mechanisch erklären läßt; die freie Zeugung des Geistes und Willens aus dem Nichts nicht gelten lassen, und ihr selbst da, wo sie ihnen im Handeln und Dichten gleichsam unbewußt entschlüpft, nicht ihr volles Recht wiederfahren lassen. In der That hätte, glaube ich, der, welcher in französischer Sprache irgend eine Synthesis (eine Thathandlung des Geistes oder Willens) rein und allgemein verständlich aufstellen

könnte, das Räthsel gelößt. »Doch wohl nicht bloß die Franzosen?« werden sie mir einwenden. Und freilich ist dieß sehr wahr, denn da liegt eben jede Philosophie im Argen.

Es schien mir nöthig, Ihnen zu zeigen, daß ich mich selbst wenigstens nicht mit dem Strom fortreißen lasse, und immer kann es nicht schaden, von Zeit zu Zeit sein Glaubensbekenntniß abzulegen, wenn man unter Ungläubigen lebt. Sehen sie also das bisherige nur als eine Herzenserleichterung meines beunruhigten vaterländischen Gewissens an. Sonst kann ich nicht läugnen, verweile ich wenig bei diesen Seiten, die man leicht in den ersten Wochen bemerkt, und spüre mehr den tiefern, verstecktern und bessern nach. So bekannt auch im Allgemeinen die Haupteigenthümlichkeiten des französischen Nationalkarakters sind, so führt doch seine genauere Betrachtung noch auf Resultate, die für die allgemeine Menschenkenntniß schlechterdings nicht unwichtig sind. Vor allem lernt man, wie der Verstand, wenn er nicht hoch aber dabei einseitig bearbeitet ist, gleichsam die Rolle aller übrigen Fähigkeiten zu spielen im Stande ist; welche Gestalt unter seiner Herrschaft die Phantasie annimmt, und wie selbst das Gefühl, seiner Natur nach, die Foderungen desselben umwandeln kann, ohne dieselbe ganz aufzugeben. Denn das, was ihn in diesem Karakter so merkwürdig macht, ist gerade die an sich heterogene Verbindung mit einem nicht blos lebhaften, sondern heftigen,

immer unruhigen und doch immer nach einem äußern und schnell zu erreichenden Ziel strebenden Temperament. Er disponirt dadurch das Gemüth mehr zur Leidenschaft, als zum stillen sich selbst genügenden Gefühl, und bringt dadurch eigne Modifikationen der Empfindung hervor, in denen man ihn immer wieder erkennt.

In den spätern Griechen (schon im Euripides) werden Sie oft auch eine räsonnirende und sophistisirende Empfindung bemerkt haben; aber hier ist beides viel inniger mit einander amalgamirt. Die Empfindung nimmt in der That einen höhern Flug, als es die eigentlich physische vermöchte; sie ist wahrhaft Empfindung, denn sie ist weder kalt noch erkünstelt; aber sie besizt ein Raffinement, sie führt eine Sprache, die allein den Antheil des Verstandes verrathen würde, wenn sich sonst auch nicht in der Spannung, in die sie die Seele versezt, in dem zerstörenden Feuer, dem es an aller wohlthätig erwärmenden Glut ehlt, Mangel an eigentlichem Sinn, an Natureinfachheit, an Empfänglichkeit zeigte. Freilich sieht man dieß nur selten in einer gewissen Vollkommenheit, da es in dieser nur in wahrhaft großen Seelen erscheinen kann; aber es ist, dünkt mich, das, was der Beredsamkeit Rousseaus, z. B., vorzüglich der Beredsamkeit der Leidenschaft, eine so eigenthümliche Farbe giebt. In welche Sprache man das zu übersezen versuchen möchte, so verliert es immer gerade sein eigentliches Wesen, und wie es da ist, kann man nicht läugnen, ist es nicht nur in sich

schön und groß, sondern entdekt auch neue Nüancen, neue Seiten in dem menschlichen Gemüthe. Eben darin, in einem Gebrauch von Begriffen, in einem Gebiete, in dem sonst der Begriff nichts vermag, in einer künstlichen Verbindung bloßer Verhältnißbeziehungen, in einer aufs feinste berechneten Stellung aller Theile des Gedankens, scheint mir die große Stärke auch der französischen Sprache zu liegen. Keine andre kömmt ihr in der Kunst des Räsonnements gleich, und wenn man es epigrammatisch ausdrüken wollte, so könnte man sagen, daß keine soviel durch bloße Worte auszurichten vermag.

Es giebt eine Eigenschaft, die dem Franzosen vorzugsweise vor dem Deutschen eigen ist, und in der der lezte viel vom ersten lernen könnte — die Besonnenheit, die so wenig blos ruhig ist, daß sie ihm auch in der höchsten Bewegung nicht fehlt. Der Deutsche ist so oft in dem Falle sich zu schämen; der Franzose nur äußerst selten, und, ich sage dieß hier, gar nicht ironisch. Wir Deutschen unterscheiden immer ganz bestimmt zwei gleichsam verschiedne Welten: eine unsichtbare und eine sichtbare; ein innres und ein äußeres Daseyn; und vergessen sehr oft, daß wir, indem wir reden, schreiben und handeln, aus dem ersten heraustreten. Dadurch sind wir dunkel, oft (da wir uns so oft nur als Natur zeigen,) unfein und beinahe immer formlos. Bei den Franzosen ist es gerade das Gegentheil; sie berechnen alles auf die Wirkung, und dieß ist es, was im

Großen und im Kleinen ihnen die politischen und gesellschaftlichen Vortheile über ihre Nachbarn giebt. Man verfolge nur mit rüksichtsloser Kälte einen Zwek, und man wird ihn immer erreichen. Wer immer nur darauf denkt, wie er handeln, wenig wie er seyn will, der wird in dem äußern Leben unfehlbar seyn.

Indessen wird zugleich etwas bei weitem Achtungswürdigeres damit erreicht. Diese Rüksicht auf den Gebrauch und das äußere Leben hindert vielleicht das tiefe Forschen nach Wahrheit; aber es bewahrt auch vor einer Menge Chimären und erleichtert die Verbreitung des wirklich Gefundenen; sie lähmt vielleicht den hohen idealischen Flug der Empfindung, aber sie bricht auch die Gewalt des rohen Naturtriebes, und vor allem bringt sie das Streben nach einer gewissen Kunstform hervor, welches nicht nur der allgemeinen Politur, sondern auch der Kunst, in ihrem ältesten Begriffe, äußerst wesentlich ist. Diese größere Kunstmäßigkeit ist in der That in ihren Schauspielern, in ihren Dichtern, in ihren Prosaisten, ja selbst im Umgange und im täglichen Gespräch, äußerst auffallend, und macht, daß ihnen eigentlich alle übrige Nationen auf gewisse Weise roh vorkommen müssen; vielleicht rührt auch daher ihr Urtheil, daß nur sie eigentlich Einfachheit und Natürlichkeit besitzen, weil sie freilich alles wegschneiden, was nur irgend zu üppig scheinen könnte.

Wenn die Franzosen je eine große Tiefe des Geistes und Herzens gewinnen, wenn sie dann damit die ihnen in so hohem Grade eigne Gabe verbinden, das, was sonst nur einsam in einzelnen Köpfen ruht, in den täglichen Umlauf des Lebens zu bringen, so können sie erstaunlich wohlthätig für Europa werden, für das sie bis izt, fast durch alle Zeiten hindurch, nur beunruhigend gewesen sind. Und ich glaube allerdings, daß es dahin einst kommen wird. Ein Karakter-Zustand, wie der, den ich Ihnen im Vorigen, und ich denke, nicht unwahr schilderte, muß beinahe von selbst zum Durchbruche führen; wirklich haben die Franzosen an einer gewissen Solidität gewonnen, nur daß es bis izt eine solche ist, die ohne die Achtung sehr zu erhöhen, die Liebenswürdigkeit beinahe vermindert; auch bekümmern sie sich sorgfältiger um fremde Sprachen und fremde Geistesbildung.

Zwar wendet man gegen eine solche fortschreitende Bildung (oder vielmehr gegen eine solche umkehrende, dann es müßte eine Art von Wiedergeburt vorgehen,) gewöhnlich die Hindernisse ein, welche die Sprache ihnen in den Weg legen würde; allein daran glaube ich nicht recht. Es giebt eigentlich wenige Dinge in einer Sprache, die so fest sind, daß sie keine Umänderung erlaubten, und das Feld des willkührlichen Gebrauchs ist immer noch groß genug, daß das wahre Genie sich mit Freiheit darin bewegen kann. Das Genie schafft sich ja immer selbst seine Sprache. Von den ersten Anfängen seiner Aus-

bildung an nüancirt es für sich die Bedeutungen der Worte, bildet es sich (selbst innerhalb der strengsten Grammatik) seine eigene Phrasen, verwebt es, mit Einem Wort, seine Individualität in seine Sprache. Welche neue Wendung hat nicht die französische schon durch Rousseau, Mirabeau u. s. f. erhalten! Weil aber freilich eine dem Widerstande verhältnißmäßige Kraft erfodert wird, um in diesem Kampfe zu siegen, so kann es seyn, daß Einzelne wirklich verstummen, weil ihre Individualität zu schön und zart ist, um in der Sprache ihrer Nation einen Ausdruk zu finden. Das Einzige, was man von der französischen vielleicht behaupten könnte, wäre die Unmöglichkeit, je einen eigentlich dichterischen Ausdruk zu bekommen. Französische Poesie kann leicht untergehen; darüber werden sich die trösten, welche die Poesie nur der Kindheit der Nationen anweisen. Ich kann nicht läugnen, daß ich auf die Entwikelung des französischen Geistes äußerst begierig bin. Aber freilich muß, um davon Früchte zu sehen, erst Friede geworden, erst allgemeiner Wohlstand (wozu, troz der Noth des Tages, der Same doch reichlich ausgestreut ist) verbreitet, erst das Gemüth in Freiheit, der Geist in Schwung gesezt seyn. Bis dahin können nur vorbereitende Schritte geschehen; großes Vorrüken kann man nur in den Theilen der Wissenschaften erwarten, von denen ich hier gar nicht sprach, nur in den mathematischen und naturhistorischen; denn vergessen muß man auch nicht, daß ein Beurtheiler, wie ich, den Franzosen

immer gewissermaßen Unrecht thut, weil er in einem durchaus andern Fache lebt und webt, als worin sie vorzüglich sind.

Aber genug von diesem allgemeinen Gerede. Es ist eine recht deutsche Unart, in solche weitläuftige Excurse in Briefen zu verfallen. Wirklich aber kam es nur darauf an, Ihnen zu sagen, wie ich die Welt ansehe, die mich hier umgiebt; sie Ihnen zu schildern, war nicht meine Absicht. Denn wer kennt den französischen Karakter besser wie Sie, der Sie immer in der Nähe Frankreichs und in Verbindungen mit wichtigen Männern dieser Nation lebten, der Sie selbst so oft das Geheimniß gefunden haben, ihre Sprache Ihren eignen tiefern und bessern Ideen anzupassen?

Von einzelnen Menschen und Dingen könnte ich Ihnen vielleicht mancherlei sagen, wenn wir erst wieder, wie ich hoffe, in fortwährendem Briefwechsel stehen. Ich habe das Glük gehabt, hier mehrere Menschen zu finden, mit denen es möglich ist, einen sehr interessanten Umgang zu haben. Nur ist der Umgang hier freilich etwas sehr Unterbrochnes. Eine meiner neueren Bekanntschaften ist Fr. v. Stael; in der That eine äußerst merkwürdige Frau, und recht geschaffen, der französischen Bildung neue Gestalten zu geben, da sie offenbar mehr und etwas Andres besizt, als das, was gewöhnlich im französischen Nationalkarakter liegt. —

III.

Uiber den Geist der gegenwärtigen Zeit.

Herrscht gegenwärtig der Geist der Vernunft, oder ein Gespenst der Unvernunft? das ist die Frage.

Ich fasse hier in den Ausdruk: Vernunft, alles was rechtlich und menschenbeglükend, was sittlich und menschenveredelnd ist. Ich bezeichne mit der Benennung: Unvernunft, alle Werke der Finsterniß, als Wahn, politischen und religiösen Betrug, freche Gewalt, Menschenmäkelei, und den Hochverrath gegen die Majestät der Menschheit, unter jeder Mummerei und jeder offenen Gestalt.

Ich halte, um meine Frage zu lößen, nicht den geraden Weg der strengen Betrachtung ein; es sind ungewisse Gänge einer Ideenjagd, ein Gedankenspiel. Ist ja doch der meiste Theil unseres mühevollesten Nachdenkens ein Spiel; und sein Gewinn, nach dem der Würfel fällt. Wer sucht, vertrauet dem Ungefähr.

Stellen wir in Gedanken die materielle Welt als Gegenstand unserer Sinne, neben die moralische Welt als Gegenstand unserer Vernunft, so sezt uns die sichtbare Ordnung in jener in Erstaunen, und die scheinbare Unordnung in dieser in Verwirrung. In der Natur ist alle Materie gegen einander abgewogen; ihre Springfedern sind gegen einander gespannt, die zusammengesezten Geseze des Organismus, und die einfachen Geseze des Mechanismus sezen sich wechselseitig in Thätigkeit, und erhalten die ewige Bewegung, die der Finger Gottes bei dem ersten Pulsschlage der Zeit dem trägen Stoffe eingedrükt hat. In der moralischen Welt, als einem Ganzen, nehmen wir äußerlich kein anderes Gesez wahr, als etwa das Gesez des ewigen Widerstreites. Ist uns das Buch der Natur, wenigstens zum Theil, leserlich, so gleicht der Sinn, der dem Daseyn vernünftiger Geschöpfe unterzulegen ist, dem Sinn einer heiligen und geheimen Schrift.

Ist vielleicht die Welt der sinnlichen Erscheinungen ein vollendetes Werk der Nothwendigkeit, die in ihr herrscht, und die Vernunftwelt ein unvollkommener Versuch in einer höheren Ordnung von Bildungen? Oder hat dort das mit großem Verstande ordnende Wesen seine Aufgabe gelöst, und arbeitet es hier noch in ungewissen Versuchen? Ist vielleicht das Daseyn eines einzigen vernünftigen und freien Wesens ein schwerererᵉs Kunstwerk, als die ganze materielle Welt? Und ist dies gesezliche, sich wechselseitig einschrän-

kende Mitdaseyn mehrerer freier Vernunftwesen, eine unendliche Aufgabe?

Religiöse und weise Männer, unter den Theologen und Philosophen, denken sich eine unsichtbare moralische Ordhung als Substrat der sichtbaren moralischen Unordnung. Wie aber, wenn diese tröstliche Idee nur eine täuschende Folie wäre, die wir dem gebrechlichen Glase der menschlichen Dinge unterlegen, um ihm, wenn schon nicht die Festigkeit und Feuerbeständigkeit, doch wenigstens den Glanz eines edleren Gesteines zu geben?

Doch was hindert uns da zu muthmaßen, wo das blöde Auge nicht in die dunkle Tiefe dringt! Füllen wir ja überall die Lüken der Geschichte mit unsern Träumen aus! Und wo das Nachdenken ermattet, da schwingt oft der flatterhafte Wiz um so kräftiger seine Flügel. Ich will fortfahren, in dem Spiele der Vergleichung mit Gedanken zu würfeln, vielleicht entstehen Verbindungen, die Stoff zu einem objektiv-reellen Begriffe geben.

Es existirt eine Naturgeschichte des materiellen Universums; das festbestimmte gesezliche Fortschreiten der Weltkörper im Raume, erhält sie gegen einander im Gleichgewichte. Ich denke mir eben so eine Geschichte der Menschheit, und nehme umgekehrt an: die immerwährende Aufhebung des Gleichgewichtes (das Gesez des Widerstreites) bestimme die Menschheit zum Fortschreiten in der Vernunft. Jene

Naturgeschichte der Welt ist eine Wissenschaft, unter dem Namen Astronomie; diese so bestimmte Geschichte der Menschheit ist eine Voraussezung, aber eine nothwendige Voraussezung, unter dem Namen Religion. Wir bedürfen der Religion eben so sehr für unsere irrdischen Angelegenheiten, als für die künftige Welt; an der nichts Wahres seyn kann, wenn in dieser Welt Alles nur Blendwerk ist. Das Wesentliche in der Religion besteht in dem Glauben: die vernünftige Welt sey kein Ball in der Hand des Ungefährs, oder das Räderwerk einer blinden Nothwendigkeit, sondern sie sey die Schöpfung eines höchsten Geistes, sie habe in ihrem Daseyn einen Zwek, in ihrer Wechselwirkung einen verständigen Zusammenhang, in ihrer Entwiklung und Fortbewegung ein festes Ziel; kurz, um alles in einen Ausdruk zu fassen, es gäbe auch für sie eine fortgehende Geschichte und die rükgängige Bewegung der Menschheit sey eben so nur scheinbar, wie die rükgängige Bewegung der Weltkörper am Himmel.

Ich nannte jene Hypothese, jenen Glauben, nothwendig. Der Grammatikalsinn von religio drükt eine durch sich selbst moralisch-bindende Kraft, eine Nöthigung aus. Wodurch wird diese Würde beurkundigt? Ist dieses Prädikat meines Gegenstandes aus der Erfahrung, oder aus einer höheren Quelle? Nicht aus der Erfahrung, oder aus der allgemeinen Geschichte der menschlichen Dinge. Um nur die lezten Zeiten und

Begebenheiten aus unserer Nähe anzuführen, offenbarte sich zwar in der neuesten Periode der Geschichte der Geist der Zeit in einem muthigen Streben nach Freiheit und Befreiung von allem blos Willkührlichen, in einem Streben nach einem Gute, dessen auch nur scheinbarer Besiz den Menschen veredelt; der Geist der Vernunft erhob sich mit kräftigen Schwingen. Aber zugleich in dieser neuesten Periode der Menschheit erhob sich, mit gleicher Kraft, der Geist der Unvernunft, der gesezlosen Wildheit, der Auflösung aller moralischen, politischen und religiösen Bande. Mit diesem bösen Prinzip gerieth der Genius der Vernunft in Kampf, und die Menschheit stand traurend da, und ängstlich über den ungewissen Ausgang. So war es in der größten Höhe der menschlichen Bildung, bei den Griechen; so bei den Römern; so bei dem Entstehen der Weltreligion, des Christenthums. Die Erfahrung zeigte überall, daß mit der Ausbildung der Vernunft sich auch das böse Prinzip der positiven Unvernunft entwikelt; und daß der Fürst der Finsterniß dem Gotte des Lichtes, wie sein Schatten, immer zur Seite geht. Doch der Sieg des Bösen scheint auch nicht einmal zweifelhaft. Der einzelne Gute und Weise hat nur eine einzige, gerade, schlichte und offene Art zu handeln. Die Rotten der Bösen und Falschen müssen ihn nothwendig in dem freien Gebrauche aller Mittel und aller krummen Wege überall und leicht überwältigen. Und so scheint es unvermeidlich, daß

die Heuchelei und List über die Geradheit des Karakters und die Offenheit der Handlungsweise, die Gewalt und Unmoralität über die Liebe zur gesezlichen Ordnung, die Habsucht über die Mäßigung der Begierde, der Egoismus endlich über die Vaterlandsliebe ewig triumphiren müsse; und daß es gegen das allgemeine überhandnehmende Verderben keine Rettung gebe, sondern nur in seinem höchsten Grade eine vorübergehende Ermattung feindseliger Kräfte.

So kann es nicht seyn, so soll es nicht seyn. So gewiß als das Gute ist, und nicht nur scheint, muß seine unsichtbare Kraft eine unsterbliche, eine übernatürliche seyn.

Wenn also schon die Geschichte des Tages und der Vergangenheit, ohne Ausnahme, den Satz von dem unheilbaren Verderbniß des Menschengeschlechts zu bestätigen scheint, so sollten wir doch aus einem höheren Standpunkte, als den die Erfahrung giebt, dem entgegenstehenden Satze, von der fortschreitenden Vervollkommnung der menschlichen Natur, huldigen, und im eigentlichen Sinne des Wortes, beipflichten, das ist: aus Pflicht beitreten. Denn wenn Bosheit und Frevelmuth anarchisch, oder was schlimmer ist, monarchisch in der Welt herrschen, so giebt es für die Tugend keinen Zwek, für den Guten keinen Handlungstrieb. Die heiligste That kann die Mutter namenlosen und zahllosen Elendes werden, und der schwärzeste Frevel die heilsamsten Wirkungen zeugen. Alles

woget gesezlos durch einander im Strome der Zeit; dieser treibt blindlings den einen in die Höhe, zieht den andern nieder, bis der gemeinsame Abgrund ohne Unterschied den Guten verschlingt, der blutige Opfer bringt, wie den Bösen, der sie erpreßt. So kann es nicht seyn. Der Tugendhafte soll nach dem Zweke, den die Tugend in sich selbst hat, handeln; er muß also dessen reelle Möglichkeit annehmen, das ist: dessen Angemessenheit zu einem Reiche von Zwecken. Er muß also, gegen die Erfahrung, aus dem Standpunkte des Glaubens an, eine einzig wahre, objektiv-reelle Ordnung annehmen: der Sieg des Bösen sey nur scheinbar, und nur die Handlung des Guten habe eine bleibende Wirkung. So wie er an die innere Realität der Tugend glaubt, glaubt er auch an ihre Beharrlichkeit; und wie er einer guten That einen immanenten Zwek beilegt, nimmt er auch an: sie befördere außer ihr die Zwecke der Menschheit. Nicht die Sehnsucht, die jenseits des Grabes erwartet, was sie diesseits nicht findet, ist die wahre Liebe der Tugend und ihre Mutter, sondern diese Liebe entspringt aus dem Glauben an ihre Unsterblichkeit und unvergängliche Schönheit. Diese Schönheit besteht aber in der Uibereinstimmung mit den Absichten Gottes und den Zwecken der Menschheit. Das kümmert den Edeln nicht, wie früh oder spät seine verborgene That, aus dem Schweigen des Grabes, wieder auflebt und aufblüht, und reift zu herrlichen Früchten; aber

ob und daß es überhaupt geschehe, das kümmert ihn. Er kargt nicht mit der Zeit; die Ewigkeit ist seine Beute.

Aus jenem Standpunkte einer höheren Ordnung ahnete Cicero die Ewigkeit der Wahrheit und Tugend, da er sagt: »den Wahn der Meinung vertilgt die Zeit; die Wahrheiten der natürlichen Vernunft bestätigt sie.« Aus diesem Standpunkte antworte ich auf die oben mir gesezte Frage: jener Geist der Freiheit von allen Banden, die die Menschheit erniedrigen, war kein glänzendes Meteor, das nun untergegangen ist; es war der gute Geist der Menschheit, der ewig wirksam, wenn schon nicht immer mit gleich äußerlichem Erfolge, ist. Ein glänzendes Meteor ist ein sehr demüthigendes Bild; es erinnert an die todte Schlake, den erbärmlichen Rest seines augenbliklichen Daseyns. Aber der Geist der Frechheit, der sich in den Lichtengel der Freiheit verkappte, der konnte nicht fortbestehen. Seine Uibergewalt mußte nur vorübergehend seyn, so gewiß Gott ist und Tugend. Gott und der Tugend gehört diese Welt, wie jene an, und was dort reifen soll, muß hier wenigstens keimen und blühen. In welcher Periode meines endlichen Daseyns, und nach wie vielen Uibergängen durch die Pforten des Todes, diejenige moralische Ordnung mir auch erscheint, die izt meine Vernunft nur denkt und glaubt, ist mir ungewiß. Spricht ja auch der Glaube der Christen von mehreren Himmeln; aber eine Hölle kann diese Erde auch nicht seyn. Herrschen über das Gute, das heißt:

Gewalt haben nach einem bleibenden Gesetze, darf das moralische Uibel nicht. Noch einmal! ich weiß zwar nicht, wann und wie die Mißtöne der gegenwärtigen Zeit in den großen Akkord einer himmlischen Harmonie stimmen; aber wer ist so allwissend, um es ganz für alle Zukunft zu läugnen? Die Zukunft, durch allmählige Entwiklung freier Handlungen, ist dem endlichen Wissen undurchdringlich; aber der Glaube an ein Höheres und Besseres darf den weissagenden Blik gegen ihr heiliges Dunkel richten. Nicht überall ist die gerade Linie die kürzeste, sagt Lessing. Was rükgängig scheint und Erschlaffung, ist vielleicht nur die stille Spannung einer neuen Kraft zur Thätigkeit.

Es ist sehr begreiflich, daß diese Lehre immer esoterisch bleiben wird. Als Folgesaz von dem Glauben an den absoluten Werth des Menschen, wird sie allen denen eine Thorheit seyn, die von ihrem absoluten Nichts überzeugt sind. Die keine, auch nicht die leiseste Ahndung von der heiligen Menschenwürde haben, vertragen ungern die Wahrheit, die sie zwingt, vor sich selbst zu erröthen. Gleichsam als wäre die ganze Kraft und der Siz ihres Verstandes in ihren Fingerspizen, legen sie nur dem Handgreiflichen Wahrheit und Wirklichkeit bei. Eine Spielpuppe des vernunftlosen, kindischen Schiksales nach ihrem eignen Selbstgefühle, haben sie keinen Sinn von männlicher Kraft, die sich auch aus einer bloßen Vernunftidee erzeugen, und durch

sie erhalten kann. Des de la Metrie homme machine, ist ihr Evangelium, und die Hypothese von dem absoluten vacuum ihres Innern, spielt eine große Rolle in der Physik und Mechanik ihres blos empfindenden Wesens. Die allgemeine Nichtswürdigkeit gilt ihnen als das große Weltgesez der Trägheitskraft. Tritt ihnen nun, im Taumel zum Grabe der Vernichtung, ein sogenannter Schwärmer entgegen, und ruft ihnen zu: Ihr seyd Menschen, achtet euch selbst! so beleidigt er ihren leichtfertigen Leichtsinn, und verwundet das Herz ihres blos thierischen Lebens. Weil sie sich erfrechen, der Vernunft pöbelhaft ins Angesicht zu lachen, so halten sie sich auch für vornehmer als sie ..... Leser! der du mit mir gleichgestimmt fühlst und denkst, du wirst mir diesen Seitenblik verzeihen; ich fasse nun wieder unsern gemeinsamen Zwek ins Auge. Wer den politischen und litterärischen Zustand Deutschlands, wie er vor 30 Jahren war, und nun ist, vergleichet, findet vielen Stoff zu bitteren Bemerkungen; doch der bessere Mensch, der das Uibel stärker fühlt, hofft auch mehr. In der bis zur Schwermuth ernsthaften Seele des Tacitus, richtete sich unter Einem Regierungsjahre Nerva's, der Glaube an die Menschheit mehr auf, als ihn die greuelvolle Geschichte aller vorhergegangenen Regierungen niedergedrükt hatte. Es ist wahr, in die Litteratur ist eine gewisse Plattheit und Schlaffheit eingetreten; aber gestehe man auch, daß dieser Zustand nicht schlimmer ist, als der,

aus dem er hervorgieng. Alles trieb und drängte sich; jede Lehre war nur Meinung des Tages, die den Abend nicht erlebte; die gesetztesten Denker wechselten Systeme, wie ihre Kleidung. Jeder durch Neuheit und Sonderbarkeit glänzende Lehrbegriff, hatte die meisten Anhänger. Die Schriftstellerei war zu einem niedrigern Broderwerb herabgesunken, als die verworfenste Kupplerin treibet. Unter dem tobenden Gelärm verlor sich die Stimme des Vernünftigen.

Man macht noch andere Nichtswürdigkeiten zum karakteristischen Merkmal unseres Zeitgeistes. Ich meine aber, die schnöde Selbstsucht, mit allen ihren häßlichen Auswüchsen, ist überall Gesez der thierischen Natur; und wo sie ausschließend herrscht, findet man es nicht einmal auffallend und ordnungswidrig. In der Welt der sinnlichen Erscheinung, müssen natürlich die selbstsüchtigen Handlungen stärkere Eindrüke hinterlassen, als die Tugend, deren Spur nur der Gedanke folget.

Aber der schrekliche Krieg, der die Länder verwüstet, und ihre friedlichen Bewohner in die Barbarei zurükwirft? Auch der mörderische Krieg hat, wie Kant bemerkt, seine gute Seite, und es ist erlaubt, den meistens unheiligen Zwecken der Kriege in der Absicht der Menschen, einen heiligen Zwek in der Absicht Gottes unterzulegen. Es muß dem Menschenfreunde tröstlich seyn, sein Angesicht von dem wüthenden Sturme weg, nach einer Seite zu kehren, von der durch einen Wolkenriz in der Wetternacht ihm ein milder

Lichtstrahl entgegen dämmert. Nach mancherlei Erderschütterungen traten die Elemente gegenseitig in den Zustand, der dem thierischen Leben gedeihlich ist; auch das Menschengeschlecht muß mancherlei Erschütterungen durchgehen, ehe die Elemente, woraus es besteht, (die verschiedenen Nationen) gegeneinander in das Gleichgewicht treten, das die vernünftige Freiheit der Staaten und Individuen befördert.

Alle Wissenschaften müssen sich zulezt in der allgemeinen Richtung vereinigen, die moralische Seite des Universums erkennbar zu machen. Die physischen und astronomischen Wissenschaften sind nun so weit vorgerükt, dem Menschen seine physische Nichtigkeit zu zeigen. Diese Erkenntniß kann ihn nicht sehr erbauen und freuen; er muß einen Schritt weiter zur Aufklärung seiner moralischen Würde thun. Alcibiades bildete sich viel auf seine Güter ein, bis er sie nicht auf der Landkarte von Attika, die ihm Sokrates vorlegte, aufgezeichnet fand. Die Fortschritte in der Sternkunde ersezen uns den belehrenden Wink des Weisen von Athen; sie machen den Lilliputerstolz der Götter und Halbgötter der Erde zu Schanden. Die Uiberzeugung unserer moralischen Größe, die allen gemein ist, erhebt den Kleinsten zum Großen; die Gewißheit unserer physischen Unbedeutenheit, die wir alle theilen, erniedrigt den Großen zum Kleinsten. Die moralische und rechtliche Gleichheit der Menschen wird offenbar; und diese ewige Grundfeste jedes rechtlichen Staates und jeder gesez-

lichen Ordnung sichern den Staat und seine rechtliche Ordnung vor einem erschreklichen Umsturz.

Die menschliche Vernunft hat unstreitig die stärkste Reproduktionskraft; sie erzeugt sich selbst bei geringer äußerer Veranlassung, erhält sich, theilt sich leicht mit, verstärkt und vervielfacht sich durch Mittheilung. Ein Rükfall zur Unwissenheit und Barbarei wäre nur aus zwei Ursachen zu fürchten: aus einer Uiberschwemmung und Unterjochung der kultivirten Welt durch barbarische Völker, und aus einer totalen Erdrevolution. Die kultivirten Völker haben durch den Gebrauch der Taktik ein Surrogat der physischen Stärke und eine Uibermacht gewonnen, die jenes Besorgniß beseitigt. Wollten despotische Regierungen ihre eignen Völker zur Unwissenheit und Barbarei verwildern lassen, so müßten sie doch, wegen ihrer Selbsterhaltung, die mathematischen Wissenschaften, die der heutigen Kriegskunst unentbehrlich sind, in Schuz nehmen. Und eben die mathematischen Wissenschaften entwikeln, pflegen die Vernunft und erhalten sie gegen Rükfälle. In Beziehung auf eine künftige Erdrevolution, ist die Antwort schwieriger. Wir wissen nicht, wie viele Umwandlungen der Erde, der lezten vorhergegangen sind, die sie für Thiere und Menschen empfänglich gemacht hat; die Archäologie der Erde unterrichtet uns hierüber nur im Allgemeinen. Wir wissen eben so wenig, ob und wann dergleichen Revolutionen wiederkommen, die unsern Planeten zur Bewohnung ganz anderer Geschöpfe, als wir sind,

empfänglich machen; die Gründe dazu aus der Astronomie, sind nur muthmaßlich. Doch liegt in dem Glauben an eine göttliche Weisheit die Hoffnung, daß so eine Umstaltung nur dann erfolge, wenn dieß Menschengeschlecht in seiner izigen Lage und bei so artikulirtem Leibe, die höchste Ausbildung erreicht hat; und so könnte wenigstens die gegenwärtige Generation ganz ohne Sorgen seyn.

IV.

Briefe aus der Stadt.

Fünfter Brief.

Den 2. Februar 1813.

Der Mensch, welcher gewöhnlich in der Gegenwart seinen Himmel nicht findet, verlegt ihn entweder in die Vergangenheit, oder in die Zukunft. Die Menschheit macht es eben so. Da man nicht begreifen kann, daß diese Welt, wie sie uns erscheint, aus den Händen eines allmächtigen, allweisen und allgütigen Wesens hervorgegangen seye, so nimmt man entweder an, alles, und besonders der Mensch seye einmal gut gewesen, nämlich in dem ursprünglichen Stande seiner Unschuld, oder dieser werde es noch durch die Kultur, und nähere sich immer mehr einer höchsten Vollkommenheit. Gott gebe das leztere! Wir könnten es gar sehr brauchen, wenn endlich noch etwas aus uns

werden soll. Ich, meiner Seits, habe wenig Hoffnung, und werde also, wenn ich mich irre, desto angenehmer überrascht.

Uibrigens ist über dieses ganze Kapitel schon viel Dummes und Vernünftiges gesagt worden. Gestern kam es auch in einer zahlreichen Abendgesellschaft zur Sprache, und jeder erklärte sich und andern das Räthsel dieser Welt und unsres Lebens, so gut er es verstand, nämlich schlecht. Mir kömmt es wenigstens sehr albern vor, daß eine Ephemere, wie der Mensch, über den Plan und Zwek des Universums etwas wissen will. Dem es gut geht, der findet alles gut, und umgekehrt; als wenn die ganze Natur nichts als eine Küchen- und Kellermeisterin im Dienste unsres Magens wäre, und der Mond und die Sterne nur leuchteten, um uns einen angenehmen Abendspaziergang zu machen! Alles bezieht der egoistische, engherzige Mensch auf sein theures Selbst, das Höchste, Erste und Lezte in der Schöpfung.

Nachdem man sich, wie das gewöhnlich der Fall ist, lange widersprochen, erhizt, und nicht verstanden hatte, nahm ein junger Mann, der mich schon früher durch einige geistreiche Bemerkungen, die er scherzend und ungezwungen in die langweilige Unterhaltung zu streuen wußte, interessirt hatte, das Wort, und sprach beiläufig, wie folgt:

»Die Philosophen, und was von ihrer Art angestekt ist, sind doch seltsame Leute. Wie oft mußte ich schon die Frage lesen und hören: Ist der Mensch von Natur gut oder

böse, und hat die Kultur und Zivilisation ihn besser oder schlimmer gemacht? Welche Bedenklichkeiten, meine Herren! Um über die lezte Hälfte der Frage im Reinen zu seyn, darf man nur eine Stadt, den Siz der Bildung und feinen Lebensart, in der Nähe gesehen haben. Wie kann man, in diesem Falle, an dem wohlthätigen Einflusse der Künste und Wissenschaften auf unsern Geist und Karakter zweifeln? Ich wenigstens war bezaubert, als ich zum erstenmal das innere Wesen einer Hauptstadt zu beobachten Gelegenheit hatte. Welche Menschen, im Vergleiche mit den Bewohnern des platten Landes, der Berge und Wälder! Wie gefällig, wie theilnehmend und hilfreich! Kaum hat man einen Fuß aus dem Bette gesezt, da wünscht einem alle Welt, wohl geruht, gut geschlafen zu haben. Auf der Straße drängen sich Freunde und Bekannte um uns, erkundigen sich besorgt um den Zustand unsrer Gesundheit, und wollen verzweifeln, wenn wir auch nur an einem Schnupfen leiden. Die herzlichen, gutmüthigen Menschen!

Nahest du dich einem von den Großen, die sonst im Rufe stehen, als seyen sie stolz, hart und gefühllos, dann nimmt er wahrhaft menschenfreundlich Antheil an deinem Schiksale, sparet keine Vertröstung, und macht dir tausend Versprechungen, von denen die Hälfte schon hinreichte, dein Glük dauerhaft zu gründen, wenn — sie nur in Erfüllung gienge. Mit uneigennüziger Billigkeit, und wahrer Großmuth lassen sich sogar Nebenbuhler Gerechtigkeit wider-

verfahren. Ich habe mehr als einmal gehört, daß Autoren sich über ihre Werke wechselseitig Schönheiten sagten, wie man sie gewöhnlich nur Frauenzimmern zu sagen pflegt. Deine unbedeutendsten Handlungen und Schriften rühmen Leute, von denen man sogar erwarten sollte, daß sie dich beneiden; und damit du um so weniger an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln darfst, so preisen sie dir deine Vorzüge ins Gesicht, und sprechen von sich selbst mit einer Bescheidenheit, die oft an Geringschäzung grenzt. Die uneigennüzigen, edeln Menschen!

»Selbst Frauenzimmer, die sonst strenge Gerechtigkeit an einander üben sollen, verrathen auch nicht eine Spure von Eitelkeit und Neid. Ich selbst war öfters zugegen, als schöne, junge Damen, die sich durch Geist und Anstand und einen geschmakvollen Anzug auszeichneten, in zahlreichen weiblichen Gesellschaften, einstimmigen, lauten Beifall ernteten. Man belagerte sie, besah den Hut, prüfte den Stoff und Schnitt des Kleides, und bewunderte alles, was sie trugen und sagten, so sehr ins Angesicht, daß ich für sie hätte roth werden mögen. Und gewiß waren diese Gesinnungen aufrichtig; denn da die fetirten Damen sich entfernt hatten, wurden die Aeußerungen der Theilnahme noch lauter und allgemeiner. Man zischelte sich in die Ohren, wahrscheinlich weil man fürchtete, ich möchte das Lob als übertrieben tadeln. Einige lachten sogar unmäßig, so wenig konnten sie ihre Freude über den

Triumph der Schönheit und des Geschmakes einer liebenswürdigen Schwester verbergen. Sie wollten lieber gegen den Anstand sündigen, als den schönen Regungen ihres Gemüthes Gewalt anthun. Die lieben, guten Kinder!

Kaum ist es zu begreifen, wie es noch Leute giebt, die, bei so sprechenden Beweisen und Beispielen, an der angebornen Gutmüthigkeit des Menschen, und dem wohlthätigen Einflusse der Kunst auf die Sittlichkeit zweifeln. Dieses Vorurtheil habe ich nie in mir zu bekämpfen gehabt. Schön und gut erschien mir alles, was ich in der Stadt bemerkte: die ewig freundlichen Gesichter, die selbst im Zorne noch lächeln; die gefühlvolle Theilnahme; das gefällige Zuvorkommen; der liebliche einladende Blik der Frauenzimmer; ihre schlanke, leichte, schwebende Gestalt, welche die Kleidung voll Geschmak, die sehr viel sehen, aber auch noch manches ahnen läßt, nicht ganz zeigt und nicht ganz verbirgt, und das Heer von Vorzügen, das ich nur aus Mangel an Zeit nicht mustern kann!

»Windbeutelei! zürnte mir ein düstrer Mensch entgegen, mit dem ich eines Tags auf einem einsamen Spaziergange zusammentraf. Windbeutelei, Betrug und Redensarten! Nur das Aeußere ist gefällig und liebenswürdig, das Innere aber abscheulich. Die Kleider lügen körperliche, wie die Manieren geistige und moralische Schönheiten. Uibertünchte Gräber, und Sodomsäpfel! Der Mensch, dachte ich,

ist Hypochonder, und ward ihn bald los, weil wir einander nicht suchten.

»Aber der verdammte Tag hätte doch meinen festen Glauben an die Städte beinahe erschüttert. Von da gieng ich nämlich in einen öffentlichen Garten, weil die Witterung gar einladend war, und die Morgensonne so freundlich durch die frischen Blätter und Blüthen lächelte. Ich konnte mich von der schönen Natur unmöglich trennen.

»Du trinkest deinen Kaffee hier, sagte ich zu mir selbst. Als ein besoldeter Mann im Dienste des Staates darfst du schon etwas mehr ausgeben, als sonst. Ich war nämlich, was ich vielleicht noch nicht erzählt habe, wegen meinen mannigfaltigen und gründlichen Kenntnissen, zum Professor bei dem Fürstlichen Gymnasium ernannt worden. Deutsch verstund ich ziemlich, Französisch etwas, noch besser Italienisch; Griechisch und Latein aber so gut, daß ich in beiden Sprachen, mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit, sogar Verse machte. Kurz, in meinem acht und zwanzigsten Jahre, war ich, ohne mir besonders zu schmeicheln außer meinem Herrn Prinzipal, vielleicht der gelehrteste Mann, in einem Umfange von fünf Quadratmeilen; was für einen so gut kultivirten und bevölkerten Staat, wie der unsrige ist, schon viel sagen will.

»Kaum war ich in dem Garten und hatte meinen Kaffee bestellt, als sich ein runder wohlbeleibter Herr, in schwarzem Kleide, durch die enge Thüre schrot. Hinter einem

starken Vorwerke von Bauch hob sich ein breites, rothes Gesicht hervor. Ich könnte es vielleicht am besten mit dem Vollmonde vergleichen, wenn er aus einer Gewitterwolke tritt. An Form glich er einem stehenden Fasse, auf dem eine Blendlaterne brennt. Rezensenten würden mir das Bild wahrscheinlich nicht hingehen lassen; aber in einer so ordentlichen Gesellschaft, wie die unsrige ist, findet man, hoffe ich, keinen Rezensenten. Die weit offnen Nasellöcher warf er, von Zeit zu Zeit, schnaubend gegen den Himmel, als wolle er, in dem vollwichtigen Gefühle seines Werthes, ihn verächtlich anfahren. Mein Kaffee kam; und da der Aufwärter, bei dem Anblike des Mannes, von Respekt in einen Halbzirkel gekrümmt, Miene machte, ihm mein Frühstük vorzustellen, rief ich hastig: Hieher mein Freund! ich warte schon eine gute Viertelstunde. Der schwarze Herr, unter dem, mir gegenüber, eine massive Bank seufzete, warf mir einen lächelnden aber doch nicht ganz freundlichen Blik voll Frage- und Ausrufungszeichen zu.

»Ich schenkte indessen unbekümmert meinen Kaffee ein, und stopfte mir eine Pfeife. Da stieg der Unbekannte, wie eine Wasserhose, auf, und verlor sich rauschend in einen Seitengang. Alles strebt aber, wie gelehrte und weise Leute schon oft bemerkt haben, in der Natur zur Erhaltung des Gleichgewichts, und der eingetretene Verlust wurde sogleich durch den eintretenden Prinzipal des Gymnasiums, den Herrn Craßinsipistupidus, ersezt. Dieser ist ein

ganz andrer Mann, als der abgefahrne Windgeschwulst. Lange und hager, wie eine Alarmstange, würde er sich, ohne seine gründliche mathematischen Kenntnisse und ein tiefes Studium der Gleichgewichtslehre, bei einer mäßigen Bewegung der Luft, unmöglich auf den Beinen halten können. Wir sezten uns kollegialisch zusammen, und ich begann die Unterhaltung, zuvorkommend gegen meinen Oberen, mit einer Lobrede auf die herrliche Jahreszeit, und den schönen Tag. Was Interessantes habe ich Ihnen mitzutheilen, unterbrach mich mein Herr Prinzipal, daß nämlich der Professor Rustikopedantarrogantius, der größte Gelehrte in den ehemaligen neun Kreisen des ehemaligen deutschen Reichs, hier angekommen ist. Der Mann spricht neun todte Sprachen, ohne die lebendigen, und arbeitet in sieben rezensirende deutsche Blätter. Wir haben Hofnung, ihn für unser Gymnasium zu gewinnen.

»Ich kannte ihn; denn er hatte ein griechisches Gedicht, das ich auf die Geburt unsres Erbprinzen gemacht, weil ich gerade die Stelle suchte, die ich wirklich habe, schreklich rezensirt, weil er selbst die Stelle haben wollte. Herr Prinzipal, erwiederte ich etwas lebhaft, mit allen seinen todten Sprachen ist der Mensch selbst todt; spräche er deren zwanzig, dann besäße er doch nur zwanzig verschiedene Mittel, seine krasse Dummheit zu offenbaren. Liebster Herr Prinzipal, fuhr ich im Feuer fort, sagen Sie doch selbst: Was macht den Werth und das Glük des Menschen,

die todte Buchstabenweisheit oder der heitere Sinn, und das Gefühl, und der lebendige Geist? —

Das hatte ich gut gemacht! Stellte man das Knochenpräparat auf alle Viere, dann sähe es wie eine durchgesessene Schulbank aus; und du wolltest bei ihm dem gesunden Menschenverstande, liberalen Gesinnungen und hohen Gefühlen das Wort reden!! — Vae insipienti! — murmelte Herr Crassinsipistupidus durch die Zähne, stieg wie eine Rauchsäule in die Höhe, und verschwand gleich dem Geiste Hamlets.

»Er hat wohl Recht, sagte ich zu mir selbst, vae insipienti! Du kennst ihn doch; und er ist dein Vorgesezter! Hatte er mir nicht erst vor wenigen Tagen bewiesen, die schönsten Verse, die je ein Dichter seit Adam gemacht habe, seyen folgende des Virgilius Maro:

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula
campum; und
Monstrum horrendum, informe, ingens,
cui lumen ademptum.

»Da habt ihr den Mann, wie er leibt und lebt! Aber der Fehler war nun einmal begangen, und kein Gott kann das Geschehene ungeschehen machen. Ich suchte mich in mein Schiksal zu finden — das Vernünftigste, was ein Mann thun kann — und zahlte, sobald ich meinen Kaffee getrunken, und meine Pfeife geraucht hatte, meine Zeche. Ich fand sie eben so stark, als ich den Kaffee schwach gefunden

hatte. Aber man nahm mir das Geld mit so viel Anstand ab, lud mich mit so freundlichen Worten zu öfteren Besuchen ein, daß ich doch dem Garten und seinen Bewohnern recht gut war.

»So ist es auf dem Lande nicht, wo sich Herr Craßinsipistupidus gewiß den größten Theil seines Lebens aufgehalten hat, sagte ich auf dem Wege. Ich hatte vielleicht tausend Schritte zurükgelegt, als eine jammernde Stimme meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ohne mich zu besinnen, eilte ich nach dem Orte, von dem das Geschrei zu kommen schien, und fand in dem Stadtgraben ein weinendes Mädchen mit einem verwundeten Arme. Ein Schneider und ein Perükenmacher, die früher angekommen waren, sagten, ein Grenadier, den sie noch fliehen gesehen hätten, habe das Mädchen so mißhandelt. Wahrscheinlich, sezten sie lächelnd hinzu, sey es ein Wesen von zweideutigem Rufe, das sich absichtlich an diesem entlegenen Ort verloren. Mein Gott! rief ich, haben wir das izt zu untersuchen? Ein Mensch ist es doch; und jeder Nothleidende hat Anspruch auf unsre Hilfe!

Die braven Bürger billigten meine menschenfreundliche Gesinnungen, und sahen scherzend zu, wie ich mit meinem Saktuche dem Mädchen den Arm verband, es tröstete, und ihm rieth, sogleich, auf meine Rechnung, zu einem Wundarzte zu gehen, den ich gut kannte. Darauf sezte ich meinen Weg, zufrieden mit mir selbst und andern, fort, um zu

Hause von der Lust und den Beschwerden des Tages auszuruhen.

»Den andern Morgen erhielt ich eine Vorladung vor den Stadtdirektor. Ich gehorchte, wie billig, dem obrigkeitlichen Befehle, und verfügte mich sogleich auf das Stadthaus. Wie erstaunte ich, in meinem Richter den Fleischkürbis wiederzufinden, den ich den Tag zuvor in dem Garten gesehen hatte! »Ich habe in Erfahrung gebracht, redete »er mich mit feierlichem Ernste und hoher Würde an, daß »Sie gestern, beim lichten Tage, in dem Stadtgraben bei »verdächtiger Gesellschaft sind gefunden worden. Daß es »Ihnen einfiel, die Dirne gefährlich zu verwunden, als sie »Ihren sündlichen Absichten christlich widerstand, ist ein Skan»dal sonder Beispiel in dem Archive unsrer Stadt. Sie möch»ten es sich vielleicht beigehen lassen, das Faktum abzuleug»nen; aber hier spricht — das Corpus delicti!« Bei diesen Worten stieß er mir mein Saktuch unter die Nase. »Das gehört Ihnen,« sprach er weiter; »und damit wollten Sie der Dirne den Mund verstopfen?«

»Gott bewahre! rief ich, und wußte selbst nicht, ob ich über die plumpe Lüge lachen, oder über die boshafte Beschuldigung vor Zorn weinen sollte. Ich erzählte den ganzen Vorgang der Sache getreu und kurz, fand aber keinen Glauben. Endlich berief ich mich auf das Zeugniß des Schneiders und Perükenmachers, die mit mir in derselben Straße wohnten.

»Die beiden ehrenvesten Bürger wurden sogleich beschieden, und die — Spizbuben erklärten, »sie hätten mich bei dem Weibsbilde gefunden, dem ich den Arm verbunden und süße Worte gegeben. Sonst wüßten sie nichts erhebliches, als daß ich es noch dem Wundarzte Ghir empfohlen. — Ich hätte rasend werden mögen, betheuerte und schwur; vergebens. Was sollte ich machen? Ruhig und bescheiden mußte ich alles anhören, was mir der Richter unter die Nase sagte. Er ist meine Obrigkeit, dachte ist, und alle Obrigkeit ist von Gott.

»Wir werden, begann der Stadtdirektor, den meine ängstliche Verlegenheit sehr ergözte, die Sache, aus Mangel an nöthiger Aufklärung, bis zur nächsten Woche vertagen. Bis dahin bringen Sie kräftigere Beweise! Da ich weggieng, klopfte er mir etwas unsanft auf die Schulter, und sagte: Vor der Obrigkeit, Herr Schulmeister, muß man Respekt haben, und Gott geben, was Gottes, und dem Herrn Stadtdirektor, was des Herrn Stadtdirektors ist! Sie werden sich wohl hüten, mir den Kaffee noch einmal vor der Nase hinwegzunehmen.«

»Vor der Thüre traf ich wieder mit den beiden falschen Zeugen zusammen. Sie sind mein Nachbar, sagte der Schneider freundlich zu mir, und lassen bei andern arbeiten. Herr! ist das christlich? — Sie lieben die Tituskörfe, rief der Haarkünstler mir ins andre Ohr; darum wird der Herr Stadtdirektor Ihnen die Haare schneiden, nach Ihrem

Geschmak. Haben Sie nicht in einem Journale gegen die Zöpfe und Loken, gegen die Tours, Aufsäze und Chignons geschrieben? Ist das nachbarlich? —

»Von dem Herrn Prinzipal wurde ein schriftliches Zeugniß meines moralischen Verhaltens verlangt. Mein Vorgesezter attestirte: Ich thäte mich über den Ernst und die Würde des hohen Schulwesens und der respektiven angesehenen Schulvorgesezten öfters mokiren, und hege insonderheit gegen die alten Studien (nicht das Studium der Alten) keineswegs die gebührende Achtung; wie man dann beweisen könne, daß ich öffentlich zu meinen Zöglingen gesagt habe, ein heller, gesunder Geist, und ein fühlendes gesundes Herz hätten in meinen Augen mehr Werth, als ein mit dem ganzen Gradus ad parnassum befrachtetes Gedächtniß.

»Nein, rief ich im Zorne, auf dem Lande wäre mir das warlich nicht begegnet! Der Hypochonder hatte doch so Unrecht nicht. In der verdammten heuchlerischen Stadt kann ich selbst noch einer werden.« — Hier schwieg der junge Mann.

Ich merkte der Gesellschaft an, daß sie nicht wußte, was sie aus dieser Erzählung machen sollte. Einige glaubten, der Mensch habe uns alle zum Besten. Was denkst du davon? du bist doch auch der Gelehrten einer!

Sechster Brief.

Den 8. Februar.

Wird der Mensch durch die Kultur, und die Fortschritte des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens besser oder schlimmer, und ist er von Natur gut oder böse? — Zu was aber diese müßigen Untersuchungen! Der Mensch ist nun einmal, wie er ist; war, einige Züge abgerechnet, immer so, und wird auch wahrscheinlich so bleiben. In seiner Entwikelung muß er übrigens einem Naturgeseze folgen, daß keinen Stillstand erlaubt, und ihn moralisch und physisch aus einem Alter ins andre führt. Sehne dich immerhin nach den schönen Jahren deiner früheren Jugend zurük; mit allen deinen Wünschen kannst du ihnen angehören, aber nicht mit deinen Begriffen, Bedürfnissen, Hoffnungen, und der ganzen Ansicht des Lebens und der Welt! Indessen ist doch die Frage erlaubt, wenn ihre Auflösung uns auch nicht anders macht. Wir thuen ja so viele Fragen der bloßen Neugierde, auf die sich auch nichts Gescheidteres sagen läßt! Ist der Mensch gut oder böse? Ich habe oft darüber nachgedacht, viel darüber gelesen, und manches gehört; und doch frage ich mich immer noch: ist dann der Mensch gut oder böse? — Vielleicht beides; vielleicht keines von beiden. Beides, weil ich ihn wirklich abwechselnd so sehe; keines von beiden, weil er in der That sehr oft Böses thut, ohne böse, und Gutes, ohne gut zu seyn.

Das ist räthselhaft! Warlich der Mensch ist auch das schwerste Räthsel, bald Gott ähnlich in seiner Größe, bald der Hölle verwandt durch seine Verworfenheit und Bosheit, gewöhnlich aber schwach, und in seiner Schwäche am elendesten und verächtlichsten.

Selten ist der Mensch böse, wo er Böses thut. Der glaubt an die Unfehlbarkeit des Korans, und will mich nicht als seinen ebenbürtigen Bruder anerkennen, weil ich Wein trinke, den er meiden muß. Aber ist es meine Schuld oder sein Verdienst, daß ich in einem Lande geboren ward, wo man nicht an die göttliche Abkunft des Korans glaubt? Der Mensch hat nichts gegen mich, nur der Mahomedaner.

Jener fodert, ich solle ein Knie beugen vor ihm, wie vor Gott; und er ist ein Mensch, wie ich. Ein tausendjähriges Vorurtheil heiligt sein Geschlecht, und von der Wiege bis zum Throne haben seine Sklaven ihm die Versicherung wiederholt, er seye nicht wie andre, und keiner dörfe sich zu Seinesgleichen zählen. Was glaubt der arme Mensch auch lieber? Er kann sich aber Gott gleich dünken, ohne böse zu seyn. Er ist nur betrogen, und sein Innerstes durch das giftigste Gift, die Schmeichelei, vergiftet.

Die Spanier, welche Amerika entvölkert haben, mögen an sich gute Leute gewesen seyn; nur schlechte Christen waren sie. Und nicht gegen die Menschen haben sie gewüthet, sondern gegen die Heiden.

Melas schäzt mich; er gab mir Beweise seiner Achtung, die ich für aufrichtig halte. Indessen hat er mich bei meinen Vorgesezten um allen guten Ruf zu bringen gesucht. »Der Mann,« erzählte er ihnen von mir, »hat vorzügliche Talente, eine Leichtigkeit, sich auszudrüken, die bewundernswürdig ist. Aber Leichtigkeit ist seine Stärke und Schwäche. Positive Kenntnisse besizt er nicht; aber ein schneller und richtiger Blik zieht ihn leicht aus jeder Verlegenheit; und er spricht über alles in so behutsamen Ausdrüken, in so allgemeinen Wendungen, daß er selten eine Blöße giebt. Schade, daß die Natur mit ihren Gaben so karg ist, jeder vorzüglichen Anlage einen großen Fehler als Zwillingsbruder an die Seite sezt, und so nichts Vollkommnes erzeugt! Hätte dieser Mann mehr Positives, und mehr Achtung vor dem Positiven, sowohl was die Geseze als das Wissen angeht, dann wäre er ein wahrer Schaz. Aber die Natur ist ihm alles in allem: Naturrecht, Naturreligion, natürlicher Verstand und natürliches Gefühl sind sein zweites und drittes Wort; und daher jener Geist der Unabhängigkeit, der ihn für die Gelehrtenrepublik und die bürgerliche Gesellschaft untauglich, vielleicht gefährlich macht.« — Der verstehet es! Du triffst die unbewahrte Brust am sichersten, wenn das Gesicht freundlich lächelt, während dem die meuchelmörderische Hand den Todesstreich führt. Wer unsre Gesundheit trinken kann mit dem vergifteten Kelche, daß die Welt glaubt, er bringe ihn

uns auf unser Wohl; wer uns Blumen streuet auf dem Wege, und die Schlange unter sie so zu verbergen weiß, daß sie kein Mensch ahnet, der ist Meister in seiner Kunst, die ihren Mann nicht darben läßt.

Die Verleumdung meines Freundes Melas sieht beinahe wie eine Schmeichelei aus; das mußte sie aber gerade, um mir den Hals zu brechen. Wie konnte man einen Mann befördern, der von dem Geiste der Unabhängigkeit, dem bösesten von allen bösen Geistern unsrer Zeit, besessen ist; der das Positive nicht achtet, da izt das Positive, und besonders bei diesen Menschen, alles, und die Natur nichts ist? Warum that dies Melas, der doch ein herzguter Mensch ist? Warum? Er sucht einen Plaz, um den ich mich, wie er unglüklicher Weise glaubt, bewerbe. Er hätte mich zuverlässig mit Lobeserhebungen aller Art überhäuft, verfolgte ihn nicht der unselige Verdacht, ich seye sein Nebenbuhler, und stehe seiner Beförderung im Wege.

Der Minister Neghittoso hat drei Bittschriften von der Wittwe eines Offiziers erhalten, der in der Schlacht gefallen ist, und ihr nichts als sieben Kinder hinterließ. Die Mutter starb vor Elend, und die Kinder hungern. Es kostete nur einen Federzug, um die unglükliche Familie zu retten; aber immer wurden diese Bittschriften mit hundert andern, entweder vor oder nach der Mahlzeit, vor oder nach einem Konzerte, vor oder nach einer Gesellschaft, vor oder nach einem Besuche eingereicht. Wer, ich bitte dich,

kann in einem solchen Augenblike Gesuche lesen, die, oft um tausend Kleinigkeiten, wie eine Sündfluth unter die Finger eines Ministers strömen? Wer hätte es sich übrigens auch nur im Traume einfallen lassen, daß die dumme Frau so eilfertig sterben würde? Neghittoso ist der beste Mensch von der Welt, der kein Kind betrübt, keine Fliege tödtet. Aber wer, um des Himmels Willen, kann einem zumuthen, den ganzen Tag Bittschriften zu lesen, und darauf zu resolviren?

Von dem Könige Philipp von Mazedonien, dem Vater Alexanders, erzählt man freilich einige Züge, die wir nicht in der Physionomie unsers Ministers finden. Aber es wäre auch ein wahres Unglük, wenn jeder Minister dem verschlagenen und kühnen Philipp gleich sähe. Eine gemeine Bürgersfrau, sagt man unter andern, habe ihn gebeten, ihren Prozeß zu entscheiden. »Ich habe keine Zeit dazu,« erwiederte der König. »Warum?« fragte das verwegene Weib, »bleibst du dann auf dem Throne sizen?« Die Streitsache wurde sogleich untersucht und entschieden. — Ein andersmal schlief Philipp während der Verhandlungen eines Prozesses ein, und verdammte demungeachtet eine der Parteien zu einer Geldstrafe. »Ich appellire,« rief diese! »Und an wen?« fragte der beleidigte Monarch. »An den aufmerksameren König,« war die Antwort; und sogleich wurde die Sache aufs Neue untersucht. Philipp erkannte seinen Irthum und bezahlte die Strafe selbst. Fälle

dieser Art, mein Lieber, sind in unsern Tagen Archaismen. Schwerlich ließe sich izt ein Friedensrichter, oder ein Amtsschreibereischreiber gefallen, was sich Philipp von Mazedonien eingefallen ließ.

Da wir doch an Prozessen sind, so muß ich auch ein Wort von Herrn Lau reden, dessen Prozessen man mit großem Rechte den Prozeß machen könnte. In Lau — ein ominöser Name! das fatale Mittelding ist weder warm noch kalt — seht ihr einen süßen Herrn, der mehrere Sprachen geläufig parlirt, einen einträglichen Alt singt, und das beste Rezept für Schuhwichse und Zahnpulver hat.

Um dieses eigne Wesen nach der Natur zu mahlen, müßte ich meine Farben aus Honigkuchen reiben, die ich nun eben nicht bei der Hand habe. Ein Mittelding habe ich es genannt, weil es wirklich kein reines Ding an sich, weder des weiblichen noch des männlichen Geschlechtes, sondern eine Zwittergestalt von beiden ist. So steht auch seine Bewegung zwischen Gehen und Schweben, seine Rede zwischen Lispeln und Sprechen, und seine Haltung zwischen Fallen und Aufrechtstehen in der Mitte. Er würde krumm seyn von Büklingen, die ihn vor angesehenen Damen in ewigen Konvulsionen zusammenziehen, wenn ihn seine Insolenz gegen das gemeine Volk, von dem er abstammt, nicht glüklicher Weise wieder in eine erhabene Stellung strekte. Selbst nicht reich, hat er eine unbeschreibliche Ehrfurcht vor den Reichen. Wo es thunlich ist, erscheint er öffentlich an ihrer

Seite; und während dem er die niederträchtigsten Schmeicheleien an sie verschwendet, nimmt er gegen die Umstehenden eine vornehme Miene an. Versichert er einen solchen Stadtcrösus, seine Frau oder Tochter, er sey ihr unterthänigster Sklave, und ersterbe, wie billig, in demüthigster Ehrfurcht, dann sieht er mit einem Blicke um sich, der an einem Scipio, nach der Schlacht von Zama, noch anmaßend scheinen würde. Die ihn nicht kennen, sagen dann: Der muß gut mit den Patriziern stehen, die er ordentlich wie seines Gleichen behandelt!

Lau möchte einigen Luxus treiben, wie ein Mann von Stand; aber das kostet Geld, und da der Geist zwar willig, der Beutel aber schwach ist, so steht er abermals, ein Reicher dem Wunsche, und ein Armer dem Vermögen nach, als ein filziger Schwelger in der Mitte, und läßt sich allenthalben mit Geräusch sehen, wo Geld ausgegeben wird, ohne dessen selbst auszugeben. Bei Damen erst ist er in seinem wahren Elemente, und macht, wie er selbst sehr glaubwürdig versichert, ein ungeheures Glük. Warlich, er verdient es! Zehn Talente, von denen jedes einzeln in dieser Laufbahn unsterblich machen könnte, vereinigt er in einem vorzüglichen Grade: er plaudert geläufiger als ein Papagei, versteht zu apportiren wie ein Pudel, und wartet auf troz einem Mops. Vertrauet ihm eine Dame ihre Handschuhe zum Aufbewahren an, dann schwöret er bei Seladon, Amadis und Oberon, sie mache ihn zum homme le plus heureux dans les

quatre parties du monde. Wahrscheinlich ist Lau nicht Geograph genug, um zu wissen, daß man Australien als einen fünften Welttheil ansieht, in dem doch auch Damen wohnen können. Wie würde er sich sonst die grobe Beleidigung gegen seine Gebieterin — die Dame nämlich, mit welcher er eben spricht — erlauben, daß er auch nur die Möglichkeit zugestünde, es könne in irgend einem Welttheile noch einen so glücklichen Menschen geben, wie er ist? Wird er von der Hand einer Schönen, — die übrigens auch häßlich seyn darf, — als begünstigter Depositär eines Ridiküls installirt, dann bettet er das theure Unterpfand, mit einem bedeutenden Blicke, weich zwischen die Hembdkrause, ohne sie jedoch aus den zierlichen Falten zu bringen, und die Weste ans Herz; und muß er, beim Scheiden, den Beutel, le gage certain de tant de sentimens de tendresse, wieder ausliefern, dann ist er au désespoir de ne pouvoir garder plus long-tems ce qui a fait tout le bonheur de sa vie.

Dieser Mensch von Zuckerwasser und abgerahmter Milch ist nicht böse, obgleich er viel Böses thut. Ich möchte ihn selbst nicht schlecht, seine Handlungen aber ein Surrogat der Schlechtigkeit nennen. Das ganze Wesen ist eigentlich nur ein Surrogat, wie seine Mannheit. Seine launigen Einfälle sind ein Surrogat des Witzes, seine Süßigkeit nur ein süßliches Zuckersurrogat, wie seine nichtssagende Geschwätzigkeit ein Surrogat des Rednertalents. Jedem

Frauenzimmer, das bemerkt wird, windet er sich, mit zwanzig Bücklingen, in einer wellenförmigen Bewegung entgegen. Während der Unterhaltung aber, die nicht über die Wendezirkel des Sonnenlaufs seines Geistes geht, und den Putz, das Wetter und die Stadtneuigkeiten umfaßt, blickt er wie ein römischer Triumphator von seinem Siegeswagen. Manche wollten daraus schließen, der Mensch beherrsche, als ein wahrer Tamerlan im Reiche der Liebe, alle weibliche Herzen despotisch. So arg ist es nun eben nicht, obgleich er selbst dieses Vorurtheil als ein Evangelium predigt, und ein wahrer Pelznickel der einfältigen Männer und schwachen Liebhaber geworden ist. Lau steht tief unter seinem Rufe, wie die meisten historisch-großen Namen. Doch soll er eine Dame, die sich über das Hinscheiden ihres Affen zu Tode grämen wollte, wieder mit dem süßen Leben versöhnt haben, dieser Wunderkur aber auch größtentheils seine glänzende Zelebrität verdanken. Sonst ist er wirklich so gut, so weich und wohlriechend, daß man ihn als venetianische Seife mit Rosenwasser verschreiben könnte. Tretet dem verrufenen Manne beherzt näher, und das lebendige Gespenst, das ihr in der Angst zu sehen glaubtet, wird zur todten Vogelscheuche. Nur eine, aber sehr geschätzte und schätzbare Gabe, besitzt er in einem vorzüglichen Grade, durch die er hoffen darf, sich in der großen Welt, wo sie gesuchte Münze ist, zu pussiren. Er redet nämlich mit erstaunungswürdiger Geläufigkeit einen ganzen Tag, ohne

im geringsten etwas zu sagen. Die Worte fließen ihm, wie verdünntes Manna, von der Zunge, und haben auch mit ihm eine analoge Kraft, und könnten als ein gelindes Abführungsmittel des gesunden Menschenverstandes offizinell werden. Uibrigens bleibe ich bei meiner Behauptung: Lau ist kein böser Mensch, sondern nur ein Geck, ein Laffe.

Welch eine reitzende Gesellschaft von Damen sitzt dort um den Theetisch? Warlich es sehen einige schöne Gesichter so freundlich und liebreich über die vergoldeten Tassen hervor, daß, wenn es der Anstand gestattete, ich mir die Erlaubniß ausbitten würde, ihre angenehme Gesellschaft zu theilen. Wie geschäftig sie sind! Wie die leuchtenden Augen glänzen, und der schöne Körper sich in allen Gestikulationen einer fröhlichen Thätigkeit bewegt! Bald nicken sie einstimmig, bald hören sie zweifelnd nur Eine an, die wahrscheinlich nicht so bereitwillig in die wohlthätigen Absichten ihrer Schwestern willigt; denn gewiß beschließen die guten Wesen ein gutes Werk. Ja, die Natur hat das Weib mild und theilnehmend geschaffen, und fremdes Glück und Unglück bewegt dies sanfte Geschlecht schneller und stärker, als den rauhen Mann.

Izt führt eine ehrwürdige Matrone das Wort, und alle hören aufmerksam, was sie spricht. Neugierde ist wahrhaftig mein Fehler nicht; aber ich kann doch der Versuchung nicht widerstehen, ein wenig zu lauschen. Was die ehrwürdige Dame der Gesellschaft vorträgt, muß höchst

wichtig seyn; denn, außer dem Mundwerke und Gehör, scheint kein Frauenzimmer mehr einen Sinn zu haben. Ich horchte wirklich und hörte: »Mein neuestes Oberkleid von rothem Merinos will ich verwetten, daß die B*** den G*** genauer kennt, als es einem honetten Mädchen geziemt. Es ist in der That ein öffentliches Skandal, wie schamlos sich diese Dirne benimmt, die gern für eine gute Guitarespielerin gelten möchte. Andre spielen doch auch, und alle Zuhörer sind nicht taub, wie man das beinahe von Herrn G*** vermuthen sollte. Auf dem letzten Balle saß ich dem Pärchen nahe genug, um es genau beobachten zu können. Ihre Blicke glüheten vor Lust, als sie mit ihm walzte; und Er, — aller Welt fiel es auf, — er hatte nur Augen für sie. Um ihr ja nicht Unrecht zu thun, suchte ich eine von ihren Mägden in meinen Dienst zu erhalten, von der ich auch ausführlich erfahren habe, wie es mit dem Innern ihres Hauswesens steht. Es ist wirklich alles so, wie ich gefürchtet hatte, und noch ärger. G*** geht ungescheut bei der B*** aus und ein, und macht seine Besuche nicht selten Abends, gewiß aus guten Gründen.

»Ach! fuhr die gutmüthige Matrone nach einer kleinen Pause fort, lachen muß ich, wenn ich nur daran denke! — Sie lachte laut, und die sympathisirende Gesellschaft folgte dem aufmunternden Beispiele. Da ihre Mutter starb, — Gott habe die gute, liebe Frau selig! — stellte sich die heuchlerische B*** untröstlich, wahrscheinlich um von dem

mitleidigen S*** recht sehr getröstet zu werden. Die Magd, eben die, welche ich aus ihrem Dienste erhalten habe, sah, wie sie ihm weinend in die Arme sank, er sogar Thränen vergoß, und ihre Gesichter sich so nahe kamen, daß, hätte er sich tiefer gebückt, und sie sich höher aufgerichtet, ihre Lippen sich zum Kusse begegnet wären. Wenn sie das nun vor dem Gesinde thuen, was mögen sie sich erlauben, wenn sie allein sind?

Vor dem Gesinde! fiel eine junge, recht artige Brünette ein. Wahrhaftig, das ist doch zu arg. Wie weit muß es da schon gekommen seyn! Das Weinen gieng ihr auch gewiß so wenig von Herzen, als mir izt, wenn ich Thränen zu viel hätte. Sie hat die ganze Garderobe, die Ringe, Steine und Perlen der Alten geerbt, mit denen sie izt dickthut. Aber, fügte die Sprecherin, mit einem neidischen Blicke, hinzu, das alles macht sie um nichts schöner.

Sie ist, nahm die Matrone wieder das Wort, — ist, sage ich, und bleibt, in meinen Augen eine verächtliche Kreatur, eine Person von höchst zweideutigem Rufe. Alle stimmten der Konklusion der liebevollen Dame bei, die bei dem furchtbaren Gerichte den Vorsitz zu führen schien, daß die B*** nämlich ein Wesen von zweideutigem Rufe sey.

Haben Sie, hob eine liebliche Blondine, am andern Ende des Tisches, an, schon gehört, daß der Kaufmann K** Bankerut machen wird? Der ganzen Gesellschaft entfuhr, bei dieser Nachricht, ein verwunderndes und fragendes O!

und Ach! — Da hat es freilich, bemerkte eine Nachbarin, mit dem Staate seiner übermüthigen Töchter ein Ende. Haben die Mädchen aber auch einen Aufwand gemacht, als wenn sie Millionen besäßen! Das war vorauszusehen, sagte die Präsidentin entscheidend. Herr K** ist ein schlechter Haushälter, und seine Frau eine Verschwenderin. Dieses Urtheil wurde abermal, mit einer allgemeinen Einstimmigkeit, ausgesprochen und bestätigt.

Izt hatte ich genug, und meine Neugierde war vollkommen befriedigt. Ich kannte die mißhandelte B*** und den Kaufmann K**. Jene ist ein sehr edles, gebildetes und allgemein geschätztes Frauenzimmer, schön, geistreich und gefühlvoll. Aber gerade diese Vorzüge mögen ihr das Verdammungsurtheil des weiblichen Revolutionsgerichts zugezogen haben. K** hat den Ruf eines erfahrnen, biedern Handelsmannes, und sein angekündigter Bankerut hat sich so wenig bestätigt, daß sein Haus vielmehr auch izt noch eines der ersten der Stadt ist.

Sage mir nun, was macht einen Spiel- Thee- und Kaffeetisch zum Pranger und Richtplatz des guten Rufes? Wie kömmt das Schlangengift der Verleumdung in die Taubenherzen des zartfühlenden, weichen, theilnehmenden Geschlechtes? Sind diese Damen wirklich böse? Zuverlässig nicht. Ich wollte mich für jede derselben, und namentlich für die kleine reitzende Brünette und die schlanke Blondine, mit allem, was ich bin und habe, verbürgen. Was sollen

aber die guten Kinder in den müßigen Stunden, die ihr wachendes Leben ausfüllen, anfangen, um der Folter der Langweile zu entgehen? Was anders als plaudern, schwätzen, klatschen und verleumden, und das — mit dem besten Herzen von der Welt?

Nach meiner Meinung, hat das zivilisirte Leben also wenigstens die feindseligen Berührungspunkte zwischen den Menschen vervielfältigt. Bei jedem Schritte, den man thut, muß man einem andern feindlich begegnen; und da alle Leidenschaften aufgeregt, alle hungrige Bedürfnisse geweckt sind, so wird jedes Zusammentreffen mit einem Menschen ein Krieg, und jeder Fleck, auf dem man mit ihm steht, ein Schlachtfeld. Wo die Bedürfnisse demnach einfacher, und die Gegenstände unsrer Genüsse seltner sind, haben wir weniger feindselige Berührungspunkte, und handeln darum besser, ohne deswegen, im strengsten Verstande, besser zu seyn. Unser Leben gleicht einer Rennbahn, wo wir alle nach einem Ziele laufen. Jeder Mitwerber ist ein Gegner, der uns auch heimlich ein Bein unterstellt, wenn er uns in offnem, redlichem Kampfe nicht besiegen kann. Die Behauptung Rousseau's, daß der Mensch um so besser und glücklicher sey, je näher er der Natur lebt, und daß die Fortschritte in der Zivilisation und sogenannten Kultur ihn verderben, ist bei weitem nicht so abgeschmackt, als man ziemlich allgemein glaubt.

Siebenter Brief.

Den 17. Februar.

Deine Antwort auf meine beiden letzten Briefe würden mir in der Seele wehe thun, wenn ich ihren Inhalt ernstlich nehmen müßte; aber ich kenne dich und deine Art zu loben und zu tadeln zu gut, als daß ich die versteckte Absicht deiner Vorwürfe nicht errathen sollte. Da man sich kaum mehr getraut, die Wahrheit auch nur anzudeuten und ahnen zu lassen, so hast du zu dem nicht ganz neuen Kunstgriffe deine Zuflucht genommen, den bittersten Tadel in das übertriebenste Lob zu verkleiden, und die dumme Eitelkeit, den Dünkel und die Anmaßung dadurch lächerlich zu machen, daß du die blinden Götzen spöttisch in Wolken von Weihrauch hüllest. Diese Faschingsmanier in unsrer Faschingszeit ist wenigstens in so weit gut, als man wenig dabei wagt. Dem dümmsten Menschen darfst du dreist unter die Nase sagen, er seye ein Hermes Trismegist, ein lebendiger Inbegriff der sieben Weisen; der verwahrlosesten Straßennymphe, sie seye eine Helena, eine Lais, eine Ninon; einem Landschulmeister, er seye ein Pythagoras, und einem Rathsschreiber, er seye ein Solon, ein Numa. Je größer der Geck ist, desto tiefer bückt er sich dankbar für die bittre Parodie. Ein Dorfschulze mit dem Haarbeutel, Gallarocke und der imponirenden Miene eines ersten Ministers, ist gewiß eine Karrikatur, welche die

Affen der Großen und Mächtigen zur Besinnung bringen sollte; aber, leider! fühlen sie es nicht immer. Man ist so sehr an die Nothwendigkeit zu schmeicheln und die Gewohnheit zu lügen gewöhnt, daß auch die niederträchtigste Uibertreibung für Ernst gelten kann. Der Mensch schwöret auf nichts zuverlässiger, als auf das Gute, das man von ihm sagt; und die Eigenliebe und Eitelkeit sind so heißhungrig, daß sie auch die freigebigste Schmeichelei nicht leicht satt füttert. Der übermüthige Thor läßt sich sogar an Gottes Stelle setzen, wie Alexander, zum Sohne Jupiters erklären, wenn auch die Umstehenden über die gebrechliche Göttlichkeit des armen Menschen lachen, den das Fieber im Froste schüttelt.

Mich fängst du wenigstens in dieser Schlinge nicht, obgleich ich nicht leugne, daß ich meine Schwächen habe, an denen mich gewisse Menschen führen könnten, wie ein Schaf. Das Gift der Schmeichelei wirkt auf mich nicht, weil ich in meinem ganzen vergangenen Leben, so zu sagen, ein Gegengift dafür genommen habe. Doch zur Sache!

Du behauptest, — ob im Scherz oder Ernst, weiß ich selbst nicht, — das Gute und Böse hätte ich in meinen Briefen so durch einander geworfen, daß es unkenntlich und nicht mehr zu unterscheiden sey; und, nach meiner Ansicht, gebe es weder einen guten noch bösen Menschen. Wie, das hätte ich wirklich gesagt? Sagen wollte ich es gewiß nicht; denn ich selbst kenne ja Menschen, die ich für sehr

gut halte. Ob wir übrigens in unsern Begriffen übereinstimmen, wird sich zeigen; wenigstens will ich es versuchen, mich dir verständlich zu machen.

Begegne ich einem Menschen, der, wenn er ein Kind ins Wasser fallen sieht, ihm nachspringt, es rettet und weiter geht, als habe er etwas gethan, was sich von selbst versteht, dann halte ich ihn für gut. Flucht er auch später über die verwünschte Meerkatze, und findet, nach einiger Uiberlegung, es seye unvorsichtig von ihm, als einem Familienvater, gewesen, sein Leben für das eines solchen Halbmenschen auf's Spiel zu setzen, dann schadet das ihm in meiner guten Meinung nichts.

Stößet dir eine Bettlerin mit einem Kinde auf, beide nackt und bleich vor Elend, und du ziehest deine Börse, und giebst sie hin, ohne an deinen eignen Mangel, oder an die bestehende Polizeiverordnung, welche das Betteln, unter Zuchtshausstrafe, verbietet, zu denken, dann halte ich dich für gut. Brummest du auch hintennach zu dir selbst: »Dummkopf! wie willst du diesen Abend deinen Wirth be»zahlen! Es war deine ganze Baarschaft, die du vielleicht »an eine liederliche Dirne verschenkt hast,« dann erscheinst du mir darum nicht schlimmer.

Ein Mann, der, wenn er seinen Freund verleumden hört, dem Verleumder, sey er auch noch so groß, ins Gesicht sagt: »Herr, Sie lügen; das getraue ich Ihnen zu beweisen,« ist, nach meinem Begriffe, gut. Für höflich und

wohlgezogen mag er vielleicht nicht gelten; aber das will ich ihm, seiner Güte wegen, nachsehen. Wohlgezogene Leute giebt es doch genug; solche sogar, die sich von einem Vielvermögenden eine Maulschelle geben lassen, und über den vertraulichen Scherz lachen; die, wenn sie ein Mächtiger einen Hundsfot nennt, mit hundert Bücklingen zwanzigmal um Vergebung bitten, oder die einen arm gewordenen Freund verleugnen, weil die öffentliche Meinung, die man doch achten muß, sich gegen ihn erklärt hat. Solche höfliche und wohlgezogene Menschen finden wir noch allenthalben, die sich vor einem Manne in hohem Amt, voll schuldiger Ehrfurcht, auf den Bauch legen, ihn aber, wenn er in Ungnade gefallen ist, nicht mehr kennen; die ein Mädchen Jahre lang mit lügnerischen Versprechungen täuschen, und wenn sie es müde sind, eine andre zur Frau nehmen, weil es die lieben Eltern so haben wollen, denen man doch Gehorsam schuldig ist. Mein Verzeichniß von solchen höflichen und wohlgezogenen Leuten beiderlei Geschlechts, die Schufte, leere Schädel und Herzen, Wichte, Baasen, arme Sünder und Sünderinnen sind, in allem aber die Regeln des Anstandes und einer guten Lebensart beobachten, gewisse gesellschaftliche Konvenienzen respektiren, und so ihren Ruf behaupten, würde sobald noch nicht enden, wollte ich alle Gattungen und Arten aufzählen.

Leute, die sich deinen unterthänigsten Diener nennen, und einen unbeschreiblichen Antheil an deinem Befinden neh-

men, triffst du, zu Dutzenden, auf jeder Straße an; aber lasse dir es nicht einfallen, sie, in der Noth, um den geringsten Dienst zu bitten, sie, in einer Verlegenheit, um den Vorschuß einer Kleinigkeit zu ersuchen, wenn sie dir auch tausendmal ihr ganzes Vermögen zur beliebigen Disposition überlassen haben; die höflichen Menschen würden dich über einen so närrischen Einfall herzlich auslachen. Gute Gesellschafter, witzige Köpfe, Anekdotenjäger, Umträger von Stadtneuigkeiten, abgeschliffene, platte Menschen braucht unser abgeschliffenes, plattes Leben. Was soll uns ein Freund in der hohen Bedeutung des Wortes? Wir kennen und brauchen ihn nicht. Wozu auch? damit er bei der Mahlzeit vorschneide, am Spieltische seine Stelle einnehme, und über die neuesten Ereignisse der Nachbarschaft ein Tagebuch führe?

Es gehört, meiner Meinung nach, nicht viel dazu, um ein ganz vorzüglicher Mann nach dem Bedürfnisse der meisten Gesellschaften zu werden. Man studiert das sinnlose Rothwälsch ihrer Konversationssprache, lernt sich nach der eingeführten Methode bücken und setzen, bei dem Spiele des Schnarrwerkes der Unterhaltung die Pausen vermeiden oder ausfüllen, folglich viel reden, ohne etwas zu sagen, und einen gefallenen Handschuh oder Ridikül mit Grazie aufheben und überreichen. Außer dem Hause fodert man noch die Kunst zierlich zu tanzen, und, im Nothfalle, einen offenen Wagen mit einem oder zwei Pferden zu führen.

Das sind, ich leugne es nicht, ganz vorzügliche Gaben; und ein junger Mann, mit allen diesen ausgebildeten Talenten, ließe in der That nichts mehr zu wünschen übrig, wäre das Leben ein Pikenik, eine Theegesellschaft, eine Gavotte oder Spazierfahrt. Für Viele mag es auch nichts anders seyn; und denen kann und darf dann auch genügen, um was wir sie nicht beneiden. Alle diese Menschen, wirst du mir zugestehen, sind doch nicht gut. Dafür gestehe ich auch dir zu, daß sie nicht böse sind. Sklaven der Gewohnheit und des Herkommens, loben und tadeln sie, was, dem bestehenden Gebrauche gemäß, Lob oder Tadel verdient, thuen und unterlassen das und jenes, nicht weil sie es für erlaubt oder verboten halten, sondern weil es Aufsehen erregen, sie lächerlich machen, oder mit ihren Umgebungen in unangenehme Verhältnisse bringen würde.

Gütiges Schicksal, laß meine Tage nicht in dem faulen Sumpfe eines öden, aus leeren Förmlichkeiten zusammengesetzten Lebens modern, in dem selbst die Wärme nichts erzeugt, als kriechendes Ungeziefer: geheuchelte Tugenden und Vorzüge, eine gleisnerische Gefallsucht und müßige Klatschereien! Lieber stelle mich auf einen einsamen Berg in Stürme und Gewitter, und schleudere aus ihnen einen wohlthätigen Blitz auf die müde Brust, wenn sie zu schwach wird für die Last des Lebens! Erhältst du mir nur das warme, liebende Herz eines Freundes, einer Freundin, und der Seltnen, die mir theuer geworden sind, dann will ich

gern die freche Gewaltthätigkeit, den dummen Uibermuth, die neidische Verleumdung und die alberne Einfalt ertragen, so gut ich es vermag. Laß mich das Leben nie — darum bitte ich dich — über dem Streben nach seinen eiteln Gütern vergessen, und eine äußere Größe suchen, die nur innere Kleinheit, und einen äußeren Reichthum, den nur innere Armuth geben! Die Spanne Erde, welche meine Wiege von dem Grabe trennt, will ich nicht zum Kriegsschauplatze kleinlicher Begierden und feindseliger Leidenschaften machen. Mein Daseyn muß einen höheren Zweck haben, als den, meine hungrige Sinne abzufüttern; oder es ist auch die Mühe nicht einmal werth, welche dieses fodert. Gott! wie können wir in dem kurzen Leben, das wie ein Blitz durch die lange Nacht der Ewigkeit zuckt, noch Zeit finden, uns zu hassen, zu verleumden und zu betrügen!

Geduld, Lieber! Ich finde mich, und kehre zu meinem Gegenstande zurück. Den Menschen also dürfte ich gut nennen, der sich einer höheren Idee aufzuopfern vermag, Leben und Vermögen an die Wahrheit, an seinen Glauben, an seine Religion, an die Freundschaft, die Liebe oder seine Pflicht setzt; aber auch nur der ist es. Wer vermittelnd und Friede stiftend zwischen seinen unerlaubten Vortheil und seine verletzte Pflicht zu treten weiß, mag verschlagen seyn; für gut halte ich ihn aber nicht. Wer nichts Böses thut, weil ihm die Kraft, die Gelegenheit oder der Muth dazu fehlt, gilt mir auch nicht dafür, und diese negative Tugend

ist, in meinen Augen, durchaus verdienstlos. Soll ich einen Menschen gut nennen, dann muß er eine gewisse Energie des Karakters, einen eigenen Willen haben; er muß sogar selbst prüfen und urtheilen. Die Unschädlichkeit aus Indolenz oder Temperament ist keine Güte.

Dadurch will ich aber keineswegs sagen, unsre guten Handlungen müßten das Resultat eines reiflich erwogenen Entschlusses seyn. Im Gegentheil traue ich einem Menschen wenig, bei dem die gute That die späte Frucht einer langen Uiberlegung ist. Alle räsonnirte Güte ist unzuverlässig, weil der Verstand immer tausend Gründe zum Schlechten findet, wenn das Edle nicht, durch eine gewisse innere Nöthigung, aus dem Herzen hervorgeht, dem es ein Bedürfniß ist. Der gute Mensch ist gut, weil er, um es nicht zu seyn, seine Natur verleugnen müßte. Er wählt und thut allenthalben das Bessre, weil er nicht anders kann, ohne mit sich selbst im Widerspruche zu stehen. Er ist gut, und weiß so wenig, aus welchen Gründen er es ist, als es die Sonne weiß, warum sie wärmt und leuchtet. Also, wirst du mich fragen, hat ihn die Natur zu dem gebildet, was er ist? Mit einigen wenigen Einschränkungen antworte ich: Ja. Der Mensch, sagt man sey eine kleine Welt, ein Inbegriff der großen im verjüngten Maaßstabe; und das ist sehr wahr. In ihm finden wir eine gedrängte Rekapitulation der übrigen Schöpfung, mit dem ihm eigenthümlichen Zusatze, der ihm die höchste Stufe auf der Leiter

der uns bekannten Wesen zusichert. Schon die Natur hat, nach meiner Uiberzeugung, jenen zum blutdürstigen Tiger, diesen zum großmüthigen Löwen, hier einen zum willig duldenden Schafe, und dort einen zum gefräßigen Schweine gemacht. Wir finden geborne schlaue Füchse, pedantische Esel, gesellig-schnatternde Gänse und sich aufblähende Pfauen. Schreie nicht voreilig: Ketzerei! und habe die Geduld mich anzuhören, dann bin ich geneigt, dir meine Ansicht, in einem späteren Briefe, auseinander zu setzen. Ich weiß sehr gut, daß meine Idee von der Güte des Menschen mit unsrer schulgerechten Moralphilosophie im Widerspruche steht; aber ich habe sie demungeachtet noch nicht los werden können.

VI.

Bemerkungen über den Ursprung und das Wesen der altdeutschen Baukunst und Bildnerei, und deren falschen Beinamen: Gothisch-Werk.

Als Erwiedrung zu einer Stelle (S. V.) in dem ersten Heft:
Der Dom in Kölln,
mit Kupfern, vom Professor Thelott, 1810. Folio *).

Beiträge zur artistischen und litterärischen Darstellung der Denkmale altdeutscher Baukunst und Bildnerei, sind bei dem in dieser Rücksicht noch fast gänzlich unbearbeiteten Felde unserer vaterländischen artistischen Denkmale, wie dieselben auch seyen, jederzeit höchst willkommen. Und so ist es auch die vor einigen Jahren erschienene, oben bezeichnete Schrift, welche uns den Grundriß und den Aufriß der vor-

*) Dortmund, bei Gebrüder Malinkrodt. (Preis 3 fl. 45 kr.)

dern Façade des so bewunderten großen Köllner Domgebäudes, nach den Kopien der vollständigen Originalrisse in der Historia trium regum, auf ein Viertel letzterer Größe reduzirt, liefert; wobei man jedoch den Maasstab von römischen Füßen, der bei den obigen Kopien befindlich, ungern vermißt. Diese saubern Umrisse sind hauptsächlich demjenigen zu empfehlen, der sich einen schnellen und vollständigen Begriff von diesem größtentheils unvollendeten Gebäude zu verschaffen wünscht.

Die beigefügte Beschreibung ist einladend, kräftig und schön, ohne in eine höhere feinere artistische Analyse einzugehen. Kurz und gut ist Erbauer und Zeit des Baues, unvollendete Arbeit, Material und dessen Verwitterung angegeben.

Diese, durch ein Halbjahrtausend besonders durch Nässe und Frost bewirkte Verwitterung, wodurch mancher Zierrath abfiel, und manche der feinen Säulen knickte, bewegt den Verfasser, am deutschen Ursprung der gothischen Baukunst zu zweifeln, da es in Deutschland so viel friere, und Bedachung und Decke hier das erste Bedürfniß sey?

Ihm scheint die gothische Baukunst, wie die Gothen, ostasiatischen Ursprungs, ihre Heimath das Land der Palmen zu seyn. Ihre runden, überall gleichdicken Säulen, mit ihren weit unter das Kreuzgewölbe laufenden Blattstielen und Gräten, schienen den Palmen mehr zu ähneln, als

dem nordischen Eichenwuchs. So glaubte er, im gewesenen Dome zu Hamburg, wo die runden Säulen und Gräten mit gleicher Farbe angemahlt waren, eine Reihe Kohlpalmen gesehen zu haben, welche mit ihren Blattstengeln die Decke getragen. Auch schiene diese Baukunst, wie man aus den alten indischen Denkmälern sähe, schon früher im Palmenlande einheimisch gewesen zu seyn.

Referent ist überzeugt, daß, so wie im Allgemeinen eine Kulturgeschichte der Menschheit von Asien, eben so auch im Besondern eine chronologische Geschichte der Baukunst von den ältesten Denkmalen in Indien ausgehen müsse; und insofern könnte man auch die asiatische Baukunst als die Wiege aller andern Baukunst, also auch der sogenannten gothischen Baukunst ansehen. Aber in der Kunst wie in der Natur geschieht kein Sprung. Kommt es indessen darauf an, die Geschichte der Baukunst eines einzelnen Landstriches oder eines besondern Volkes darzustellen, so verdienen die nächsten Quellen alsdann natürlicherweise die erste und vornehmste Berücksichtigung. Und diese sind für die sogenannte gothische oder vielmehr deutsche Baukunst des Mittelalters wohl die neugriechische (byzantinisch-italische), alsdann die altrömische (nicht die uralte, sondern mittlere), sodann die altgriechische; zuletzt erst die egyptische und mit ihr die indische. Was sich unmittelbar aus der neugriechischen ableiten läßt, braucht nicht aus der indischen abgeleitet zu werden. Zudem ist die Baukunst, gleich der Musik, keine

nachahmende Kunst, wie die Bildhauerei und Mahlerei, sondern selbstschöpfend ihre Formen und Einrichtungen nach den Zwecken der Gesellschaft und des Landes, für das sie ist; und nur in ihren Auszierungen kann sie mit den nachahmenden Künsten, als Bildhauerei, Mahlerei, verwechselt und auf fremde Völker und Climate dann und wann bezogen werden *).

Zu der Zeit, als unter Theoderich dem Großen das gothische Wesen jenen hohen Glanz und Herrlichkeit im Herzen Europa's und in der unmittelbaren Nähe anderer deutschen Nationen erlangte, blühte auch in Italien jener eigne Styl in der Baukunst, den man in unsern Tagen richtig mit dem Namen des Neugriechischen (byzantinisch-italischen) bezeichnet. Er wurde von byzantinischen Künstlern nach Italien gebracht, und hatte den altrömischen Styl fast gänzlich verdrängt. Der große Gothenkönig Theoderich selbst war an dem griechischen Hofe erzogen, legte nach seinem Regierungsantritt die gothische Kleidung ab, und nahm die römische an, welches vielleicht ebenfalls eine durch die Neugriechen gemodelte war. Theoderich that noch mehr; er richtete seinen Hof nach dem Muster des griechischen ein, und suchte so viel Pracht als möglich zu zeigen, um den Gesandten fremder Regenten einen hohen Begriff von sich beizubringen.

*) Siehe ein weiteres in meinen demnächst herauskommenden Heften: Altdeutsche Baukunst und Bildnerei.

Die Geschichte sagt uns ferner, daß derselbe König zu diesem prahlerischen Endzweck das Seltenste von Kunstwerken überall sammelte; und als König der noch immer kultivirteren Italiener konnte er römische und griechische Künstler genug haben, durch deren Werke oder durch sie selbst, als seine Diener, ihm, dem Gothen, großer Ruhm und Name auch in dieser Rücksicht ward. Durch die Geschenke in künstlichen Produkten von Italiens und Griechenlands noch immer verhältnißmäßig hoher Kultur, an die benachbarten bei weitem rohern Völker des südwestlichen und nördlichen Europa's, konnte es ihm gelingen, dem gothischen Namen jene große Achtung und Ruhm zu gewinnen, der bis in unsere Tage dauerte. Und so schlang sich durch diese Mittel, Wege und Namen, jener Knoten in dem Faden der Geschichte der Künste der frühesten Periode des Mittelalters, der durch Gothisch-Werk fälschlich benennet wird.

Von dem Gothenvolk selbst läßt sich nicht einmal bestimmen, ob sie in Italien Ackerbau trieben; also, ob sie die roheste Fertigkeit bürgerlicher Beschäftigung übten. Theodorich ließ sie nicht einmal in den Wissenschaften unterrichten. Wie konnten sie Kunst, Baukunst treiben, welche ohne einen großen Aufwand von wissenschaftlichen Begriffen nichts Bleibendes zu Stande bringen kann? Aber für die Bildung der Italiener sorgte der Gothe Theoderich. Die Reste von Roms Werken der Baukunst und Bildhauerei erregten seine höchste Bewunderung. Und sind sie mehr

als die Werke Egyptens und Indiens, besonders für den weniger Gebildeten, der sich an die Maßen und den Kontrast hält? Rückerinnerung an andere Gebäude Asiens mogte dem gebildeten Barbaren bei dieser höchsten Bewunderung wohl nicht zur Seite stehen, der nicht nur für die Erhaltung der römischen Bau- und übrigen Kunstdenkmale Roms die größte Sorge trug, sondern auch in Italien eine ungeheure Anzahl neuer Gebäude aufführte. Von diesen ist heut zu Tag noch ein Theil übrig, der sich eben so sehr von der altrömischen wie von der indischen Bauart unterscheidet. Sie sind das, was man mit Recht jezt den neugriechischen Styl zu nennen anfängt, und der bis ins dreizehnte Jahrhundert dauerte. An Pilargesimsen der alten Klosterkirche zu Breitenau (12. Jahrh.) an der Fulde, erblickt man selbst Centauren in den Verzierungen. Dieser Styl kam zur Zeit der Gothen in Italien auf, gewiß nicht durch die Gothen als Gothen, sondern durch griechische Künstler, welche sie mitbrachten, oder vielmehr, welche das Reich der Gothen anzog und beschäftigte. Römische Baumeister und Handwerker führten die Gebäude dieser Zeit in einer Art auf, die sich dadurch der ältesten Bauart (der in neuesten Zeiten richtig erkannten Tuszischen) näherten, daß große Steine mit wenig Kalk zusammengesezt wurden. Und es ist der Hauptkarakter solcher Bauart: Mauern von erstaunlicher Masse und Festigkeit von Außen, und zierliches Säulenwerk von Innen, und an den Thüren und Fenstern.

Cassiodor sagt uns, daß man mit Beibehaltung der Schönheit der Alten ihre Fehler vermieden habe, und erhebt außerordentlich die dünnen lanzenähnlichen noch dazu kannelirten Säulen, die mit den stark durchbrochenen Kapitälern, um doch die Lasten tragen zu können, die spitzen Bogen verursachten.

Der Hauptunterschied der neugriechischen oder auch byzantinischen Bauart (worin der Palast zu Gelnhausen erbaut ist) *) von der altrömischen oder vielmehr altgriechischen Bauart, besteht aber darin, daß erstere den Hauptfehler der letzteren: die Nachahmung der Holzkonstruktion bei massiven großen steinernen Gebäuden, vermieden, die Bogenstellungen statt Säulenstellungen durchaus einführten, so daß die steinernen Bogen ohne nachgeahmte hölzerne Gebälke unmittelbar auf den Säulen ruhten, und zuletzt nicht die Außenmauern der Gebäude hinter einem Wald von Säulen versteckten, sondern sie vielmehr als große ruhige Massen hinstellten, entweder in glatt gehauenen Quadern mit Fenstern und Gallerien durchbrochen, oder als rauhes Quaderwerk mit glatten Fugen und wenigen Abschnitten oder Lichtöffnungen. Wo die Bogen durchaus halbrund sind, nannte man sie in unsern Zeiten altgothisch,

*) Siehe mein unter der Presse befindliches und im vorhergehenden Hefte des Archivs angezeigtes Werk über den Palast der Hohenstaufen in Gelnhausen, wozu der beigefügte Kupferabdruck gehört.

ä

ik ... (nicht als Kirchenbaukunst besonders) aus der neugriechischen Baukunst historischerweise,

hergeb...en Hefte des .
den Palast der Hohenstaufen in
der beigefügte Kupferabdruck gehört.

so wie man die Bauart mit spitzen Bogen neugothisch nannte. Und in den Spitzbogen besteht auch der Hauptkarakter der richtiger benannten deutschen Baukunst des Mittelalters; alle wesentliche Formen lassen sich aus denselben herleiten. Der wachsende Gebrauch der Kreutzgewölbe führte von der einen Art zu der andern hinüber. Dünne Säulen wurden in die Ecken der nach alten Verhältnissen aufgebauten starken Pilaren gestellt, um die Rippen des Kreutzgewölbes so zu tragen, als die Pilaren die Bogen des Gewölbes trugen. Allmählig verschwand das Massive der Pfeiler hinter der leichten Begleitung der schlanken Säulen und Gewölbrippen, so wie ein Granitblock hinter den leichten ihn umwuchernden Gewächsen. Cassiodor, der kein Baumeister war, und also die Gebäude nach ihrer sinnlichen Erscheinung, nicht nach den innern Gesetzen der Konstruktion beurtheilte, muß sich der dünnen lanzenähnlichen Säulchen erfreuen, und sie nebst den spitzen Bogen vor allem andern auszeichnen, und so den Zweck des Baumeisters: die gewaltigen Massen durch leichte Verzierungen angenehm zu machen, an sich selbst erproben. Denn durch die spitze Bogen wird höchstens nur der Seitendruck, aber nicht das Gewicht der Lasten gemindert.

Demnach bin ich gewiß, daß sich die Bauart des Doms zu Kölln, so wie aller Gebäude dieser Art, in Rücksicht ihrer karakteristischen Formen, (nicht als Kirchenbaukunst besonders) aus der neugriechischen Baukunst historischerweise,

als einer eigenen originellen Bauart, aber aus den Gesetzen ihrer Konstruktion, die vom Einfachsten zum Mannigfaltigsten und Verwickelsten fortschreitet, müsse darstellen lassen. Das erste Gesetz findet sich in den Kreutzgewölben *); also weder eine indische Pagode, noch ein egyptischer Portikus, noch eine griechische Säulenordnung, noch eine römische Basilik allein, noch ein neugriechischer Palast allein, oder zulezt ein Produkt der Baukunst unter den Gothen. Die Baukunst der Deutschen ist, wie ihre Sprache, in ihrer Reinheit dem Volke eigen, das sie schuf. So wie der Schlüssel zu der deutschen Sprache weder in der italienischen, spanischen, französischen und englischen Sprache, noch in einer ältern zu suchen ist, so auch mit der deutschen Baukunst. Sie ist von der deutschen Nation selbstständig ausgebildet worden. Kein fremdes Volk (die Franken waren ja Enkel der Bewohner von Deutschland, die spät nach der Eroberung Galliens wieder zurückkehrten; freilich entfremdet) hat ihnen seine Kunst aufgedrungen. Ihre Verfassung, ihre Sitten, ihre Kunst, bildeten sich, wie sie selbst, im Mittelpunkt der europäischen Völker aus; sie erhielten das Alte nicht, wie die Egypter, isolirt von allen andern Völkern, sondern sie bildeten es durch das Neuere aus; durch die kräftige

*) Siehe das von mir vor einigen Jahren herausgegebene Werk: Der alten gothischen Kapelle zu Frankenberg, Grundriß, Aufriß und Durchschnitt, nebst Gedanken über die sogenannte gothische Kirchenbaukunst, S. 8. §. 5.

Berührung mit nahen und fernen Völkern, wozu ihnen die Deutschland durchkreuzenden Landwege die beste Gelegenheit gaben, zu einer Zeit, wo mit Rom die Schifffahrt gesunken war. Und was dem einzelnen kräftigen Menschen, der nach Bildung strebt, in der Verbindung mit Andern zu Theil wird, wurde auch dem freien Volke der Germanen in der Gesellschaft mit den andern Völkern Europa's zu Theil: eine höhere allgemeinere selbstständige eigne Bildung, die sich edel zu allem andern neigte, das sie umgab, und der alle gern folgten und sie liebten, weil sie so frei und selbstständig, so groß und bescheiden war.

So ist die alte deutsche Kunst dasjenige in Europa geworden, was die indische Jahrtausende vorher in Asien war. Wir brauchen die indische Baukunst vielleicht nicht mehr zur Erklärung der deutschen, als wir die alte reine Lehre des Brama zur Erklärung der Grundwahrheiten von Europa's Religionen brauchen, wo wir durch Egypten und Moses eine spätere Uiberlieferung besser noch, wie in der Baukunst durch die Gothen, mit Asien annehmen könnten. Allein da es zugleich möglich ist, daß bei gleichen Bedingungen sich übrigens bei Jedem, nach seiner Art, Gleiches bilde, so konnte die deutsche Baukunst, ohne die indische, sich auf eine gleiche Höhe des Styls nach ihren Bedingungen schwingen; und da war es der deutschen Baukunst leicht möglich, in der Mannigfaltigkeit der Formen mit der indischen

Baukunst übereinzustimmen; das anfangs niedrige Kreuzgewölbe mit seinen niedrigen Säulen, konnte in der glühenden Einbildungskraft des deutschen Künstlers, jene bewunderte Erhabenheit und Zierlichkeit gewinnen, worin mancher Dichter dieser Zone in blühenden Gedanken mit dem Orientalisten wetteifert. Indessen mag auch Indien seinen Einfluß auf die Künste Europa's stärker geäußert haben, als man bisher weiß. Wer erkannte alle Fäden des Schicksals?

Mit Recht huldigt der Verfasser am Ende der treflichen Abhandlung dem Verdienst der Neuern in der Baukunst. So dumm es wäre, vom Verfall der Baukunst in Deutschland während dem Mittelalter zu reden, so beschränkt wäre es das Große in der Baukunst unsers Jahrhunderts, oder der so zu benennenden neurömischen Baukunst zu verkennen. Ja, man darf getrost seyn, daß aus der heutigen Aneignung des Styls aller bekannten Völker und Jahrhunderte, zuletzt für jedes Volk oder Klima ein Styl der Baukunst hervorgehen wird, der den frühern bei weitem übertreffen mag. Freilich muß diese Aneignung nicht auf blinder Nachahmung oder versteckter Eitelkeit, sondern auf tiefer Kenntniß des Vortreflichen und Schicklichen beruhen, welche das Studium der Mittel und reife Erfahrung in der Sache selbst an die Hand geben.

Litterärisches und artistisches
Intelligenzblatt
zum
Rheinischen Archiv.

No. II. — 1813.

Neue Verlagsbücher
der Schellenbergschen Hofbuchhandlung in Wiesbaden.

Bleibtreu, L., Methode den Flächeninhalt und die Construction jeder Figur aus den Seiten und Winkeln zu berechnen. Mit 1 Kupfertafel. 8.
broch. 10 gr. oder 40 kr.

Bonhard, (Dr. G. C.), die Kunst, Schwangere, Wöchnerinnen und neugeborne Kinder vernünftig zu behandeln, und Gebärenden den nöthigen Beistand zu leisten. Zum Unterricht und zur Selbstbelehrung für Hebammen und Mütter, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Boost, (P. F.), über die Nationalehre der Deutschen, 8. broch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Crève, C. C., über Veredlung des Staates, durch Errichtung eines Sanitäts-Kollegiums. 6 gr. oder 24 kr.

Großmann, (J. W.), die Belagerung der Stadt Hanau im 30jährigen Kriege, und deren Befreiung durch Wilhelm V., Landgrafen von Hessen, am 13. Juny 1636. Ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen, 8.
12 gr. oder 48 kr.

Hülshoff, (M. L.), Lehrbuch der praktischen Rechenkunst für Schulen, angehende Kaufleute und andere Geschäftsmänner, 2 Bände, gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Kirchliche Licht- und Wasserstrahlen, vom Verfasser der privatisirenden Fürsten. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Thurn, Dr. W. C., das Ganze der Sinnenwelt, in Geschichten und Beispielen vorgetragen.
1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Ueber die Nothwendigkeit der Schutzblattern-Impfung.
3 gr. oder 12 kr.

Versuch einer vollständigen Sammlung der ähnlich lautenden Wörter der deutschen Sprache, gr. 8. 12 gr. oder 45 kr.

Zickendrath, C. F., Jugendrede. 4 gr. oder 15 kr.

Nächstens wird in vorbenannter Buchhandlung erscheinen:

Beiträge zur chemischen Statik, oder Versuch eines critisch-philosophischen Commentars zu den für und wider Berthollets Theorie der Verwandtschaftslehre erschienenen Schriften und Abhandlungen; von G. C. Otto, Apotheker in Wiesbaden. Mit einer Vorrede begleitet von Dr. C. W. Snell, Director und Professor am Gymnasium in Idstein. 1r Band: Allgemeine Critiken, nebst einer Darstellung der Berthollettischen Theorie nach Kants dynamischen Principien. gr. 8.

In allen Buchhandlungen ist angekommen und zu haben:

Bildergeographie.

Eine Darstellung aller Länder und Völker der Erde.

3ter Band Amerika und Australien. Mit 19 illum. und schwarzen Kupfern und 2 Karten.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüngern. gr. 8. 1813.

Preis 2 Thlr. 12 gr.

Der 1ste und 2te Band dieses angenehmen und nützlichen Lesebuchs enthält Asien und Afrika mit 42 Kupfern und Karten. Der 4te und letzte Band, welcher Europa beschreiben wird, erscheint nächstens.

Von dem mit allgemeinem Beifall aufgenommenen und in Schulen bereits häufig eingeführten und mit Nutzen gebrauchten:

ersten Lehrmeister,

ein Inbegriff des Nöthigsten und Gemeinnützigsten für den ersten Unterricht von mehrern Verfassern, Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüngern, hat der 8te und 9te Theil so eben die Presse verlassen. Der 8te Theil enthält: Naturgeschichte von J. A. C. Löhr. (20 Bogen mit 83 Abbildungen.) Preis 16 gr., und der 9te Theil 150 Exempeltafeln zum Rechnen, von J. P. Schellenberg. (23 Bogen) Preis 12 gr.

Obiges ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Von

Zimmermanns Taschenbuch der Reisen,

ist so eben ein neues Bändchen oder 1812 2te Abtheilung erschienen. Sie enthält: Ostindien, und ist mit 10 Kupfern versehen. Preis 2 Rthlr. — Von diesem schätzbaren Werk sind nun 11 Jahrgänge heraus, von denen der 1ste bis 7te und 10te Jahrgang nur eine Abtheilung, der 8te, 9te und 11te Jahrgang aber jeder 2 Abtheilungen hat, und demnach das ganze Werk aus 14 Bändchen bestehet. Der 1ste bis 7te Jahrgang ist noch um den herabgesetzten Preis von 8 Rthlr. zu bekommen, die sonst 14 Rthlr. gekostet haben. Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüngern, und in allen Buchhandlungen.

An alle Buchhandlungen ist versendet und darin zu haben:

Almanach der Universität Heidelberg auf das Jahr 1813. Für Studirende, deren Eltern, und für Gelehrte. Herausgegeben von Julius Lampadius. Mit dem Portrait des Senior Universitatis, Hrn. geh. Rath Mai, und einem Plan der Stadt und Umgebung. Heidelberg, gedruckt und verlegt bei Joseph Engelmann. In einem eleganten Umschlag broch. 2 fl.

Auch unter dem Titel:

Handbuch für Studirende auf der Universität Heidelberg. Von Julius Lampadius. Mit dem Portrait des Senior Universitatis, Hrn. geh. Rath Mai, und einem Plan der Stadt und Umgebung.

Der Plan besonders mit der Erklärung desselben 36 kr.
Illuminirt 1 fl.

Dieses nach einem trefflichen Plan angelegte Handbuch ist zunächst bestimmt, Studirende, welche die Heidelberger Universität beziehen, schnell zu orientiren, und sie mit ihren neuen Verhältnissen und Umgebungen bekannt zu machen. Aber auch denen, welche diese Akademie bereits verlassen haben, wird es eine freundliche Erinnerungstafel seyn. Die Hauptrubriken umfassen: 1) Die Stadt, ihre Lage, Umgebung ꝛc. 2) Die Geschichte der Universität. 3) Die innere und äußere Organisation derselben. 4) Die Frequenz mehrerer Jahre, mit einem Namensverzeichnisse sämmtlicher jetzt hier lebender Akademiker. 5) Ein Verzeichniß der Lehrer und ihrer Schriften, mit biographischen Notizen. 6) Ein Verzeichniß der Vorlesungen mit Rücksicht auf die dahin einschlagenden Gegenstände. 7) Eine Beschreibung der wissenschaftlichen Anstalten. Hiezu kommt ein Abdruck der akademischen und städtischen Polizeigesetze und eine Nachweisung des Oekonomischen, z. B. der Wohnungen, Kost ꝛc.; auch die Vergnügungen, Spaziergänge ꝛc. haben eine eigne Rubrik erhalten. Das Bildniß des Hrn. Geh. Rath Mai als Seniors der Universität, und ein Plan der Stadt dienen dem Buche zur weitern Empfehlung.

Sämmtliche vorstehende Werke sind bei L. Schellenberg in Wiesbaden zu bekommen.

Gedichte.

Wen ich singe.

Jedes meiner Lieder singt dich, o Lina,
Deinen Reiz, dein Lächeln, in dem der Himmel
Lächelt; ohne dich, o wie traurig, Lina,
Seufzte mein Lied hin!

Nennet auch nicht jedes Gedicht den süßen,
Harmonie tönenden, geliebten Namen:
Doch bist du mein Lied! nur die Liebe stimmt mein
Saitengewebe.

Lina! nur durch dich ward mein Vaterland mir
Vaterland; flöhst du auf des fernen Meeres
Klippen, gerne folgt' ich dir in des neuen
Vaterlands Hütten!

Ach! wie gern verspritzt' ich mein Blut dem Lande,
Welches du bewohnst! und ich singe: Süß ist's,
Für die heimische Flur, für die Geliebte
Willig zu sterben!

Wenn ich Tugend und ihren Lohn besinge,
Wer ist's anders, als du, o süßes Mädchen,
Die mein Herz der Himmlischen werther machte,
Ihr es entflammte?

Kann ich eine Tugend besingen, ohne
Daß dein Bild verklärt mir den Geist umschwebte,
Mich begeisterte? Lina, du bist mir die
Göttliche Muse!

Die Begeisterung.

An S.

Wenn die Begeisterung dir den schwellenden Busen durchflammet,
Uiberlasse dich ganz ihrem unendlichen Flug:
Taumle hin, dir selbst nicht bewußt, im heiligen Wahnsinn,
Gleich der Bachantin, die trunken die Wälder durchirrt!
Unvermerkt leuchten vorüber Unsterbliche; göttliche Nähe
Kündet heilige Gluth ahnend im Herzen nur an.

Kannst du das Wesen seh'n, das deinen Körper belebet,
    Kannst du den süßen Rausch seh'n, wenn dein Herz er beseelt?
Wenn die Begeisterung dich mit unsterblicher Wärme durchglühet,
    Denke nimmer, kühn! daß dich ein Gott nun bewohnt:
Denn der wieder Nüchterne merkt erst, wie süß er berauscht war,
    Und die Begeisterung flieht, wirst du dich ihrer bewußt;
Also haschen Knaben den Schmetterling, der ihre Lust war,
    Da er noch flatterte, todt nun ihre Freude zerstört!

Entsagung.

Sonnet.

Von ihren Armen glühend heiß umfangen,
    Einwühlend mich in ihres Busens Pfühl,
    War ich so nahe dem ersehnten Ziel,
Nach welchem alle meine Wünsche rangen.

Da zeigte sich auf ihren zarten Wangen
    Der keuschen Schaam erröthendes Gefühl,
    Und leise, wie entferntes Saitenspiel,
Erstarb in mir das zitternde Verlangen.

Doch bebte von der Lippe mir die Klage,
Und an das Schicksal that ich diese Frage:
Warum der Seligkeiten Vorgenuß,
Wenn von der Seligkeit ich scheiden muß?
»Erfahren, rief es, solltest du auf Erden,
Wie selig Geister in dem Himmel werden.«

An das Morgenroth.

Lieblicher Bote des Tags, noch neigst du dich schweigend hinunter,
Wo in dem stygischen Reich herrschen die Nacht und der Tod.
Aber nun schwebest du auf, mit purpurflammenden Flügeln,
Wo es von Leben und Licht rauscht in dem hohen Olymp.
Herrliches Vorbild der Kunst! du treibst mich von Ende zu Ende,
Doch an jeglichem nimmt mich die Unendlichkeit auf.

Uibereilung.

»Kalt ist jetzo dein Herz; schnell räche, schnell gieb dich der Andern« —
Ach, er that es, und nie sah er die Freude mehr blüh'n.

So in die Ebbe wagt sich der Knabe, die Muschel zu suchen,
Und, rückkehrend mit Macht, decken die Fluthen ihn zu.

Eignes und Fremdes.

Was du selber erschufst, das Produkt des eignen Gedankens,
Freuen mag es den Sinn, der es erzeugend gebahr.
Aber nicht tritt es vor dich mit dem Reiz des süßen Befremdens,
Uiberraschend und neu regt es nicht, plötzlich, dich an.
Ursache hast du gesehn, und sahst von weitem die Folge;
In der keimenden Saat hast du die Frucht schon erblickt.
Nur was von außen erscheint, rührt, überraschend, die Seele;
Aus des Nichtseyns Nacht tritt es in Daseyn hervor.
Mit der Gunst des Momentes beschenkt es selbst das Gemeine,
Denn es erfreuet den Sinn, der sich im Neuen gefällt.

Nach Marzial.

Nein, du bist nicht gut: was willst du rechten?
Du bist nur der Beste von den Schlechten.

II.

Uiber die Frage:

„Ist der Glaube an eine fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechtes durch die Vernunft-Religion geboten oder verboten?“

Manche Dichter, deren Phantasie es nicht recht gelingen will, den schönen Schleier des Möglichen der nackten und armen Wirklichkeit umzuhängen, rächen sich an der eisernen Gegenwart durch einen Lobgesang auf ein längst verschwundenes goldnes Zeitalter. Sie übersehen, in dem Aufblicke auf das angenehme Gemählde einer unschuldigen Schäferwelt, das ungeschlachte Original ihrer Mitwelt. Andere, wie Horaz, Zeugen einer durchaus verderbten Generation, die an gesittetere Zeiten nahe grenzet, aus dem Standpunkte dieses Hofpoeten, und von welchem uns das Schlechte und Schlechteste sich ganz unverschämt in seiner breiten Seite darstellen, machen uns von dem immer anwachsenden Ver-

derben eine moralische Staffelrechnung daher, nach der, wäre sie richtig, schon längst das Menschengeschlecht von der Erde vertilgt seyn müßte. Eine dritte Klasse (theologische Visionäre) läßt das tausendjährige Reich des Wohlergehens auf Erden in der späten Zukunft aufblühen, und bis dahin das moralische und physische Gute und Böse, in unverhältnißmäßiger Mischung, neben einander bestehen. Andere, mit ungetrübtem und unbestochenem Blicke auf das, was unter dem Monde geschieht und wechselt, halten sich an die bloße Erfahrung, und lächelnd über die poetischen Visionen, wie über die theologischen Träume, lassen sie alles beim lieben Alten: es geht heute und hier ein wenig besser; morgen und dort ein wenig schlechter. Die moralische Seite des Menschen stellt sich, nach ihrer Behauptung, in dem Maße in kalten Schatten, als seine intellektuelle Seite beleuchtet wird; und wenn man die Sache um und um besieht, so wird man immer dieselben Phasen bemerken. Die Welt, sagen sie, liegt einmal im Argen, und wie sie sich mit dem Kopfe ein wenig aus dem Schlamme hervorarbeitet, drückt sie die Füße und Hände um so fester und tiefer hinunter. Gegen diese realistische Parthie der Weltklugen nimmt eine andere (die man die idealistische Parthie nennen könnte, um zugleich das Gebiet und den Geburtsort ihrer Gründe zu bezeichnen,) ein obgleich langsames, hie und da unterbrochenes, doch im Ganzen wirkliches Fortschreiten unseres Geschlechtes in der Vervollkommnung an.

Diese Idee bescheidet sich, auf die Evidenz der Erfahrung keinen Anspruch zu haben; denn augenscheinlich ist wohl eher ihr Gegentheil. Aber eine andere Frage ist: »spricht sie den Glauben der Vernunft an, und ist sie einer von den wenigen Artikeln ihrer Religion, die mit dem Augenschein nichts zu thun haben?«

Professor Schmalz in Königsberg *) läugnet nicht nur, daß der Glaube an die Vervollkommnung des Menschengeschlechts durch die praktische Vernunft geboten sey; er glaubt sogar, er sey durch das Moralgesetz verboten. Er behauptet, »es läge darin kein Antrieb für uns, nach »Vollkommenheit zu streben, ja es zerstöre die übrigen, »und lähme die Kraft unserer guten Entschlüsse durch die »trostlose (?) Aussicht in eine für uns unerreichbare Ferne. »Die Zweckmäßigkeit des Moralgesetzes werde durch den »Glauben an Unsterblichkeit hinlänglich bewährt, das Reich »der moralischen Vollkommenheit werde in einer anderen »Welt als in dieser seyn. Diese Aussicht löse alle Räthsel »in uns und um uns.«

Ich habe in der Abhandlung: über den Geist der gegenwärtigen Zeit, meinen Glauben an die auch für diese Welt gültige Realität der Tugend öffentlich bekannt; und da nach Vollendung dieser Abhandlung in

*) Annalen der Rechte des Menschen, des Bürgers und der Völker, 2tes Heft 1794. Seite 164 ff.

mir die Zweifel und Gegengründe jenes ernsten und wichtigen Denkers zufällig begegneten, so halte ich es für Pflicht, diese zu prüfen, und vorliegende Untersuchung kann als Fortsetzung jener Abhandlung angesehen werden.

Worin soll denn wohl die Wirkung der göttlichen Vorsicht bestehen, die das Christenthum auch auf das Erdenleben, und die Stoa einzig auf dieses beziehen, wenn die Tugend über das Böse zuletzt kein Recht behält, so wie sie dem Scheine nach über uns keine Gewalt hat? Und wie kann etwas Entkräftendes und Niederschlagendes in dem Glauben an die einzig wahrhafte Realität der Tugend liegen? Hat aber die Tugend Bestand, und nur sie allein, so muß es durch ihre auch hienieden unzerstörbare ewige Wirkungen seyn. Das Reich der Zwecke hebt auf dieser Erde an, warum soll diese Erde nur die Grenze dieses Reiches, nicht ein Theil seines Gebietes seyn? Durch jeden Zweckbegriff vergegenwärtige ich mir, und antizipire die Zukunft. Ich soll durch den Begriff des Guten meine Gegenwart bestimmen, und doch fortfahren zu glauben, die Zukunft nehme davon nicht die geringste Kunde? Was ist denn an einer Gegenwart, die folgenlos verschwindet? Ist die andere Welt so arm, um sie mit der schönsten Beute aus dieser ausstatten zu müssen? Wer sagt uns denn, daß jene durchaus das Widerspiel von dieser sey, und daß wir zu jener von dieser nicht durch einen stäten Uibergang, sondern durch einen Sprung gelangen? Ist nur ein Gott,

so ist auch nur eine Welt, nach der Zeit wie nach dem Raume, nach der Länge wie nach der Breite.

Durch gute Handlungen naturalisirt sich der Mensch als Bürger beider Welten; seine guten Handlungen müssen auch Gemeingut für beide Welten seyn; es ist nur eine einzige große Stadt Gottes.

Man hat längst und oft bemerkt, die Bürgertugend sey nur bei kleinen Republiken in ihrem wahren Element; da giebt es keinen Bürger, den der Staat nicht kennt, und keine seiner schönen Handlungen verliert sich unter der Menge. Die unendlich große moralische Republik der Guten hat dieselben mächtigen Triebfedern durch den Glauben an die Allgegenwart eines höchsten Oberhauptes, und nach meinem Gefühle liegt eine große Triebfeder zum Guten in der Uiberzeugung, daß durch Gottes Hilfe das Gute auch hienieden noch ungeschwächt im Verborgenen fortwalte, wenn schon längst das Grab und die Schande das gekrönte, wie das ungekrönte Laster bedeckt haben.

»Aber die Erfahrung?«

Die Erfahrung hat hier kein Stimmenrecht. Auf dem unsichern Boden der Erfahrung sind Helvetius und Rochefaucault unbesiegbar; hier steht selbst nicht die Realität der Tugend fest. Denn wäre diese nicht durch andere Gründe dargethan, so durchwühlten wir vergebens alle Blätter der Geschichte und alle Falten des menschlichen Herzens, um auch nur eine That aufzufinden, die erhaben über alle

Bedenklichkeiten wegen Lohnsucht und niedrigem Interesse ist. Aber aus Vernunftgründen stehen Pflicht und Tugend sicher. Eben so kann auch alle Erfahrung den Glauben selbst an ihre irdische Unvergänglichkeit nicht widerlegen. Brutus verzweifelte zuletzt an der menschlichen Tugend, und wählte den Tod; wer weiß, wie lange noch sein Name die Losung der Tapfern ist! Gesetzt, von Christus wüßten wir nichts, als die verächtliche Erwähnung seines Namens in den Jahrbüchern des Tacitus; seine durch sein Blut versiegelte Lehre hätte sich indessen, durch uns izt völlig unbekannte Kanäle, unter seinen heimlichen Jüngern fortverbreitet, bis zu einem, der den Muth gehabt hätte, sie öffentlich als göttliche Lehre der Welt zu verkünden, aber ohne ihre erste Quelle anzugeben; und gesetzt, die Vorsehung hätte sein Unternehmen unterstützt, und die Weltreligion Jesu trage nun einen andern Namen, wäre darum seine Weissagung von der beharrlichen Wirkung seiner Worte Lügen gestraft? Wäre er darum weniger der Heiland der Welt? Darum, weil nur Tacitus von ihm, und zwar wie von einem gemeinen Betrüger spricht?

Noch einmal: Vor der täglichen Erfahrung und der Geschichte vergangener Zeiten befürchte ich so wenig eine Widerlegung meines Satzes, als ich eine Widerlegung von der Unendlichkeit des Raumes aus den Reisebeschreibungen unserer Weltumsegler befürchte.

Nur das will mir nicht einleuchten, daß die andere Welt und diese einander in ihrer Verfassung so ganz entgegengesetzt seyn sollen. Hier lauter Verschlingungen des großen Drama, und alle Entwicklung erst hinter dem Verhange. Dort die vollständigste Harmonie, und hier nichts als ein widersinniges Gekratz und Durcheinanderlärmen der Instrumente, die einander gleichgestimmt werden sollen. Bliebe mir nur die Wechselwahl, den Einfluß der Vorsehung entweder ausschließend auf jene oder ausschließend auf diese Welt anzunehmen, so stimmte ich mit den Stoikern für Letzteres; denn ich gestehe, die Lehre, daß das Räthsel einer über die Tugend siegenden Bosheit erst und allein durch das tröstliche Geheimniß des blos leiblichen Todes gelößt werde, finde ich nicht ganz frei vom Verdachte einer petitio principii, wodurch man die Nothwendigkeit einer künftigen Ordnung aus der Wirklichkeit gegenwärtiger Unordnung beweisen will. Spricht man vom Gebot im strengen Sinne, so gebietet die Vernunft freilich keinen Glauben, sondern nur Handlungen. Die menschliche Seele im Gefühle ihres Berufes zur Tugend hält sich für unsterblich und Gott ähnlich, und zu dem, was aus ihrer angebornen Natur von selbst hervorgeht, giebt es keinen moralischen Zwang. Würde ein treuer Anhänger der Tugend den Heroismus bis zum stoischen Unglauben an eine künftige Fortdauer treiben, wer würde diese Idiosynkrasie, diese sonderbare einzelne Erscheinung der Vernunft ihm zum Verbrechen machen?

Die Moral gebietet nicht einmal den Glauben an eine höchste persönliche Vernunft; sie hätte keine Sanktion für ihr Gebot gegen den Tugendhaften, der die Pflicht, die alles Interesse verschmähet, allein als das Höchste anbetete? So ein tugendhafter Unglaube wäre ein seltner Fall, der nicht unter der Regel stünde. Die moralische Natur des Menschen ist an sich, und durch sich gläubig. Wer sein Gemüth mit Freiheit über das Endliche erhebt, dem öffnet sich der Himmel der Zukunft, und offenbart sich die Nähe der Gottheit. In dieser inneren Organisation bedingen sich Mittel und Zweck wechselweise, und nur die Philosophie scheidet im Begriffe, was die Natur innigst verbunden hat.

Die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes besteht in der Ausbildung des Verstandes und in der Besserung des Herzens. Daß die Wissenschaften bis hieher ein größeres Gebiet gewonnen haben, ist eine Thatsache, die selbst die Geschichte bestätigt. Ich weiß nicht, ob Asmus Recht hat, zu sagen: man soll die Plane der Vorsehung in der Geschichte der Menschheit nicht in die Länge, sondern in die Breite hin suchen. Das ist kein Einwand, daß nun die unwissenschaftlichen Anhänger Mahomets ihre Moscheen haben, wo die Schüler des Aristoteles und Plato ihre Lyceen und Akademien hatten. In Athen haben freilich das Kreuz und der halbe Mond den der Minerva geheiligten Vogel verscheucht; aber der heidnische Pöbel dieser Stadt war damals, trotz der Göttin der Weisheit, noch unwissender, als

gegenwärtig der Muselmann. Auch verliert die Menschheit nichts, daß nun an den verfallenen Mauern des einst berühmten Sparta, an dessen verödeter Stätte man nur noch die Ruinen des Dorfes Magula findet, Millionen Eidexen auf- und abkrapplen *). So sind doch auch die Schatten der Millionen Heloten gerächt, daß man die Spuren einer Stadt, die nur müßige Bürger auf Kosten der Menschen und keine Menschen hatte, nur in von Thieren bewohnten Trümmern findet; die Weltgeschichte ist gerechter als es die Geschichtschreiber sind, in deren Bücher Sparta ein glänzender Name ist.

Im Ganzen geht die Wissenschaft unaufhaltbar ihren Weg, wiewohl in ungleichen Schritten. Die Erkenntniß ist eine nothwendige Bedingung wahrer Tugend; zu jeder Zeit war der beste Mensch auch der aufgeklärteste seiner Nation. Man muß das Hinderniß der Tugend, die Güter der Welt kennen, um sie standhaft und von Herzen zu verachten. Es ist falsch, daß heute nur die Wissenschaft gepflegt wird, die Brod bringt. Die Philosophie, Mathematik und Astronomie haben immer noch ihre uneigennützigen Verehrer um ihrer Erhabenheit willen, und der Gedanke, daß der Erfinder einer Nähnadelfabrik sich um die Menschheit mehr verdient gemacht habe, als der Erfinder des wahren Planeten-

---

*) Châteaubriand itinéraire de Paris à Jérusalem. T. I. p. 109.

systems (ein Einfall, der einer Schneidersseele wohl verzeihlich ist) gehört unserer Zeit nicht an.

Ob rohe Thierheit oder ausgeklügelte Bosheit das Schlechtere sey, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Es erfüllt uns freilich mit mehr moralischem Abscheu, wenn die ungezügelte Begier selbst die bessere Einsicht mit sich fortreißt; aber der ästhetische Effekt ist nicht der Maaßstab des wirklichen Werthes oder Unwehrtes. Der blinde Trieb ist um nichts edler, als die verblendete Leidenschaft; und die starre Unwissenheit eines Hurone ist so wenig ein Zug im Ideale der Menschheit, als die abgefeimte Gewandtheit eines Lovelace. Ist es aber tröstlich anzunehmen, daß auch das Licht der Erkenntniß einst in die ewigen Wälder der Huronen dringe, und daß am Ende die schelmischen Plane aller moralischen und politischen Loveláces an ihren Absichten selbst zu Schelmen werden, welcher Freund der Wissenschaft und der offenen Wahrheit wollte diesen Glauben anfeinden?

III.

Vogt's historisches Testament.

Pulchrum est benefacere reipublicae, etiam benedicere haud absurdum. Vel pace, vel bello clarum fieri licet: et qui fecere, et qui facta aliorum scripsere, multi laudantur. Ac mihi quidem, tametsi haudquaquam par gloria sequatur scriptorem et auctorem rerum, tamen in primis arduum videtur, res gestas scribere; primum, quod facta dictis exaequanda: dein quia plerique, quae delicta reprehenderis, malivolentia et invidia dicta putant: ubi de magna virtute et gloria bonorum memores, quae sibi quisque facilia factu putat, aequo animo accipit; supra ea, veluti ficta, pro falsis ducit. Sed ego adolescentulus initio, sicuti plerique, studio ad rempublicam latus sum, ibique multa adversa mihi fuere; nam pro pudore, pro abstinentia, pro virtute, audacia, largitio, avaritia vigebant. — Igitur — statui — quae memoria digna videbantur, perscribere, eo magis, quod mihi a spe, metu, partibusque reipublicae animus liber erat. —

Sallust. Catil. C. 3 — 4.

Vorbericht.

In der Vorrede zu dem ersten Theile meiner Schrift: System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, sagte ich folgendes:

»Ein Schriftsteller kann von keiner Sache eine genauere Rechenschaft ablegen, als von seinen eignen Gedanken, von seinem eignen Leben, von seiner eignen Familie. Alles, was in diesem Buche vorkömmt, ist daher eine treue Berichtserstattung von dem, was ich selbst gedacht, selbst gefühlt, und selbst an mir und in meiner Familie erfahren habe. Findet der Leser Irthümer darin, so können sie nur die Unrichtigkeit meiner Urtheile, nicht aber meiner Beispiele betreffen. Ich habe das genau aus meinem Leben ausgezogen, was mich sittlich oder unsittlich, glücklich oder unglücklich machte; und darin das erstere angepriesen, vor dem letztern gewarnt. Wenn ich nun als Lehrer und Kenner der Weltgeschichte meine Erfahrungen durch jene aller Zeiten und Völker bestätigt finde, so sind meine Urtheile noch bestimmter und fester geworden.

»Ich habe in einer Zeit gelebt, wo ich alles Gute und Schlimme alter, und alles Gute und Schlimme neuer Sitten und Denkungsart prüfen, und mit einander vergleichen konnte. Ich habe in einem Staate gelebt, worin ich die glänzenden Auftritte und Verhandlungen eines fürstlichen Hofes, und die fürchterlichen Stöße einer revolutionären Republik genau beobachten konnte. Auch bin ich zu demjenigen Alter gediehen, wo man die Jugend bereits gekostet hat, und sich die Zukunft leicht vorstellen kann. Ich würde jetzt schon die Beweise meiner Erfahrungen anführen, wenn

ich sie nicht zu einer andern Zeit und in einer andern Schrift benutzen wollte.«

Diese Zeit ist nun gekommen, und dieses historische Testament ist die Schrift, welche ich schon damals ankündigte. Zeit und häusliche Umstände hindern mich, meine historischen Werke fortzusetzen oder zu vervollkommnen. Mit der Geschichte des Rheins werde ich meine historisch-schriftstellerische Laufbahn beschließen. Da ich aber in diesem Fache mein Leben hindurch Vieles gearbeitet und gedacht habe, so will ich meine gesammelten Kenntnisse und Ansichten für die Welt nicht ganz verloren gehen lassen, sondern selbe, wie durch ein Testament, jungen Geschichtsforschern hinterlassen, auf daß sie daraus Nutzen und Lehren schöpfen mögen; denn obwohl berühmte Geschichtskenner meine Schriften entweder benutzt oder ihnen die Ehre angethan, und sie neben die Werke eines Polybiu's, Tacitus, Machiavelli und Montesquieu gestellt haben, so bin ich doch zuviel von ihren Mängeln überzeugt, als daß mich dieses schmeichelhafte Urtheil blind machen sollte. Wenn ich mein System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit und meine historische Darstellung des europäischen Völkerbundes ausnehme, so werden meine übrigen Schriften entweder vernachlässigt oder gar als Bruchstücke erscheinen. Die Ursache dieser Unvollkommenheiten liegt in den günstigen oder ungünstigen Umständen meines Lebens, wovon ich öfter nicht Herr war. Es wird

daher nicht undienlich seyn, wenn ich folgenden Auszug von Briefen, welche ich über diesen Gegenstand schrieb, meinem historischen Testamente vorausgehen lasse. Man wird darin finden, wie ich zum Geschichtsstudium gebildet und bestimmt, aber auch warum ich das nicht vollkommen wurde, was ich gewünscht und mir vorgenommen hatte. Mein Leben hat einen kindlich-religiösen, einen poetischen, einen historisch-politischen, und einen philosophischen Theil. Der erste umfaßt meine Kindes-, der zweite meine Jünglings-, der dritte meine Manns- und der letzte meine Greisen-Jahre. Während der zwei ersten Epochen meines Lebens erhielt ich die mythischen, während der dritten die politischen, und während der letzten die theologisch-philosophischen Kenntnisse, welche einem ächten Geschichtsforscher nöthig sind.

Von diesem historischen Testamente, welches mit nächstem erscheinen wird, will ich einstweilen einige Bruchstücke in dieser Zeitschrift einrücken lassen.

Du möchtest gerne wissen, wie ich zu gleicher Zeit zur Geschichtsmahlerei und zum Geschichtsstudium gekommen bin; ich will dir es, so viel und so treu mich mein Gedächtniß unterstützt, aus meiner Lebensgeschichte erzählen, und du wirst finden, daß ich mich fast selbst dazu habe bilden müssen.

Ich wurde während dem siebenjährigen Kriege (1756) in einer der schönsten Städte am Rhein, zu Mainz, geboren. Sowohl der sittliche als politische Zustand der Länder, welche dieser Fluß durchströmt, hatte zu dieser Zeit einen Grad von Wohlstand erreicht, welchen man in der Weltgeschichte unter Völkern selten antrift. Die Gesetze, und was noch mehr ist, die Gewohnheit der Gesetzlichkeit hatte einem Jeden sein Eigenthum und seine Rechte geschützt; durch das große Bündniß, was der Fürst Cauniz bei dem Achner Frieden zwischen Oestreich und Frankreich geschlossen hatte, war an keinen Krieg am Rhein zu gedenken. Die Natur, von der Industrie des Volks unterstützt, goß ihr Füllhorn über die reichen und schönen Länder des Flusses aus. Die Fabriken stiegen schon aus den ersten rohen Versuchen zu einer hohen Verfeinerung, und was dem Kunstfleiße an Ausdehnung fehlte, ersetzte der blühende Handel der benachbarten Städte.

Die Verfassungen der rheinischen Staaten waren durch Landstände, Domkapitel und Bürgerkollegien gemäßigt. Die Reichsstädte waren kleine Republiken, die geistlichen Staaten näherten sich durch die Wahlen und Wahlkapitulationen den Volksregierungen, und die vier großen Kurfürstenthümer konnten, ohne das Volk zu bedrücken, ihre Einkünfte jährlich auf Millionen bringen. Davon nahm der Zivil- und Militärstand nicht die Hälfte weg; die andere Hälfte gieng wieder durch Aufmunterung der Künste und die Verschöne-

rung der Städte mit froher Ausgabe unter das Volk. Dazu kamen noch die beträchtlichen Einkünfte der Geistlichkeit und des Adels, wovon ein großer Theil, aus fremden Ländern kommend, an dem Rheine verzehrt wurden. Mainz, Düsseldorf, Mannheim, Koblenz und Bonn blühten durch fürstliche Höfe, durch Künste und Wissenschaften; Offenbach, Neuwied, Frankenthal, Elberfeld und Rastadt durch Fabriken; Frankfurt, Kölln, Straßburg, Basel und Bingen durch Handel. Das Gemisch der verschiedenen Religionen und Staatsverfassungen erweckte Eifer und wechselseitige Verträglichkeit, und die Pracht der Fürsten unterstützte den Frohsinn des Volks.

In diese glückliche Epoche fielen meine Geburts- und ersten Lebensjahre. Mein Vater war, wie mir noch seine hinterlassenen Manuskripte beweisen, ein gründlicher Rechtsgelehrter, und machte sich eine Ehre daraus, als Senator und Vorsteher der Bürger und Armen fast unentgeldlich dem gemeinen Wesen zu dienen.*) Meine Mutter galt für eine sehr wohlhabende Bürgerstochter, und stand der ihr von ihrem Vater hinterlassenen Handlung vor. Beide waren fromm, ohne bigott zu seyn, und von Jedermann wegen

*) Er verwaltete die Einkünfte des Armenhauses mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß man nach seinem Tode noch ein Kistchen voll schlechten Geldes fand, welches er bei der Einnahme mit seinem guten verwechselt hat.

ihrer bekannten Redlichkeit geehrt und geachtet; aber mein Vater starb, da ich kaum zwei Jahre alt war, und hinterließ meiner Mutter die ganze Haushaltung und Sorge für die Erziehung ihrer Kinder.

Wenn man diesen besondern Umstand beherzigt, so wird man finden, daß meine und meiner Geschwister Bildung schon frühe gleichsam dem Zufalle, oder vielmehr uns selbst überlassen war. Meine Mutter hatte zwar guten Willen und auch Vermögen genug, um unsere Erziehung gut anlegen zu können; da sie jetzt aber allein dem Handel vorstehen mußte, so verließ sie sich fast gänzlich auf ihr treues Gesinde und die Hauslehrer. Vor allem muß ich dir also die Leute schildern, welchen eigentlich unsere Erziehung anvertraut war.

Es ist eine eben so leicht zu machende als gemeinlich vernachlässigte Bemerkung, wie wichtig es für Herrn und Diener sey, daß der dienende Theil des Hauses nicht als bloßer Miethling angesehen und behandelt werde, sondern wie Eliezer und Euriklea sich an die Familie anschließe, in inniger, anständiger Theilnahme. Dergleichen Gemeinschaft war in unserm Hause, wo Niemand fremd bleiben durfte und keiner sich recht gefiel, der nicht einheimisch werden konnte und keinen Sinn für häusliche Geradheit hatte; *) so bekamen zwei alte Mägde großen Einfluß auf unsere Erzie-

*) Siehe Johann Heinrich Vogt, ein Denkmal nebst Fragmenten des Verstorbenen. Mainz, bei Sartorius 1792.

hung, ja man könnte fast sagen, daß unsere erste Körperbildung und Gesundheitspflege größtentheils von ihnen abhieng. Sie lehrten uns laufen und gehen, führten uns öfters spazieren und sorgten bei Krankheiten durch Hausmittel und Obhut.

Auch auf unsern Geist mochten sie nicht unbeträchtlich gewirkt haben, indem sie durch Märchen und Erzählungen unsere Phantasie beschäftigten und bei Ausgelassenheiten uns bestraften. Dagegen ließ uns ihre Gutmüthigkeit und Unkenntniß auch in aller Selbstentwicklung frei; so, daß unser Körper mit leichter Mühe und gleichsam unterm Spiele die gehörige Behändigkeit und Stärke, unser Geist seine originelle Richtung erhielt. So lebten wir in unserer frühern Kindheit, harmlos und ohne Zwang im Kreise der Familie. Erst im siebenten Jahre erhielten wir einen strengern Unterricht bei unsern Hauslehrern und sogenannten Präzeptoren.

Wenn ich dir eigentlich sagen sollte, was wir bei diesen schulmäßigen Männern gelernt haben, so ist es allein das Lesen, Schreiben, Rechnen, die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik und den Katechismus; das heißt außer Lesen, Schreiben und Rechnen nichts. Dabei waren zwei dieser Hauslehrer solche Pedanten und alte strenge Männer, daß uns ihr Unterricht mehr lästig und widerlich, als angenehm und lehrreich schien. Indessen war es doch gut, daß unser Geist durch sie zu einer

gewissen Ordnung angehalten wurde, indem wir bisher nur an die süßen und gefälligen Eindrücke der Natur und Familie gewöhnt waren.

Unter diesen Hauslehrern war aber besonders einer, welcher wohl den meisten Einfluß auf die Bildung unsers Geistes gehabt haben mochte. Er besaß ungemeine Kenntnisse der klassischen Litteratur, hatte Anlage zur Dichtkunst und durch Schönschreiben auch zum Zeichnen; er übersetzte die klassischen Dichter in niedliche deutsche Verse, reformirte den Kirchengesang und verfertigte selbst einige neue Kirchenlieder.*) Dabei liebte er die schöne Natur und war ein Feind aller Schulpedanterie. Da er als ein wahres Genie sich nicht schulmäßig an die Lehrstunden hielt, so ertheilte er uns öfter Unterricht während dem Spazierengehen oder bei Lustparthien; und ich muß gestehen, daß ich dabei mehr lernte, als in den Lehrstunden unserer strengern Präzeptoren. Zu diesem geistreichen Lehrer gesellten sich noch zwei Geistliche, welche, auf dem klassischen Boden nicht unbekannt, ihn trefflich unterstützten. Diese waren die Men-

*) Noch von Wien aus schrieb er in einem Brief meinem seligen Bruder folgendes Epigramm, als im Jahr 1767 der Domthurm durch einen Blitzstrahl abbrannte:

Er fiel — der stolze Thurm; wie herrlich stand er da!
Wie hoch! doch eben drum war er dem Bliz zu nah,
Der ihn ergriff. — So macht es Gott mit Großen auch;
Denn seine Blitze
Umrauchen ihre Sitze.
Er schlägt — ihr Glanz ist Rauch.

schen, welche den meisten Einfluß auf unsere erste Bildung hatten; ich muß dir nun auch die Umgebungen schildern, welche nicht weniger dabei einwirkten.

Nichts macht auf das Gemüth und die Phantasie der Kinder mehr Eindruck, als öffentliche Feste und mit den Jahrszeiten verknüpfte Gebräuche, wenn sie zu gleicher Zeit mit den Sitten und Gebräuchen der Häuser und Familien übereinstimmen.

Um dir davon einen richtigen Begriff zu geben, wird es nöthig seyn, dir eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche zu machen, welche umher auf uns wirkten. Sowohl in unserm Hause als unsrer Stadt drehte sich jährlich ein Kreis von Festen, Gebräuchen und Handlungen um uns herum, welche unsern Geist trafen, beschäftigen und bestimmen mußten. Schon gleich der erste Tag im Jahr erschien mit Freude und Fröhlichkeit. Kaum waren wir erwacht, als uns der ferne Donner der Kanonen das neue Jahr verkündigte. Durch diesen Schall erweckt, sprangen wir aus den Betten, kleideten uns hastig an und versteckten uns in irgend einen Winkel des Hauses, um unsere Mutter und Verwandten zu überraschen, und ihnen, wie man sagte, das neue Jahr abzugewinnen. Und nun erscholl es in allen Zimmern und auf allen Straßen: glückseliges neues Jahr! und wir wurden mit Neujahrsgeschenken überhäuft. Nach dem Frühstücke und Gottesdienste liefen wir den Stadttambouren und der türkischen

Musik nach, welche im festlichen Ornate durch die Stadt zogen und dem Fürsten, den Domherren und Ministern Musik brachten. Den Nachmittag giengen wir nach Hof, wo große Galla und Tafel war, und hier fiel für die Kinder mancher Leckerbissen ab.

Einige Tage hierauf war das Dreikönigsfest, welches mit königlichem Gepränge sowohl in der Domkirche als bei Hofe gefeiert wurde. In jedem Hause wurde ein König durch das Loos gemacht, dabei gespielt, gesungen und das Ganze durch die Pracht des Hofes und Adels verherrlicht.

Das Dreikönigsfest bestimmte eigentlich die Faschingszeit, und in wenig Städten wurde sie vielleicht mit so viel Lust und Witz durchlebt, als in Mainz. Bälle, Schauspiele, Konzerte und Schlittenfahrten folgten abwechselnd auf einander.

Das Theater von Mainz war zu der Zeit eins der besten in Deutschland. Die vortrefflichen Schauspieler, ein Borchers, Stegmann, Porsch, Großmann, Opitz, Christ, eine Seilerin, Fiala, Eunicke, jetzige Händel, Mende rc. führten die besten Stücke von Shakespeare, Racine, Corneille, Voltaire, Göthe, Schiller, Schröder, Iffland und Kotzebue auf. Die Hofkapelle, welche zu gleicher Zeit bei der Oper spielte, gab dem Theater einen neuen Schwung. Sie war aus vortrefflichen Komponisten, einem

Righini, Kreiser, Sterkel, und eben so geschickten Sängern und Virtuosen*) zusammengesetzt. Sowohl auf der Schaubühne als in Konzerten hörte man die Meisterstücke von Gluck, Mozart, Haydn, Salieri, Pergolese, Allegio, Cimarosa und Paisiello mit einer Präzision und Fülle, welche Ohr und Herz entzückten.

So lange wir Kinder waren, wurde es uns nicht erlaubt, das Schauspiel oft zu besuchen. Nur solche Stücke durften wir zuweilen sehen, worin recht viel Spektakel war, z. B. Kaspar der Thoringer, Agnes Bernauerin, Zemire und Azor ꝛc. Diese Zauberwelt erregte in uns die Lust der Nachbildung, und wir errichteten ein Marionettentheater, worauf wir den Doktor Faust, die Genovefa, die schöne Irlande und andere Stücke aufführten. Die Puppen wurden von unsern Schwestern oder Verwandtinnen sehr niedlich gekleidet; ich und einige junge Mahler dekorirten das Theater; da wurden dann Wälder, Gärten, Kirchhöfe, Meeresstürme, brennende Städte, Tourniere und Schlachten vorgestellt; welches alles meinen Kunstsinn lebendig erhielt.

Mit dem Aschermittwoch traten eine ganz andere Zeit, ein anderer Ton, andere Sitten und Gebräuche ein. Die frohen Schmäuse und Tänze, die burlesken Maskeraden und Possen hörten auf, und ernstere Betrachtungen und Be-

---

*) Z. B. Hellmuth, Zucharelli, Schick, Krug, Santorini, Schweighofer, Freyhold, Ehrenfried, Schmitt ꝛc.

schäftigungen waren die Gegenstände sowohl des häuslichen als öffentlichen Lebens. Die Menschen, welche noch kurz zuvor in bunten Reihen unter Musik die Säle durchtanzt hatten, giengen nun paarweis, die Bußpsalmen singend, in Prozessionen nach Kirchen und Kapellen; die Tafeln, welche während der Faschingszeit mit allen Arten von Speisen üppig besetzt waren, zeigten jetzt nur mäßige Gerichte und der Ueberfluß wurde den Armen gegeben. Statt dem süßen fröhlichen Gesange auf dem Theater hörte man nun das klägliche Miserere und Stabat mater in den Chören, oder eine Strafpredigt von der Kanzel.

Selbst der Hof nahm eine andere Gestalt an. Es war keine Prunktafel, keine Galla, keine Lustparthie zu sehen. Der Fürst besuchte jetzt mit seinem Hofstaate die Kirchen und Predigten, und statt der üppigen Konzerte war jetzt jeden Mittwoch oder Freitag ein feierliches Oratorium von Jomelli, Pergolese, Graun oder Kreiser ꝛc. aufgeführt, die Leiden und den Tod Jesu besingend. Der ganze Hof erschien dabei in schwarzer Kleidung und ernster Gebehrde.

Die Charwoche hindurch stiegen diese Eindrücke des Ernstes und der Traurigkeit auf einen höhern Grad. Der Gesang der Kirche wurde dumpfer und schauerlicher, die Enthaltsamkeit strenger, kein Altar war geziert, keine Glocke wurde geläutet, keine Trommel, ohne gedämpft oder abgespannt zu seyn, gehört, und keine Kutsche rollte auf den Straßen. Sowohl der Fürst als sein Hofstaat erschienen

in Trauerkleidern und ohne Prunk zu Fuß. Ja selbst die sonst rauschende Militärmusik der aufziehenden Wachen war zu einem kläglichen Todtenmarsch herabgestimmt.

Am Palmsonntag gieng durch die Stadt eine große Prozession, zwischen welcher die vorzüglichsten Szenen der Leidensgeschichte in großen schönen Bildern umhergetragen und dahin sich beziehende Predigten gehalten wurden. Am grünen Donnerstage wusch der Fürst, zum Andenken, zwölf armen Männern, welche wie Apostel gekleidet waren, die Füße und bediente sie selbst an der Tafel. Am Charfreitage wurde in allen Kirchen die Grablegung oder das heilige Grab vorgestellt und Abends in der mit schwarzem Sammt behängten Schloßkirche ein Oratorium aufgeführt. Die alsdann auf die klägliche Musik eintretende feierliche Stille, welche nur zuweilen bei dem Segen durch ein schreckendes Geklapper hölzerner Rasseln unterbrochen wurde, der langsame Gang des Fürsten und der Höflinge, der Ernst auf allen Gesichtern und das schauerliche halberleuchtete Gewölbe der Kirche mußten auf jeden, welcher zugegen war, einen tiefen Eindruck machen. Dieser stieg in der Nacht vom Charsamstag auf Ostern zum höchsten Grade, als das Hochwürdigste in einem goldenen Kästchen aus dem sogenannten heiligen Grabe auf den hohen Altar getragen wurde. Die Domherren und andere Geistliche begleiteten dasselbe mit brennenden Kerzen; ein dumpfer schauerlicher Choral wurde dabei abgesungen, alles war hehr und feierlich. Als

nun das Kästchen am hohen Altar eröffnet ward, (die Glocke schlug grade zwölf um Mitternacht,) erhob sich auf einmal mit vollen Stimmen das Resurrexit, (er ist erstanden,) und das Alleluja in frohem Gesange. Alle Glokken schallten von dem Thurme herab, die Kanonen donnerten von dem Walle und die große Orgel wirbelte durch die Halle der Kirche in frohen Tönen und Modulationen: Alleluja! Alleluja!

Sobald wir am andern Morgen, am Ostertage, erwacht waren, erschien nun die ganze Welt wieder in einem muntern festlichen Gewande. Die Leute wünschten sich in Häusern und auf Straßen ein fröhliches Alleluja! Alles gieng umher in einem festlichen Putze; die Gallawagen rannten durch die Gassen, die Glocken und Trommeln verkündigten ein frohes Fest. Gegen zehn Uhr des Morgens erschien der Fürst in prächtigem Wagen, von seinem ganzen Hofstaate begleitet, in dem Dom. Das feierliche Hochamt wurde durch die Hofkapelle abgesungen. Nachmittags war große Tafel und Galla; und nun strömte das Volk die Feiertage hindurch, zum Thore hinaus, um die ersten Frühlingstage zu genießen.

Von Ostern bis Pfingsten hatten alle Feste ein fröhliches Ansehen. Der Gottesdienst wurde mit Musik und Pracht gefeiert, und die politischen Feste, als Landtage, Grenzbegehungen, Haingerichte, Bürgermeister- und Fürstenwahlen, zu dieser Zeit vorgenommen.

In den ersten Tagen des Mai's hielt man Bittgänge, um Gottes Segen für die Feldfrüchte zu erflehen. Mit frohem Gemüthe sah man schon die volle weiße Blüthe auf den Bäumen, das frische Grün auf den Feldern, und zwischen den Bitt- und Lobliedern des hoffenden Volks erschallten die Töne der muntern Lerchen und Nachtigallen, die Güte Gottes verkündend.

Ich kann dir nicht beschreiben, welchen Eindruck diese Frühlingsfeste auf uns machten. Die Güte und Allmacht Gottes sprach aus allen Blüthen und Halmen so recht zu unsern Herzen. Mit grünen Zweigen und Blumensträußen kamen wir wieder nach Hause, und freuten uns um so mehr bei diesen Bittgängen, weil sie nach dem langen Winter wieder die ersten Spaziergänge auf das Feld waren.

Das Ganze dieser Frühlingsfeste endigte am Frohnleichnamstage mit einer herrlichen Prozession. Alles, was die Stadt, die Geistlichkeit, die Kirche und der Hof nur Prächtiges hatte, zog da mit. Lange Reihen von, wie Engel geschmückten schönen Kindern, von Geistlichen in festlichem Ornate und mit Kränzen auf dem Haupte, Fahnen von allen Farben und Bildern, reich von Gold, Silber und Edelgesteinen, in der Mitte unter einem kostbaren Himmel das Hochwürdigste, begleitet von dem Fürsten, den Domherren und seinem Hofstaate; dabei war die ganze Garnison ausgerückt, und machte rechts und links Spalier. Während dem Hochamte zog sie längst dem Rheine hin, gab ein drei-

faches Salve und die Kanonen wurden um die Stadt gelößt. An allen Fenstern waren Zuschauer, auf allen Straßen Blumen gestreut, und auf allen Plätzen festliche Gestalten und Altäre.

Da am Frohnleichnamstage die ganze Garnison der Vestung ausrücken, und in gehörigen Zügen und Evolutionen marschiren mußte, so wurde sie zu der Zeit auch in den Waffen geübt. Dieses Exerzitium auf dem Paradeplatz oder im Felde flößte denn auch uns Kindern einen militärischen Geist ein. Wir machten uns Säbel und Flinten von Holz, und lieferten uns auf unsern Spielplätzen Schlachten oder belagerten in Sand gegrabene Festungen.

Nach dem Frohnleichnamstage vertauschte man die Stadt gegen das Land. Der Fürst bezog sein Lustschloß zu Aschaffenburg; die Adlichen und Reichen giengen auf ihre Landgüter, das gemeine Volk Sonn- und Feiertags in die Gärten und Alleen. Zu dieser Zeit wurden auch die benachbarten Bäder von Schlangenbad, Wiesbaden und Schwalbach besucht. Hier fand man gebildete Gesellschaften mitten in Wäldern und Wüsteneien, frohen Tanz bei Kranken und Genesenden, und niedliche Wohnungen zwischen Stroh- und Kohlenbrennerhütten.

Der Sommer und die Erndte war so eigentlich recht die Festzeit der Landleute und derjenigen, welche daran Theil nehmen wollten und konnten. Deswegen pflegten auch die Landkirchweihen oder sogenannten Kirmessen meistentheils

nach der Erndte zu seyn. Der Bauer hatte seine Scheunen und Speicher voll; der Weinstock und die Obstgärten versprachen ihm einen noch größern Reichthum. Jetzt wollte er sich auch des Segens Gottes erfreuen. Nach dem am Sonntage gehaltenen feierlichen Gottesdienst wechselte fast die ganze Woche hindurch Schmaus, Tanz, Spiel und Freischießen; da wurde entweder ein geputzter fetter Hammel herausgetanzt, oder mit verbundenen Augen nach einem Hahnen geschlagen, oder an einem hohen Kirchweihbaum aufgehängte Sachen, als seidene Halstücher, Strümpfe, zinnerne Teller ꝛc. durchs Loos gewonnen. Die benachbarten Verwandten und Freunde besuchten einander. Die Kinder trugen Kuchen und Obst nach Hause; Butiken und Kramläden waren errichtet, mit schönen Waaren und Spielsachen angefüllt, und nach dem Feste sah man die Fremden in Flechten und mit Stroh gefüllten Wagen nach Hause fahren.

Nach der Erndte, da bereits die meisten Früchte nach Hause gebracht waren, giengen nun auch die Jagden auf. Die Bürger und gemeinen Jäger suchten die Felder und Gebüsche auf, um Hasen oder Hühner zu schießen; der Fürst und die Großen zogen in Wälder und auf Jagdhäuser, um Großwild zu jagen. Da erschallten die Hörner, da bellten die Hunde, da schrien die Treiber, bis Hirsche und Schweine in einem engen Kreise umherliefen und erlegt wurden.

Indessen reiften die Trauben und der Herbst nahte heran. Nun strömte alle Welt in die benachbarten Wein-

berge nach Hochheim, Laubenheim, Nierstein und dem Rheingau. Da klimmte Groß und Klein mit Körbchen und Butten die Zeilen der Weinstöcke hinauf. Schon früher hörte man die frohen Lieder der Leser aus dem Nebel schallen und unten im Thale das Klopfen an den Fässern, in welche der gährende Most gesperrt werden sollte. Die Szene wurde gegen Mittag noch interessanter. Da hoben sich allbereits die durch die Morgensonne vergoldeten Spitzen der Felsen und Bergschlösser aus den Nebelwolken. Bald blickte die Sonne in einzelnen Strahlen hervor, bald versteckte sie sich wieder hinter den Schleier. Doch endlich wurde der duftige Vorhang aufgezogen und das herrlichste Schauspiel eröffnete sich dem überraschten Auge.

Da floß der stille majestätische Rhein zwischen Auen und Weinbergen hin und drängte sich unten nach dem engen finstern Bingerloche; rechts und links wimmelten ganze Schaaren von frohen Menschen, welche sangen, sprangen und die köstlichen Trauben pflückten, sich mit altem und neuem Wein labten. Um die Butten waren Gäste und Winzer gelagert, und wärmten sich an einem Feuer. Am Abend sah man auf allen Wegen mit Most gefüllte Fässer nach Hause fahren, um welche mit Blumen und Traubenlaub gezierte Mädchen und Bursche hüpften, indessen oben auf dem Fasse ein vermummter Bachus saß dem Musikanten vorherzogen. Das Ganze endete mit einem frohen Herbstschmause und kindlichem Ball.

Während also die Früchte eingethan und die Fässer gefüllt wurden, nahmen die umherliegenden Felder und Berge eine röthliche Farbe an. Die Blätter fielen gelb von den Bäumen; der Abendrauch der Ortschaften zog sich gedrückt in die Thäler; die dickern Nebel ballten sich zu Regenwolken zusammen; die Wiesen wurden mit Reif überzogen, und das kalte Bild des Winters stellte sich ein.

Nun zog alles wieder in die Stadt und suchte wärmere und bequemere Zimmer. Der Allerheiligentag war das letzte frohe Fest des Herbstes; der auf ihn folgende Allerseelentag, wo für die Abgestorbenen gebetet und an den Tod gedacht wurde, gab den Sitten wieder einen ernstern Anstrich. Die Altäre wurden mit schwarzen Tüchern behangen und ein Katafalk in der Mitte des Chores aufgestellt. Die Verwandten knieten auf den mit Blumen bestreuten Gräbern ihrer Verstorbenen und der Kirchhof wurde der Ort der öffentlichen Andacht.

Die bald darauf folgende Adventszeit unterbrach die Fröhligkeit des Sommers und Herbstes, wie die Fastenzeit jene des Winters; und ich fand, daß es gut war, den Geist nicht immer mit Lustparthien zu beschäftigen und dadurch an Leichtsinn zu gewöhnen. Es giebt der Seele Stärke und Tiefsinn, wenn sie zuweilen und öfter in das Reich des Uebersinnlichen, Unsterblichen, Ewigen geführt wird. Auch unterschied sich die Advendtszeit vorzüglich dadurch, daß sie das Gemüth mit traurigen, fröhlichen, ern-

sten und kindlichen Gegenständen beschäftigte, wodurch eine Ahnung, ein Sehnen und Bestreben zu etwas Besserem und Höherem in ihm rege gemacht wurde. Darunter mischte nun freilich das gemeine Volk öfter seinen natürlichen Hang zum Aberglauben, indem es wähnte, daß zu dieser Zeit vorzüglich die Geister und Gespenster umherwandeln müßten, welche nun bald durch die Geburt Christi ihrer Erlösung nahe wären.

Die Advendtszeit hatte aber besonders für Kinder etwas Unterhaltendes durch das St. Martins- und St. Nikolasfest und die Vorbereitungen zu den Weihnachtsfeiertagen. Am Tage des heil. Martins, welcher als Kirchen- und Landespatron verehrt wurde, war es üblich, daß man die Kinder nach dem feierlichen und prächtigen Abendgottesdienst in die sogenannte Martinskammer stecken ließ. Es wurde nämlich ein großer Krug mit Wasser oder Wein gefüllt und mit Geld besteckte Aepfelschnitte hineingeworfen, wornach dann die Kinder, welche umher saßen, reihenweis hineinstachen. Der höchste Gewinn, welchen man die Martinsgans nannte, war ein großer Thaler; der zweite, das sogenannte Martinsschreien, ein kleiner Thaler, die übrigen kleinere Münze als Batzen, Kreuzer, Heller. Die Fehler waren leere Aepfelschnitte. Nach diesem Spiel wurde eine wirkliche Martinsgans aufgetragen, und jeder erhielt in schönen Gläsern oder silbernen Bechern seinen Martinstrunk, bei gerösteten Kastanien, entweder in altem oder neuem Wein.

Am St. Nikolaus- und Christtag pflegte man den Kindern zu b e s c h e r e n, das heißt, die Kinder wurden mit Zuckersachen, Spielwerken, neuen Kleidungsstücken ꝛc. beschenkt, als wenn dies, zum Lohne ihres Fleißes, der heil. Nikolaus *) oder das Christkindlein mitgebracht hätten. Diese Vorräthe sah man schon lange zuvor in den Kramläden oder Butiken auf dem Markte stehen und fast täglich gieng man dorthin, die ausgestellten schönen Sachen zu betrachten und sich dieses oder jenes als künftig beschert zu wünschen; je niedlicher sie gestaltet, je mannigfaltiger sie zusammengesetzt waren, desto größer war die Hoffnung und Freude, sie zu erhalten. Man freuete sich auf diese Weise schon lange voraus auf die Festtage, wo man so schön überrascht wurde.

Da diese Zeit, wegen den Festen des Christkindleins und der unschuldigen Kinder, vorzüglich den Kindern geweihet schien, so wurde den Knaben in der Domschule gestattet, unter sich einen Bischof mit seinen Hofkaplänen und Rittern zu wählen, welchen man den K n a b e n b i s c h o f (spottweise aber den A e p f e l b i s c h o f) nannte, und dieser hatte das Recht, am St. Nikolaus- und unschuldigen Kindertage im bischöflichen Ornate dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen und bei Hof Tafel zu halten. **)

*) Die Legende sagt eigentlich, der heilige Nikolaus habe als Jüngling statt drei arme Mädchen zu mißbrauchen, selbe vielmehr so beschenkt, daß sie heirathen konnten. Man hat hernach Kinder statt der Mädchen gewählt.

**) Er sollte eigentlich den Fürstbischof der Kinder vorstellen. S. des seel. Hofr. Dürr Dissertatio de episc. puerorum.

Was aber mehr als alles dieses die Kinder zu der Zeit beschäftigte, war, daß sie sich die Geschichte des Christkindleins in Bildern und Gruppen vorstellen durften. Dadurch wurde sowohl der religiöse als Kunstsinn nicht wenig geweckt, indem sie diese Vorstellungen größtentheils selbst bilden konnten. Da wurden von gefärbtem Papiere kleine Berge aufgethürmt, alte Ritterschlösser und Bauernhäuschen darauf gesetzt, mit noch grünen Tannen und Fichten ganze Wälder gebildet und der Boden mit grunem Moose, Steinen und Gras belegt. In der Mitte der ganzen Vorstellung stand ein kleiner Stall und darin die Mutter Gottes, der heilige Joseph, die Krippe mit dem Christkindlein, mit Schäfern und Schäferinnen umgeben, welche Aepfel, Schaafe und Eier opferten.

Am unschuldigen Kindertage sah man den Pallast des Königs Herodes mit den Kindermördern. Am Neujahrstage wurde der Stall in einen Tempel verwandelt, und ein Hoherpriester, mit Juden und Schriftgelehrten umgeben, empfieng den kleinen Christ. Am Dreikönigstage erschienen vor dem Stalle drei prächtig gekleidete Könige mit Gold, Weihrauch, Myrrhen, Kameelen und Elephanten, und über dem Stalle glänzte ein großer goldner Stern. Dabei wurden, nach Willkühr und Phantasie der Kinder, Schaafweiden, Mühlen, Brunnen mit springendem Wasser und eine Menge Gruppen angebracht, je nachdem der Kunstsinn mehr oder weniger unter ihnen geweckt war.

Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie angenehm mir diese Beschäftigung war. Da konnte ich Berge und Wälder bilden, Gruppen anordnen, aus Häfnererde Schaafe und Kameele bilden, Schlösser und Tempel mahlen und die Eindrücke der ländlichen Natur auf mancherlei Art wiedergeben. Ich saß zu der Zeit wie ein kleiner Künstler unter meinen Schwestern, welche die schönen Kleider der Personen zusammennähen mußten, und dachte mir ganze Bilder der lebendigen und leblosen Natur. Ich bin überzeugt, daß Raphael seine Madonnen und heilige Familien nicht so fromm und heilig habe vorstellen können, wenn er nicht schon von Kindheit auf an solche Bilder gewöhnt gewesen wäre. Besonders heilig war aber meinem kindlichen Sinne die Christnacht, als mit dem Schlage zwölf, unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen, das frohe Lied gesungen wurde: Christus natus est nobis hodie; Christus ist uns heute geboren.

So wurde unser Gemüth das ganze Jahr hindurch von immer neuen Eindrücken affizirt, welche zwar mannigfaltig in ihren Erscheinungen, aber einstimmig und konsequent in ihren Wirkungen waren. Auch muß man nicht glauben, daß diese wechselnden Feste und Gebräuche den Müßiggang genährt hätten; sie waren vielmehr, durch Unterbrechung der Arbeit, eine neue Kraftsammlung, ein neuer Sporn zu Thätigkeit und Geschäften. Der vortreffliche Anbau der Felder und Weinberge um Mainz, im Rheingau und der

Rheinpfalz, der Zustand der Handwerke und des Handels, die weisen Verordnungen der Regierung, die heilsamen Anstalten für Erziehung und öffentliche Sicherheit, und endlich so manche vortreffliche Künstler und Kunstprodukte sind Beweise davon. Die italienischen und niederländischen Städte hatten, zur Zeit der Mediceer und der Herzoge von Burgund eben solche Feste und Gebräuche, und dadurch blühte in ihnen Handel, Kunst und Wissenschaft. Dante und Petrarcha, Ariosto und Tasso, Raphael und Michel Angelo, Albert Dürer und Holbein, Flavio Gioja und Guttenberg, Colombo und Bayard sind unter solchen Sitten hervorgegangen.

Diese kindlichen Anschauungen und Beschäftigungen weckten aber auch selbst das religiöse Gefühl. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie sonderbar und wunderbar es mir öfter, während dieser heiligen Kinderspielen, schien, daß hier ein armes Bettel- oder Zigeunerkind zuerst von einfältigen Hirten, und dann von Weisen und Königen, und jetzt von einer ganzen Welt als ein Gott verehrt und angebetet wurde. Ich will daher hier eine Stelle aus meiner Schrift über das System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit einrücken, welche auf diese kindlichen Gedanken Bezug hat.

»Schon von meiner frühesten Kindheit an, betrachtete »ich alle die finstern und lächerlichen Gebräuche und Be»griffe, welche das Mittelalter der christlichen Religion

»angehängt hatte, mit Abscheu, obwohl ich sie auch gut »annahm und ertragen konnte; so fromm und wenn man »will, so abergläubisch ich war, so haben mich doch diese »Mißgeburten eines verwirrten Gehirns weder mit Ehrfurcht »erfüllen, noch quälen oder ängstigen können. Es war ein »innerer freier Sinn in mir, welcher mir sagte, daß eine »so liebevolle Religion ohnmöglich mit so finstern, abgeschmack- »ten Gebräuchen bestehen könne. Ich muß also aufrichtig ge- »stehen, daß die christliche Religion mir eher als ein beglük- »kendes erfreuliches Wesen, als wie eine quälend Tyrannin »vorkam. Ja die Erfüllung ihrer Gebote war mir so leicht »und angenehm, wie einem Liebenden die Beschwerlichkeiten, »welche er seiner Geliebten zu Gefallen aussteht.

»Vor allem stellte ich mir Gott als ein höchstes, all- »mächtiges, gerechtes und liebevolles Wesen vor. Ob mein »Begriff davon metaphysisch richtig oder nicht mit vieler »Sinnlichkeit gefaßt war, darum bekümmerte ich mich gar »nicht *). Genug, er erfüllte mich mit Ehrfurcht, Liebe »und Dankbarkeit, und begleitete mich ohne Furcht bei »meinen geheimsten Gedanken und Verrichtungen.

---

*) Jedes System der Theologie, sagt Bouterweck, fällt schon dadurch, daß es System ist, anthropomor- phistisch aus; denn das unendliche Wesen paßt in kein System. Uiberdies möchte es auch wohl rathsamer seyn, nur geoffenbarte Religionslehre Theologie zu nennen, und systematisch, d. i. metropomorphistisch auszuführen; denn im Begriffe einer Offenbarung

»Im Unglücke war er mir Trost und vertrauliche Unterhaltung; im Glücke Stärke und Lohn meiner guten »Gesinnungen.

»Von diesem Gotte glaubte ich die Welt erschaffen und »regiert; und so war gleich der Eingang meines Glaubens »das herrlichste, prächtigste Schauspiel der Natur und »Menschheit. Wenn ein Heydn und Michel Angelo »die Schöpfung darstellen, können sie den Eindruck nicht »machen, den ich fühlte, als ich zum erstenmale das: es »werde Licht! und es ward Licht, dachte. Auf die»ses Wort der Allmacht des Schöpfers sah ich Himmel und »Erde, Sonne und Sterne, Pflanzen und Thiere, und »endlich den Menschen aus dem finstern Chaos hervorgehen, »und das in einem Leben, in einer Herrlichkeit, in einem »Jubel, wie es mir nach der Hand weder Plato, noch »Descartes noch Büffon erwecken konnten.

»Auf das herrliche Schauspiel der Schöpfung gab mir »der Glaube das schönere des Paradieses. Wenn zu der »Zeit das liebliche Bild des Frühlings in unsrer schönen »Rheingegend mein junges Herz erbeben machte, und die »frohe Natur alle Thiere und Vögel mit neuer Freude »belebte, dann dachte ich mir das Paradies und einen

---

liegt schon eine Versinnlichung der Religionsideen durch den Willen des höchsten Geistes selbst, den der reine Gedanke des Menschen erreichen, aber nicht in ein Objekt des Wissens verwandeln kann.

»Adam und Eva. O Unschuld der harmlosen Jugend,
»wie sehr bist du der wahre Baum des Lebens,
»dessen Früchte uns nähren und beglücken! Auch ich fühlte
»dich in deiner ganzen Reinheit und Seligkeit. Auch ich
»habe dich verloren, als mir eine unzeitige Grübelei und
»stolze Wißbegierde die sonst so schöne Welt in einen abge-
»schmackten Atomenhaufen und alle mich umgebende Men-
»schen, welche ich zuvor als Brüder an mein Herz drückte,
»in selbstsüchtige Egoisten verwandelte.

»Bei dem Verluste des Paradieses ward ich mit Angst
»und Traurigkeit erfüllt, und der gleich darauf folgende
»Brudermord war mir das Signal zu allen den künftigen
»Kriegen und Abscheulichkeiten, welche mir heilige und
»Profangeschichten darstellten. Doch ward bald mein Herz
»wieder mit Trost und Hoffnung aufgerichtet, als nach dem
»schrecklichen Todesurtheil eine Erlösung versprochen wurde.
»Obwohl ich nun in der Geschichte des alten Testaments,
»besonders in der Patriarchen-Geschichte, manche erhabene
»Ideen, göttliche Gesetze und wunderbare Auftritte fand,
»so konnten mich doch die glücklichsten Begebenheiten und
»Situationen des Judenvolks nie über den Verlust des Pa-
»radieses trösten. Hinter dem Vorhange der Politik und
»einer bürgerlichen Verfassung vernahm ich nur zuweilen,
»wie auf dem Allerheiligsten jene Stimme Gottes wieder,
»wodurch das Licht erschaffen, und dem Adam der Baum
»des Lebens angewiesen wurde. Die meisten Gesetze und

»Sprüche, so Moses und die Priester dem Volke brachten, »schienen mir immer noch ein Nachhall jenes schrecklichen »Wortes zu seyn: Du sollst des Todes sterben, und deine »Kinder in Schmerzen gebähren. So harrte ich voll Sehn»sucht, wie die Altväter in der Vorhölle, auf den verspro»chenen Messias.

»Und nun erschien er, und alle meine sinnlichen Er»wartungen waren, wie jene des Heidenvolks, getäuscht. »Ich sah ihn nicht als einen mächtigen König, der durch »seine Gewalt die Welt sogleich beglücken, noch als einen »Weisen, welcher die Welt durch Vernunftschlüsse bessern, »noch als einen Gott, der durch ein Wort seiner Allmacht »sogleich das Paradies wieder herstellen würde. Er kömmt »als ein schwaches Kind, von einem armen unschuldigen »Weibe geboren, in einem Stalle auf die Welt, und kün»digt den Einfältigen statt eines irdischen Paradieses, ein »Reich Gottes an, das gar nicht von dieser Welt ist, und »dessen Gesetze und Verfassung gerade alle Sinnlichkeit »bändigen sollen. Sein Leben ist nicht wie das freudige »Leben Adams in einem schönen Garten, sondern ein quaal»volles Leben unter Beschwerlichkeiten und Todesangst. »Nicht ein Baum des Lebens wird aufgepflanzt, sondern ein »Kreutz, ein Baum des Todes.

»Mit einem heiligen Schauer ward ich befallen, als »ich über diese Erlösung nachdachte. Sie gieng ganz gegen

»meine sinnlichen Begriffe und Gefühle; sie war ganz das »Entgegengesetzte des Paradieses.

»Ich verfolgte nun mit einer innern, aber zuweilen »unterbrochenen Bangigkeit das ganze Leben dieses zweiten »Adams bis in seinen Tod. Von dem Stalle zu Bethlehem »bis auf Golgatha, stellte sich mir ein ganz neues Bild der »menschlichen Natur dar, und je näher ich an das Ende »kam, je merklicher verloren sich die Begriffe von Sinnlich»keit und eines irdischen Paradieses in meiner Seele, und »jene der Sittlichkeit und eines Reiches Gottes nahmen ihre »Stelle ein. Mit den Worten: mein Gott, warum »hast du mich verlassen? verließ auch mich der Glaube »an die Möglichkeit einer so hohen Sittlichkeit im Menschen»geschlechte. Mit den Worten: Verzeihe ihnen, dann »sie wissen nicht was sie thun, erhob sich meine »Seele von neuem; und mit den Worten: Es ist voll»bracht! versank ich in Anbetung. Mit der Sonne erlosch »mir die ganze Sinnenwelt. Der Vorhang war zerrissen, »und mein unsterblicher Geist flog über Gräben und Erden »hinweg, und ist auferstanden zu einem ewigen Paradiese »und Reiche Gottes.

»So kündigte sich mir der Geist der christlichen Religion »schon in früher Jugend an. Nun wurden mir auch alle »Anstalten und Gebräuche heilig und ehrwürdig, welche, »zwar sinnlich, doch Bilder und Stützen der innern Sittlich»keit seyn sollten. Wie schön und erbaulich erschienen mir

»nun alle Feste, Gebete, Versammlungen, Kleidungen und »Verzierungen des äußern Gottesdienstes! Ich erinnere »mich niemals, daß ich sie für unbedingt nothwendige Erfor»dernisse der Sittlichkeit und Religion gehalten hatte; aber »mit Freude und innigem Wohlgefallen machte ich sie mit, »wenn sie durch die Lieder eines Ambrosius und Gre»gorius, oder durch die Komposition eines Pergolese »und Jomelli, oder durch die Bilder eines Raphael »und Guido Rheni, oder durch die Liturgie eines Urba»nus und Pius, oder in dem Gebäude eines Michel »Angelo und Steinbach mit Pracht, Anstand und »Schönheit vorgestellt wurde.

»Ich habe in reifern Jahren die erhabenen Systeme »und Theologien eines Pythagoras, Anaxagoras, »Plato und Leibnitz durchstudiert, und ernsthaft darü»ber nachgedacht; wenn ich aber aufrichtig gestehen soll, was »eigentlich mein sittlich-religiöses Gefühl geweckt, und selbst »für künftige Fälle bestätigt hat, so muß ich immer noch »mit Dank der christlichen Religion den Vorzug vor allen »andern Systemen geben. Es wäre daher eine wahre Got»tesverläugnung und unverzeihliche Schwäche gegen den »Geist unsrer Zeiten, wenn ich in dieser Schrift nicht das »Mittel nennte, dem ich größtentheils meine Sittlichkeit »zu verdanken habe.«

Diese öffentlichen Feste und Gebräuche wurden auch öfter durch häusliche unterstützt. Dahin gehörten, zum

Beispiel, die Geburts- und Namenstäge, die Besuche der Verwandten und Freunde untereinander. Uiberhaupt herrschte zu der Zeit in Familien und Gesellschaften ein so biederer gerader Ton von Redlichkeit und Wohlwollen, daß schon durch das gegebene Beispiel unser sittliches Gefühl geweckt und gebildet werden mußte, wie dann überhaupt das Vorbild und die Gewohnheit von Moralität, die ein Kind in seinem Hause findet, mehr auf die Bildung seines Gemüthes wirket, als alle in den Schulen und Büchern aufgeschriebene und auswendig gelernte Sittensprüche und Geschichtchen. Da wir Kinder, außer dem Katechismus und den Lesebüchern, wenig mit auswendig gelernten Begriffen geplagt wurden, so konnte sich unser Geist durch Anschauung wirklicher lebendiger Dinge und eignes Urtheilen im freien Kreise der Natur und des Lebens selbst bilden. Wir faßten daher alles klar, deutlich, bestimmt, und wo unser Verstand nicht hinreichte, half uns die Phantasie und der Glauben.

Auch Gegenstände, welche wir in Wirklichkeit nicht anschauen konnten, z. B. fremde Thiere, Gewächse, Gebäude, Gebräuche rc., lernten wir wenigstens in äußerer Form durch eine Bilderbibel und andere Bilderbücher, oder den sogenannten Orbis pictus kennen. Ich erinnere mich noch deutlich aller derjenigen Eindrücke, welche diese Bilder auf mich machten; und wenn ich hernach entweder auf Jahrmärkten oder durch andere Gelegenheiten solche Gegen-

stände, z. B. Löwen, Tieger, Elephanten, Mohren, Türken rc. wirklich zu sehen bekam, wurde mein Begriff davon eben nicht viel näher bestimmt, so hatte meine Phantasie ihn schon durch ein bloßes Bild gefaßt. Auch diente uns eine sogenannte Optik, darin große Plätze, Städte, ein Meeressturm rc. zu sehen waren, unsere Kenntnisse zu bereichern.

Zu dieser Zeit wurden zuweilen kleine Lustreisen oder Lustpartieen gemacht, welche unsere Phantasie mit schönen Bildern füllten. Darunter waren besonders zwei, welche mich immer erfreuten. Die eine gieng alle Jahre ein- oder zweimal zu einem in unserm Hause sehr bekannten Müller, Gretsch, auf die Wiesbader Bach bei Mosbach; die andere zu einem unsrer Freunde, welcher Pfarrer zu Geisenheim, im Rheingau, war. Bei ersterem stellte sich mir das ganze Bild des Patriarchen-Lebens dar.

Das einsame Haus mit Mühle, Ställen, Scheunen und Gärten; die Aussicht über Berg und Thal; die Fülle und der Uiberfluß an allen ländlichen Produkten; der Hof voll Vieh aller Art; das patriarchalische Mahl und der gute Vater mit Frau und Kindern, nett und reinlich gekleidet rc., dies alles wirkte mit ungemeiner Heiterkeit auf mein junges Herz. Ich glaubte hier alle die Auftritte der Patriarchenhütte zu finden, welche ich bisher in der biblischen Geschichte auswendig lernen mußte.

Noch viel mannigfaltiger wirkten auf uns die kleinen Reisen zu unserm Freunde, dem Pfarrer Müller, nach

dem Rheingau. Die Schönheit dieses Landes, der Kontrast von lieblichen und schauerlichen Naturgegenständen bei Geisenheim, Bingen und auf dem Niederwalde; die Menge geistlicher und weltlicher Ruinen und Denkmäler, nebst den damit verbundenen Wunder- und Rittergeschichten rc. versetzte unsern Geist in eine Art von magischer Welt, welche uns wie eine lebendige Epopee erschien. Ich wußte zu der Zeit weder etwas von einer Odyssee, noch von einem befreiten Jerusalem, und beide schwebten doch kindlich meiner Phantasie vor. Wenn ich das, was ich zu der Zeit hörte, sah und fühlte, in einem Zusammenhange niederschreiben wollte, es würde die schönste Kinder-Epopee seyn.

Von dieser frühen Zeit hat sich eine solche Vorliebe für die Rüdesheimer und Binger Gegend in meinem Gemüthe angebildet, daß ich selbe noch bis auf diesen Tag mit besonderm Wohlgefallen ansehe und besuche. Sogar in Träumen schwebte sie meiner Phantasie mit tausenderlei Gestalten und Wundern vor, und ich wünsche ausdrücklich, auch dort begraben zu werden.

So wie unter solchen Umständen unser Geist zu richtigen Begriffen für das gemeine Leben, und unser Herz für eine sittliche schöne Welt gebildet wurde, eben so wuchs unser Körper in Gesundheit und Kraft zu den natürlichsten, nöthigsten Verrichtungen heran. Außer den gemeinen Kinderkrankheiten, als Blattern, Röthеln, Katharren rc., kannten wir keine andern, und selbst diese giengen ohne merklichen Schaden

vorüber. Ich erinnere mich, daß wir sogar gern solche unbeträchtliche Krankheiten hatten, weil wir alsdann von dem beschwerlichen Auswendiglernen und Abschreiben bei unsern Präzeptoren befreiet waren, niedliche Speisen gekocht bekamen und die Hausraritäten sehen durften. Dies war dann eine eigne Kinderfreude.

Gegen Abend wurde das kranke Kind auf ein Kissen gesetzt, die andern lagerten sich um es her. Und nun kam die alte Magd und brachte aus einem großen Schranke in Schachteln oder Schubladen die Hausraritäten; sie bestunden entweder in kostbaren Bildern oder goldnen und silbernen Gefäßen, Ketten, Münzen und Ringen, oder seltsamen Kunstwerken und magischen Spielen, z. B. einer Kutsche mit 6 Pferden, welche durch ein Nadelöhr gehen konnte; einem Männchen, welches von selbst sich bewegte und Sprünge machen konnte; einem optischen Kasten, worin man einen Meeressturm, den Berg Vesuv und marschirende Armeen sah. Die Begierde und Freude, diese kost- und wunderbaren Sachen zu sehen, war um so größer, je seltner sie uns gezeigt wurden. Es war also ganz natürlich, daß uns selbst unsre unbeträchtlichen Krankheiten nicht schmerzlich erschienen, und wir die bittere Medizin um so bereitwilliger einnahmen, weil wir alsdann auch die Raritäten zu sehen bekamen.

Im Uibrigen wurde unser Körper hauptsächlich durch freien Gebrauch und selbst durch die Kinderspiele gebildet. Letztere wechselten gleichfalls mit den Jahrszeiten ab. Ge-

gen die Ostermesse wurde mit Kügelchen, welche man Klikker nannte, gespielt. Im Frühling, wo der Saft in die Bäume schoß, riß man Aeste ab, bog sie unten krumm und bediente sich derselben, um eine Kugel zu schlagen, welche einer hüten mußte. Im Sommer gieng man mit Stelzen oder spielte in der sogenannten Hickelschule mit einem Fuße. Im Herbste wurde mit und nach Nüssen geworfen. Im Winter gieng das Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen an. Dabei suchte man seinen Körper durch Baden, Ringen, Schwimmen, Reiten und andere Uibungen zu stärken.

Hier hast du die kurze Geschichte meiner Kinderjahre, auch wenn du willst, kindisch vorgetragen. Sie wird aber dir und den Pädagogen manchen Aufschluß über die sittliche Bildung der Kinder geben. Wir wurden zu der Zeit wenig mit künstlichen Erlernungen, oder dem Kindesalter unangemessenen wissenschaftlichen Brocken gequält; aber unser Gemüth wurde zur Religiosität und Sittlichkeit gewöhnt, und unser Verstand in der wirklichen lebendigen Welt gebildet. Diese Geschichte meiner Kinderjahre wird dir zu gleicher Zeit meine ersten Neigungen zur Kunst und Geschichte entdecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Conrad Celtes

und die im fünfzehnten Jahrhundert von demselben zu Heidelberg gestiftete rheinische gelehrte Gesellschaft.

Eine historische Skizze.

Es ist weltbekannt, welch einen großen Nutzen gelehrte Gesellschaften, Akademien und Universitäten, in Ausbreitung der Künste und Wissenschaften, zu allen Zeiten dem menschlichen Geschlechte geleistet haben; diejenigen, welche dergleichen wohlthätige Anstalten gestiftet, oder zu ihrer Erhaltung und Verbesserung beigetragen haben, verdienen also unsern vorzüglichen Dank, und sie sind es werth, daß ihre Namen und ihre Verdienste nicht allein öffentlich bekannt gemacht, sondern daß auch ihr Andenken für die Nachwelt auf das sorgfältigste bewahrt werde. Letzteres geschieht am besten durch öffentliche Druckschriften, weil diese in Jeder-

manns-Hände gelangen, und so auf die vielfältigste Art aufbewahrt werden können.

Ein solch würdiger Mann, der sich durch seinen Eifer in Ausbreitung und Vervollkommnung der Wissenschaften einen unsterblichen Ruhm erworben hat, ist allerdings Conrad Celtes, dessen Lebensumstände, große Gelehrsamkeit und vielfache Verdienste um die Wissenschaften etwas näher beleuchtet zu werden verdienen, und dies zwar um so mehr, weil er der Stifter der ersten gelehrten Gesellschaft in Deutschland ist, wovon sich zu Ende des 15ten Jahrhunderts ein Zweig in Heidelberg bildete, welcher die Rheinische Gesellschaft genannt wurde. Es haben zwar schon einige gelehrte Männer die Lebensumstände des gedachten Celtes sowohl, als auch die Entstehung und Beschaffenheit der rheinischen litterarischen Gesellschaft beschrieben; allein, theils sind dergleichen Schriften bereits sehr selten geworden, theils ist auch manch Unrichtiges in denselben mit eingeflossen, so daß es also der Mühe werth zu seyn scheint, einen so merkwürdigen Mann und eine so vortreffliche alte Stiftung wieder einmal, und zwar in der deutschen Sprache, historisch vorzutragen, um unsern Landsleuten, besonders den Rheinländern, Gelegenheit zu verschaffen, einen der vorzüglichsten deutschen Gelehrten gleichsam von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Conrad Celtes (Meissel), auch Protucius genannt, war zu Wipfeld, bei Schweinfurt, in Franken,

den 1sten Februar (andere setzen den 22sten März 1459) geboren [1]). Seine Eltern wollten ihn zu ihrem Gewerbe anhalten und bei sich in der Haushaltung behalten; da er aber eine außerordentliche Neigung zu den Wissenschaften bei sich verspürte, so verließ er heimlich das väterliche Haus und floh nach Kölln, wo er die Anfangsgründe in den Wissenschaften lernte, und hierauf Theologie studirte. Er besuchte alsdann die Universitäten Heidelberg, Erfurt und Rostock, wo er überall Unterricht in den Studien ertheilte und sich dadurch seinen Unterhalt verschaffte. Eine Reise nach Italien, in welchem Lande damals die Wissenschaften in größtem Flore waren, wurde nun die Absicht des wißbegierigen Celtes. Nachdem er sich durch seine Unterrichtsstunden so viel zusammengespart hatte, als zu dieser weiten Reise nöthig war, gieng er zuerst nach Padua, hierauf nach Ferrara, Bononien, Florenz, Venedig und Rom, wo er die hohen Schulen und andere Lehranstalten fleißig besuchte, den Unterricht der damaligen großen Gelehrten Calphurnius, Quarinus, Berorldus, Marsilius Ficinus, Antonius Sabellicus, Pomponius Lätus und anderer vorzüglicher Männer anhörte, und sodann über Venedig nach Illyrien, Ungarn und Polen reißte, und sich vorzüglich in der Astronomie übte.

Celtes kehrte hierauf nach Deutschland zurück, wohin der Ruf seiner großen Gelehrsamkeit bereits schon gedrungen war. Er kam zuerst nach Sachsen, wo er mit dem Kur-

fürsten Friedrich dem Weisen bekannt wurde, der ihn nicht allein sehr hochschätzte, sondern auch unter die Zahl seiner werthesten Freunde aufnahm. Besagter Kurfürst empfahl ihn auch dem Kaiser Friedrich III. auf das Beste. Als er hierauf dem Kaiser vorgestellt wurde, bekam dieser bald eine so hohe Meinung von Celtes Verdiensten, besonders in der Dichtkunst, daß er ihn auf dem Reichstage zu Nürnberg, den 1sten Mai 1487, mit eigener Hand öffentlich zum Poeten krönte, welche Ehre bisher noch keinem Deutschen widerfahren war [2]).

Um diese Zeit war es, als Celtes den schönen Gedanken faßte, den Wissenschaften und Künsten eine größere Ausbreitung und zugleich eine allgemeine Verbindung unter den Gelehrten, woran es bis jetzt in Deutschland gänzlich fehlte, zu verschaffen, und so eine allgemeine litterarische Gesellschaft zu stiften. Zu diesem Ende durchreißte er nunmehr ganz Deutschland, und zwar ganze zehn Jahre lang, wie er selbst in der Dedikation seiner Gedichte (die im J. 1502 zu Nürnberg gedruckt wurden) an den Kaiser Maximilian bekennt.

Auf dieser Reise besuchte Celtes alle Universitäten Deutschlands, deren damals achtzehn gezählt wurden, verbreitete überall das Studium der freien Künste und schönen Wissenschaften, und erwarb sich dadurch die Freundschaft vieler vornehmen und gelehrten Männer, welche alle die Bekanntschaft mit Celtes suchten, und solche für ein großes

Glück hielten. Er errichtete mit allen eine gelehrte Verbindung, und reißte hierauf nach Wien, um daselbst seinen Plan, zur allgemeinen besseren Aufnahme und Verbreitung der Wissenschaften, auszuführen [3]. Kaiser Maximilian nahm ihn daselbst sehr gern und höchst gnädig auf, und machte ihn im Jahr 1501 zum Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, errichtete auch ein eignes poetisches Kollegium, über welches er die Direktion dem Celtes übertrug, dem er auch durch ein eigenes Diplom die Gewalt ertheilte, die von dem Kollegium examinirten und approbirten Poeten oder Redner zu krönen [4]. So ward nun die Hauptstadt Wien der ständige Aufenthalt unsers Celtes, der hier gleichsam das Zentrum eines sehr ausgedehnten litterarischen Zirkels von ganz Deutschland festsetzte, bei welchem die an vielen Orten eröffneten gelehrten Verbindungen zusammentrafen, ein erhabenes Ganze ausmachten, und von da aus die Reichthümer der Weisheit einander mittheilten. Zwar ist die Zeit nicht bekannt, wann diese edle Verbindung der Gelehrten in Deutschland ihren Anfang genommen habe, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß Celtes solche auf seiner zehnjährigen Reise veranstaltet habe, und es ist gewiß, daß die Celtische gelehrte Gesellschaft zu Ende des 15ten Jahrhunderts bereits in vollem Flore war.

Es bestand aber Anfangs gedachte Gesellschaft aus sieben einzelnen Zweigen, wie wir aus Celtes Gedichten selbst ersehen [5]. Er nennt nämlich diese sieben Aeste a) die Ge-

sellschaft von Siebenbürgen und der Donau, b) jene von Danzig und der Weichsel, c) die von Pommern und dem Belt, d) von der Elbe und dem Lüneburgischen, e) vom Böhmen und Ungarn [6]), f) vom Rhein und der Mosel [7]), und endlich vom Neckar und hercynischen Walde [8]). Wir sehen hieraus, welche Ausdehnung die Celtische Gesellschaft hatte, dergleichen sich keine unsrer heutigen gelehrten Gesellschaften mehr rühmen kann. Wie wohl dieses gelehrte Institut von dem Kaiser Maximilian aufgenommen worden ist, solches beweißt des Kaisers große Gnade, welche er der Celtischen Gesellschaft erwiesen hat. Denn derselbe ertheilte dieser gelehrten Gesellschaft, unter andern Privilegien und Freiheiten, auch die Preßfreiheit und das Druckprivilegium; wie aus den Werken der Roswida erhellt, welche im J. 1501 zu Nürnberg, mit beigefügtem Privilegium der Celtischen Gesellschaft, gedruckt worden sind. Celtes hat zu dieser neuen Auflage eine Vorrede abgefaßt, die er an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen gerichtet, und darin von der Celtischen Gesellschaft Nachricht ertheilt hat. Diese Vorrede ist besonders deswegen merkwürdig, weil in derselben die Namen der vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft genannt sind, nämlich: Johannes von Dalberg, Bischof von Worms [9]); Johannes von Trittenheim, Abt zu Sponhein [10]); Heinrich von Bünau, Ololixor von Stein, auch Ettelwolf genannt [11]); Wilibald Birkhamer, von Nürnberg; Johannes Thelophus Probst; Heinrich Chro-

ninger, Johannes Werner, Martin Mellerstat, ein Arzt, Conrad Celtes, Johannes Lateranus [12]), Johann Stab, Mathematiker zu Ingolstadt, Urbanus Trebusinus und Sebastian Sprenz, welche alle zu damaliger Zeit, theils wegen ihrer Gelehrsamkeit, theils wegen den hohen Würden, welche sie bekleideten, als vorzüglich ehrwürdige Männer bekannt sind.

Bisher haben wir nun die Entstehung der ersten litterarischen Gesellschaft in Deutschland, welche von ihrem Stifter die Celtische genannt wurde, kennen gelernt; nun kommen wir aber an einen Zweig derselben, nämlich an die Rheinische gelehrte Gesellschaft, wovon die Geschichte, so weit sie bekannt ist, jetzt ebenfalls folgen soll.

Dieser Hauptast der Celtischen Gesellschaft hatte seinen Sitz zu Heidelberg, woselbst Celtes auf seiner Reise und bei seinem dasigen Aufenthalte den Grund dazu gelegt hatte. Ohnerachtet, wie gesagt, Celtes mehrere dergleichen Aeste aus jenem fruchtbringenden Baume hervorwachsen sah, den er mit so vielem Eifer pflanzte, und mit großer Sorgfalt wartete, so ragte doch der Heidelberger Ast unter allen übrigen Zweigen jenes schönen Baumes am weitesten und höchsten hervor.

Dies war aber kein Wunder. — Die pfälzischen Kurlande beherrschte damals (zu Ende des 15ten Jahrhunderts) Philipp der Aufrichtige, ein großer Freund der Gelehrten und erhabener Beförderer der Wissenschaften, wel-

cher von allen Zeiten die vorzüglichsten Männer nach Heidelberg berief, und sich alle Mühe gab, die dasige Universität in größere Aufnahme zu bringen, und derselben ein fröhlicheres Ansehen durch die schönen Wissenschaften zu geben. Er ließ auch aller Orten, besonders in Italien, die besten Werke vorzüglicher Schriftsteller aufsuchen, und mit großen Kosten kaufen [13]). Diesem kam Celtes gleichsam wie gerufen, und nichts war ihm angenehmer, als der Plan, den ihm dieser Gelehrte zur Errichtung einer allgemeinen gelehrten Gesellschaft in Deutschland eröffnete. Sogleich ward beschlossen, in Heidelberg einen Zweig dieser Verbindung zu errichten; die Ausführung und Direktion des Institutes wurde dem gelehrten Bischofe von Worms, Johann von Dalberg, welcher des Kurfürsten Philipps oberster Kanzler war [14]), überlassen. Dieser wählte die Mitglieder und brachte die Einrichtung dieser Gesellschaft, wovon er der beständige Direktor blieb, völlig zu Stande. Da er aber dieser Gesellschaft ihren Standpunkt nicht allein am Neckar festgesetzt hatte, sondern solche auch noch weiter, und besonders an dem Rhein und über demselben ausdehnen wollte, so verschaffte er derselben auch einen festen Sitz zu Worms, und es nannte sich sodann die dasige mit der zu Heidelberg vereinigte Gesellschaft, die Rheinische gelehrte Gesellschaft, welche, wie gesagt, dem Conrad Celtes ihre Entstehung, dem Bischofe Johann von Dalberg aber ihre Einrichtung und Vollendung zu verdanken hatte. Nebst

diesem vortrefflichen Bischofe verdienen auch noch als Beförderer und Mitglieder der obgedachten gelehrten Gesellschaft genannt zu werden: Johannes Reuchlin, der, auf seiner Flucht aus dem Kerker, zu Heidelberg eine Freistätte und bei dem Kurfürsten Philipp eine gute Aufnahme fand; der Kanzler Plinius, eigentlich Theodorich von Plenningen genannt; Rudolph Agricola, der nicht allein zu Heidelberg, sondern auch zu Worms öffentlicher Professor gewesen ist [15]); Johann von Trittenheim, der schon bemerkte Abt zu Sponheim, und andere mehr. Dieser Letztere wurde, nachdem in der Baierischen Fehde (1504) das Kloster Limburg in die Asche gelegt worden war, von dem Kurfürsten Philipp nach Heidelberg berufen, um einen Plan zu verabreden, wie besagtes Kloster, das der Kurfürst nach Wachenheim verlegen wollte, wieder herzustellen und einzurichten sey. Da während seiner Abwesenheit eine große Unordnung und Empörung in seinem Kloster Sponheim entstanden, die ihm so sehr zu Herzen gieng, daß er gar nicht mehr dahin zurückzukehren den Entschluß faßte, so behielt ihn der Kurfürst nicht allein recht gern bei sich, sondern nahm ihn auch auf seinen Reisen mit. So besuchte er mit demselben im J. 1505 den Reichstag zu Kölln, und hierauf den Markgrafen Joachim zu Brandenburg in Berlin, woselbst sich Abt Trittenheim neun Monate aufhielt, und mit dem gedachten Markgrafen eine genaue Freundschaft anknüpfte. Nach seiner Zurückkunft nach Heidelberg, im

Jahre 1506, resignirte er die Abtei Sponheim, und erhielt hierauf die Abtei des H. Jakobs zu Würzburg. Während seines Aufenthalts zu Heidelberg bemühte er sich, die rheinische Gesellschaft nicht allein aufrecht zu erhalten, sondern auch in noch größeren Flor zu bringen; allein diese gelehrte Gesellschaft hatte damals schon ihre größte Stütze verloren; denn Bischof Johannes, der Direktor derselben, war bereits im Jahre 1503 mit Tode abgegangen. Nachdem auch Conrad Celtes im Jahre 1508 zu Wien gestorben war, und im nämlichen Jahre der Kurfürst Philipp den Weg alles Fleisches gieng, Agricola ebenfalls nicht mehr lebte, so kam die rheinische gelehrte Gesellschaft nach und nach wieder in Abnahme, und man findet nach dem Jahre 1513, wo gedachte Societät die Gedichte ihres Stifters mit dessen Lebensbeschreibung zu Straßburg im Drucke herausgab, kaum noch den Namen oder eine Spur von dieser so edlen herrlich blühenden Gesellschaft. Was aber eigentlich die gelehrte Celtische, besonders aber die rheinische Gesellschaft, für einen Endzweck bei ihrer Verbindung hatte, welche Zweige der Wissenschaften sie vorzüglich bearbeitete, solches erzählt uns Celtes selbst (Poëm. LIII.), wo er zugleich hinzusetzt, daß es ihn sehr schmerze, daß er bei den gelehrten Unterhaltungen nicht gegenwärtig seyn könne, und so sich des angenehmsten Vergnügens beraubt sehen müsse. »Der Tag der Zusammenkunft, sagt Celtes, wurde gemei-»niglich mit Lesung der besten lateinischen, griechischen und

»hebräischen Autoren, besonders aber der Poeten, zugebracht; »man erörterte dabei die Rechte der Päbste und Kaiser, und »widmete die Abendzeit der Astronomie mit wirklicher Beob»achtung der Sterne, übte sich in der Musik und Ausarbei»tung schöner Gedichte, und, der Abwechselung halber, »hielt man auch zuweilen kleine Gastereien, wobei getanzt, »gespielt und gescherzt wurde.« So weit Celtes von den Beschäftigungen dieser Gesellschaft. Man sieht hieraus, daß diese gelehrte und edle Verbindung der gelehrtesten Männer jenes Zeitalters für die Wissenschaften einen ungemein großen Nutzen gehabt haben würde, wenn sie länger gedauert hätte. Das meiste zu ihrem Verfalle mag wohl der für die Rheinländer so unglückliche Baierische Krieg (1504) beigetragen haben, wodurch die Gesellschaft zerstreut wurde, und in der Folge auch nicht mehr recht zusammengebracht werden konnte, besonders da es an einem klugen Kopfe fehlte, der das Werk hätte leiten können, und auch kein Philipp mehr lebte, der als Landesfürst die gute Sache noch ferner mit Eifer unterstützt hätte.

Auch des Celtes frühzeitiger Tod selbst (er wurde nur 49 Jahre alt) legte schon den Grund zum Verfalle der von ihm gestifteten gelehrten Verbindung; denn dies schöne Institut lag noch allzusehr in seiner Kindheit, als daß es ohne weitere Stütze und sorgfältige Bewahrung zu einem unerschütterlichen Baume hätte heranwachsen können. Celtes, wenn er länger gelebt hätte, würde gewiß alles aufgeboten

haben, um diesem seinem Werke, welches ihm so viele Freude gewährte, mehr Ausbreitung und Festigkeit zu geben; allein die Vorsicht hatte es anders bestimmt. Celtes würde auch durch seine Wissenschaften noch großen Nutzen in der Welt gestiftet haben; denn er war ein Mann, den man im ganzen Umfange des Worts einen Gelehrten nennen konnte [16]). Vorzüglich aber war sein Lieblingsstudium auf das Aufsuchen und die Untersuchung der alten Manuskripte und Codices gerichtet, und er hatte, wie er in der Vorrede zu Roswidens Werken selbst sagt, den großen Gedanken gefaßt, alle diese noch unbekannte litterarischen Schätze, die er an abgelegenen Orten und Enden, besonders aber in Klöstern gefunden, durch den Weg der Buchdruckerkunst (welche unsre Landsleute erfunden haben, sind seine Worte) öffentlich bekannt zu machen. Auch sollten ihm eben diese alten Codices die beste Anleitung geben, eine aus Quellen geschöpfte vollständige Geschichte von Deutschland und den benachbarten Nationen zu verfertigen, worauf er sein größtes Augenmerk und sein eifrigstes Studium wendete. Diesen schönen Plan konnte er aber eben so wenig ausführen, als er nicht einmal im Stande war, seine Theodoriceiden, ein episches Gedicht, zu vollenden, in welchem er Theodorichs, des Königs der Gothen und Deutschen, Historie im heroischen gebundenen Style zu schreiben gesonnen war. Mehreres noch von diesem edlen deutschen Gelehrten hinzuzusetzen, halte ich für überflüssig, und kann derjenige, der

noch mehreres wissen will, seine Lebensbeschreibung nachschlagen, die, wie gesagt, den Werken des Celtes selbst in der Druckausgabe von 1513 vorgesetzt ist. Nur seine Schriften will ich hier noch anführen, so wie sie uns der Abt Tritheim bekannt macht [17]). Erstens schrieb er eine Menge vortrefflicher Gedichte und andere Sachen in metrischer Schreibart, welche vier nicht kleine Bände ausmachen. Der erste enthält das erläuterte Germanien, der zweite begreift seine vier Bücher von der Liebe, der dritte enthält Oden, und der vierte Sinngedichte. Nebst diesen schrieb er auch noch kleinere Werke in Prosa und in Versen, z. B. De laudibus Eloquentiae, librum unum. Epitome 1. Breviarium, de arte verificandi, libr. 1. De condendis epistolis, libr. 1. De Situ Nurenbergae, libr. 1. Peregrinationem Sarmaticam, libr. 1. Panegyrin duci Bavariae, libr. 1. Orationes varias; Epistolas multas ad diversos, und dergleichen mehr.

Unter den ältern Autoren findet man Nachrichten von Celtes, bei: Melchior Adam in vitis German. Philos. — Vossius de historic. latinis. libr. 3. — Lotichius bibl. poeticae p. III. — Lambecius coment. de biblioth. Vindebon. — Freherus in theatro p. 1435. — Tenzelius, in monatlichen Unterredungen, an. 1693, u. a. m.

Anmerkungen.

[1]) Es ist fast die allgemeine Behauptung, daß Celtes in der Stadt Schweinfurt geboren sey; allein Abt Tritheim, der diese Sache am besten wissen konnte, lehrt uns, daß Wipfeld (Wupfeld) der Geburtsort jenes Gelehrten sey. (v. Trithemii Annal. Hirsaug. T. II. pag. 636, edit. S. Gall.) Wipfeld oder Witfeld ist ein wegen seines vielen Weinwachses berühmter Flecken am Main, 2 Meilen unterhalb Schweinfurt.

[2]) Ein gewisser Rektor Wiener zu Worms, der eine lateinische Abhandlung über die rheinische Gesellschaft geschrieben, will behaupten, daß Celtes im Jahre 1491 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Krönungsehre erhalten habe, indem man gewiß wisse, daß er damals 32 Jahre alt gewesen sey. Da aber der Reichstag zu Nürnberg im Jahre 1487, keiner aber im Jahre 1491 daselbst gehalten worden, so ist jene Angabe von dem 32sten Lebensjahre des Celtes eben so unrichtig, als die daraus geschöpfte Behauptung des gedachten Rektors.

[3]) Einige Autoren geben vor, Celtes seye auf seiner zehnjährigen Reise eine Zeitlang öffentlicher Professor zu Ingolstadt gewesen, wozu aber kein historischer Grund vorhanden, ohnerachtet es sehr wahrscheinlich ist, daß er hier und da Privat-Vorlesungen gehalten, auch sonstigen Unterricht ertheilt habe; woher hätte er sonst die Kosten zu seinen großen Reisen bestreiten können?

[4]) Es wird nicht undienlich seyn, einen Auszug des kaiserl. Diploms hier wörtlich anzuführen: »Quo pacto »autem, (inquit Caesar Maximilianus) praefatum »Collegium poëtarum uberiori a nobis gratia deco-»retur resque ipsa felici gradu debitum sumat in-»crementum, pro honore nostro et dignitate au-

»genda Viennensis universitatis, Caesarea nostra »auctoritate et motu proprio collegium hoc praefa»tum praesenti privilegio et praerogativa decora»mus, ut quicunque in praefata nostra universitate »Viennensi in Poetica vel Oratoria studuerit lau»reamque concupiverit, is in praenominato poëta»rum collegio diligenter examinatur, si idoneus ad »id munus suscipiendum habitus et inventus fuerit, »per honorabilem fidelem nobis dilectum Conra»dum Celtem, per Genitorem nostrum Frideri»cum III Diuae Memoriae primum in Germanos lau»reatum poëtam et modo in Universitate nostra »Viennensi poëtices ac oratoriae lectorem ordina»rium, ac deinde per successores ejus, qui pro tem»pore collegis praefuerint, laurea coronari »possit.« — (vid. Goldasti constit. imperl. »T. III et Lambecii Coment. de bibl. Vindobon.)

5) v. Epod. N. 14.

6) Alpinus Drauanus, sagt Celtes. — Durch die Alpen verstehe ich hier das Riesengebirge in Böhmen, womit er die Landschaft an der Drau oder Drawe (in Ungarn) verbindet. Daß das Institut von Celtes in Ungarn gleich Anfangs Eingang gefunden habe, solches erzählt der Autor selbst (L. II. Od. 2.) in der Ode, die er an die Ungarische gelehrte Gesellschaft gerichtet hat. Es scheint aber letztere eher im Flore gewesen zu seyn, als die Gesellschaft in Deutschland, indem jenes Gedicht schon vor dem Tode des Königs Mathias Corvinus von Ungarn, der im Anfange des Jahres 1490 starb, geschrieben worden ist.

7) Rhenanus Vangionus et Mosellanus wird eigentlich dieser Zweig von Celtes genannt, weil, nebst Heidel-

berg, auch zu Worms ein Hauptsitz der rheinischen Gesellschaft gewesen ist.

8) Celtes nennt in seinem obgedachten Gedichte eigentlich keine Zweige seiner Gesellschaft, sondern er führt nur eben so viele Bürger von jenen Nationen redend an, bei welchen sich seine Gesellschaft etablirt hatte. Dieses ist nun im Grunde einerlei, und ich habe daher gleich jene sieben sprechende Hauptpersonen als eben so viele Zweige des Hauptstammes der Celtischen gelehrten Gesellschaft angenommen.

9) Johann Kämmerer von Worms, genannnt von Dalberg, ward geboren im Jahre 1445 aus dem noch blühenden sehr alten, theils herzoglichen, theils gräflich und freiherrlichen Geschlechte der Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg. Er war Doktor der Rechte, Domherr zu Mainz, Trier und Worms, und wurde im Jahre 1482 zum Fürstbischofe zu Worms erwählt. Als oberster Kanzler des Kurfürsten Philipp von der Pfalz (Naucler nennt ihn Philippi electoris Palatini archicancellarius et a Secretis Supremus) hat er sich als einen großen Staatsmann bekannt gemacht, und wegen seiner großen Kenntnisse in Wissenschaften, und besonders in orientalischen Sprachen, gehört er unter die berühmtesten Männer seiner Zeit. Seine große Beredsamkeit, sein unaufhörliches Bestreben, die Wissenschaften zu befördern und seine ausnehmende Leutseligkeit haben nicht allein in Deutschland, sondern auch zu Rom und zu Paris Bewunderung erregt. Ihm hatte die Universität Heidelberg die Einführung der schönen Wissenschaften und die Vermehrung der Bibliothek zu danken. Seine Wohnung stund jedem Gelehrten offen. Wie höchst erwünscht einem solchen Manne der Plan von Celtes, zur Errichtung einer allgemeinen litterarischen So-

zietät, mag gewesen seyn, läßt sich leicht denken, daher er auch zur Errichtung der rheinischen Gesellschaft zu Heidelberg, so wie sie Celtes wünschte, alles Mögliche beitrug, und die Direktion derselben übernahm, selbige auch durch seinen großen Geist beseelte, daher solche nach seinem Tode auch bald wieder abgestorben ist. Sein Zeitgenosse und Freund, der berühmte Spanheimer Abt Tritheim, sagt von ihm, daß er unter den Philosophen ein Plato, unter den Tonkünstlern ein Timotheus, unter den Rednern ein Demosthen, unter den Sternkundigen ein Firmikus, unter den Erdbeschreibern ein Strabo, unter den Bischöfen ein Augustinus, unter den Religionsverehrern ein Numa Pompilius, und endlich die Stütze der Gelehrten und aller tugendhaften Menschen gewesen sey. Von seinen herausgegebenen Schriften erzählt Tritheim, daß er in desselben Bibliothek zu Ladenburg einige gesehen habe, die vollendet gewesen, nämlich:

De inventione, ratione et qualitate monetae, lib. 1.

De origine nobilitatis, libr. 1.

De numerorum arcanis mysteriis, libr. 1.

Von der Uibereinstimmung der griechischen und deutschen Sprache hatte er ein großes Wörterbuch angefangen, und bereits mehr als 3000 Wörter desfalls zusammengeschrieben, als der Tod am 27sten Jul. 1503 die Vollendung dieses Werks verhinderte. Noch mehrere andere kleine Schriften hat er hinterlassen, wovon unter andern ein Trauerlied auf seinen ehemaligen Lehrmeister, Rudolf Agricola, den er sehr hochschätzte, in griechischer Sprache zu bemerken ist. (Confer. Trithem. Ann. Hirsaug. T. II. pag. 514, 596 sq.)

[10]) Johannes von Tritenheim, einem Flecken bei Trier, im Jahre 1462 geboren, studirte zu Trier und

Heidelberg, wurde in der Folge Benediktiner zu Spanheim, woselbst er auch wegen seiner großen Gelehrsamkeit zum Abte erwählt wurde. Er verließ im Jahre 1504 dieses Kloster, begab sich nach Heidelberg, wurde ein vertrauter Freund des Kurfürsten Philipps, und im Jahre 1506 Abt zu St. Jakob in Würzburg, wo er auch 1519 verstorben ist. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, besonders in der Geschichte, und sogar auch in der Magie, sind durch seine schönen Schriften bekannt genug; besonders merkwürdig aber ist die Geschichte des Klosters Hirschau, worin er das Merkwürdigste aus der deutschen Geschichte, besonders in der Pfalz, sehr schön ausgearbeitet und auseinandergesetzt, auch ein ganz neues Licht über diese Gegenden verbreitet hat. Eine vollständige Anzeige seiner vielen Schriften findet sich in Ant. Posserini apparatu Sacro. T. I., woselbst auch schöne Bemerkungen über einige dieser Schriften, und über Tritheims Denkungsart selbst, zu lesen sind.

11) Eitelwolf von Stein war ein Edelmann aus Schwaben, der zuerst Beisitzer am Reichskammergericht und hernach Hofmarschall und Vizedom zu Mainz gewesen ist. Er war ein großer Kenner und Liebhaber der Wissenschaften, der die Bücher seine andern Waffen nannte, und ohne sie nie reißte. Nach seinen Vorschlägen ist die Universität zu Frankfurt an der Oder eingerichtet worden, und auch der Universität zu Mainz wollte er eine bessere Einrichtung geben. Sein früher Tod (1515) brachte aber seinen Plan wieder in Vergessenheit. Er schrieb ein Buch vom Lobe der Helden und großer Männer und viele gelehrte Briefe.

12) Joannes Lateranus. Unter diesem Namen würde ich den Johannes von Lautern (so daß statt Lateranus — Luteranus müßte gelesen werden) verstehen;

dieser war erst Professor zu Erfurt und dann Domprediger zu Mainz; er soll aber 1479 schon gestorben seyn, so daß also meine Meinung nicht wohl bestehen kann. Indessen sagt Gudenus in Sylloge I., pag. 358, daß gedachter Joannes de Lutra ums Jahr 1481 gestorben sey, so daß also sein Sterbejahr noch nicht gewiß ist. Eben dieser Gudenus nennt ihn einen der berühmtesten Männer seiner Zeit.

13) Kurfürst Philipp befand sich am liebsten in dem Kreise seiner gelehrten Freunde, Agricola, Dalberg, Wimpheling, Reuchlin und Hausschein (Oecolampadius), vorzüglich aber des würdigen Abtes von Sponheim. Sie waren stets des Fürsten weise Gefährten; mit ihrem Rathe und durch ihre Bemuhung brachte Philipp nicht allein die ernsten Wissenschaften, sondern auch die schönen Künste auf seiner Universität in Flor, die sonst Fremdlinge daselbst waren. Philipp stiftete auch im Jahre 1489 die sogenannte Burse oder Börse, ein juristisches Kollegium, zu Heidelberg, worin die Rechtsbeflissenen wohnen, und ihnen zwei Rechtslehrer vorgesetzt werden sollten.

14) S. oben die Note 9.

15) Rudolph Agricola war in Frießland 1442 geboren, studirte anfänglich zu Löwen, reißte hierauf durch Frankreich und Italien, und ward überall wegen seiner großen Gelehrsamkeit hoch gehalten. Nach seiner Zurückkunft in Frießland erhielt er eine Bedienung zu Gröningen, die er aber nur kurze Zeit verwaltete. Man ertheilte ihm den Ruf nach Antwerpen, um die Direktion der dasigen Lehranstalten zu übernehmen; allein er gieng lieber wieder auf Reisen, auf welchen er von dem Bischofe Johann von Dalberg, welchen er vormals in der griechischen Sprache unterrichtete, im Jahre 1482, nach Heidel-

berg berufen wurde, woselbst ihn Kurfürst Philipp als Professor der Beredsamkeit, so wie der griechischen und lateinischen Sprache, anstellte, auf dessen Verlangen er auch eine kurze Geschichte von den vier Monarchien schrieb. Auf Anstellung des Bischofs Johannes von Dalberg lehrte auch Agricola öffentlich vor einem zahlreichen Auditorium zu Worms, und zwar abwechselnd mit Heidelberg. Weil gedachter Bischof einen gelehrten Juden an seinem Hofe hatte, so erweckte dieser bei Agricola die Sehnsucht, in einem Alter von 40 Jahren noch die hebräische Sprache zu erlernen, welches er denn auch in das Werk setzte. Seine Kenntnisse beschränkten sich aber nicht allein auf gelehrte Wissenschaften, sondern Agricola zeichnete und mahlte auch vortrefflich. Es ist daher sehr zu bedauern, daß dieses große Genie schon frühzeitig sterben mußte; sein Tod erfolgte nämlich den 25sten Oktober 1485 zu Heidelberg, wo er also kaum 42 Jahre alt war.

Seine Schriften wurden zuerst zu Kölln im Jahre 1539 in 2 Oktavbänden von Alardus aus Amsterdam, mit beigefügter Lebensbeschreibung, herausgegeben. Der Abt Tritheim hat auch (in Script. Eccl. p. 158) Nachricht von seinem Leben und seinen Werken gegeben.

Das Epitaphium, welches Hermolaus barbarus, Patriarch von Aquileja, dem Agricola zu Ehren, schriftlich verfertiget hat, lautet also:

Inuida clauserunt hoc marmore fata Rudolphum Agricolam, Frisii Spemque decusque soli. Scilicet hoc vivo meruit Germania, Quicquid laudis habet latium, graecia quicquid habet.

16) Von dem Abte Tritheim wird er (in Script. Eccl. pag. 168) genannt: vir undecunque doctissimus, philosophus clarus, orator facundus,

astronomus et cosmographus insignis et poëta laureatus, diviniarumque Scripturarum non ignarus, utriusque linguae peritus, ingenio excellens et disertus eloqnio. — Ich weiß in der That einem solchen Lobe aus der Feder eines so gelehrten und würdigen Prälaten, als der Abt Tritheim gewesen ist, gar nichts mehr zuzusetzen; hoffe aber, daß meine Leser nunmehr eine eben so hohe Meinung von Conrad Celtes haben werden, als ich selbst, der ich die Verdienste dieses großen Mannes in dem werthesten Andenken habe und behalte.

V.

Ein Aktenstück über die letzten Bemühungen der Jesuiten, ihren Orden wieder öffentlich einzuführen.

Die Jesuiten dauerten, nach ihrer öffentlichen Aufhebung, noch lange im Verborgenen fort. Sie nahmen, mit geheimer Erlaubniß verschiedener Fürsten, Novitzen an, und später wurden sie in der Hauptstadt der katholischen Christenheit unter dem Donner der Kanonen wieder in ihre Kollegien eingeführt; diese pomphaften Wirkungen geheimer Machinationen haben jedem auffallen müssen, dem diese nicht bekannt waren; folgende Aktenstücke geben von ihnen ein partielles Belege.

Ich nahm lange Anstand, zwei Briefe bekannt zu machen, die zu der Geschichte der letzten Versuche, den Jesuitenorden wieder in öffentliche Aufnahme zu bringen, einen merkwürdigen Beitrag liefern. Meine ehemaligen

Dienst-Verhältnisse zu dem letzten Kurfürsten von Kölln verschafften mir ihren Besitz; aber eben diese Verhältnisse schienen mir auch die Bekanntmachung zu verbieten, so sehr auch der Gegenstand der Geschichte angehört. Es wurde darüber mit aufgeklärten und rechtlich denkenden Freunden ein Gewissensrath gehalten; und der Umstand, daß die Kundmachung keinem in den Briefen genannten Manne zur Schande, der liberalen Denkungsart des Kurfürsten aber zur großen Ehre gereiche, verbunden mit der Bemerkung, daß der Kurfürst einst in einem ähnlichen Falle eine ihm unbewußte Bekanntmachung seines Briefes *) nicht widerwillig aufnahm, entschied hier für diese öffentliche Herausgabe einer auf obigen Gegenstand Bezug habenden Korrespondenz.

Der Brief des Kurfürsten an den Minister Duminique war eigenhändig, und ohne Berathung eines seiner Vertrauten, wie er oft sogar in ministeriellen Fällen nach einer im hohen Grade ihm eignen Selbstthätigkeit zu thun ge-

*) Der Kurfürst hatte im Jahre 1794 dem Exgeneral Dumourier den längern Aufenthalt in Mergentheim versagt, und in dem Briefe an ihn einige seiner politischen Meinungen niedergelegt. Der Brief erschien darauf, man wußte nicht durch welchen Kanal, aber ohne des Kurfürsten Willen und Wissen, wie doch selbst Dumourier (in der Vorrede zu seiner Biographie) vermuthet hatte, in öffentlichen Blättern. Nachdem es geschehen war, ließ es der Kurfürst gehen, ohne darüber auf den muthmaßlichen Herausgeber zu zürnen.

wohnt war. Dieser Fürst, von seltnem Scharfblicke und Muthe, fürchtete keine Revolutionen zu einer Zeit, wo alle Kabinette sie fürchteten. Er kannte seine Unterthanen, er kannte die Deutschen. Auch ließ ihn die Festigkeit seines Karakters die Gefahr nicht näher und nicht größer sehen, als sie war. Feind aller gewaltsamen Verbesserungsmittel, konnte er einen Vorschlag, das einzige Rettungsmittel gegen das einreißende Sittenverderbniß in der Wiederherstellung eines Mönchsordens zu suchen, der im Mißbrauche seines Ansehens seinen Untergang gefunden hat, unmöglich billigen. Sein sicherer und ruhiger Blick, den selbst die nahe Gefahr nicht zu verwirren vermochte, unterschied auch in diesem Falle das wahrhaft Nützliche von dem Scheinbaren. So fest und gesund war sein Urtheil über die Lage der Dinge; sie mochte den moralischen oder politischen Zustand der Menschheit betreffen. Hätte seine politische Meinung in einem gewissen Kabinette den Einfluß und das Uibergewicht erhalten, den sie verdiente, Europa hätte wahrscheinlich die Gestalt nicht, die es gegenwärtig trägt. Der Griffel der Weltgeschichte wird bei Aufzeichnung der letztern großen Katastrophen der europäischen Staaten viele Springfedern, die im Geheimen wirkten, übergehen, und dafür manche blos begleitende Umstände für Ursachen angeben.

Ich gebe diesen Brief ganz unverändert, wie er aus der Feder des Fürsten floß, selbst ohne ein oder das andere fehlerhafte Wort durch ein besseres zu ersetzen.

Vielleicht mache ich mir bei besserer Muße die Karakteristik dieses musterhaften Fürsten zum Gegenstande einer besonderen Behandlung. Mehr für das Gute, als für das Glänzende bedacht, war er wenig außer seinem Lande, aber in diesem von allen gekannt, und zwar mit jener allgemeinen Liebe und Achtung, welche die schönste Perle in der Krone des Regenten ist.

I.

Auszug aus einem Briefe des Kurtrierischen Ministers, Freiherrn von Duminique, an den Kurfürsten von Köln, vom 27sten November 1793.

— — — — L'Irréligion augmente de jour en jour en Allemagne — — — . Les Illuminés, Jacobins, et la nouvelle Secte des Obscurs font les plus grands progrès, et ont des adhérents dans les Cabinets, dans les Universités, les Séminaires et les Ecoles, comme on l'a malheureusement trouvé à Dillingen, Insprug, Prague, Vienne et Mayence.

Bien des personnes clairvoyantes sentent, qu'il faut sauver la jeunesse, établir l'ancien ordre des choses et la tranquillité, et contrebalancer cette force vraiment formidable; et vû que le Clergé séculier et régulier est pour la plupart gâté lui-même, on desire, que la société de Jésus soit rétablie, comme elle a été.

Onze Evêques de l'Empire, les Cantons Suisses Catholiques, un grand nombre de Villes Impériales, le Cardinal M . . . . ., tous les Evêques français émigrés, les Evêques en Hongrie, et dans les Pays-Bas, les Etats de Brabant et de la Flandre, comptent faire cause commune, et négocier et présenter cette affaire à Rome et à Vienne. Il arrivera au plutôt un Abbé de Vienne ici, qui traverse l'Empire, la Suisse, et les Pays-Bas, pour constater l'adhésion à ce projet; et je prends la liberté respectueuse de demander à Votre Altesse Electorale, si Elle veut le voir, et s'il ose se présenter chez Elle. Je dois ajouter, que l'exception, que les Jésuites sont pour la plûpart morts, ou des viellards incapables, n'est pas fondée. Ils ont reçu depuis dix ans, par une permission secrette, des novices en Suisse, à Augsbourg, en Pologne, en Russie et en Silésie; et jai vû de très-capables, très-zélés et très-respectables par leurs sentiments et leur conduite etc. — — — —

II.

Antwort des Kurfürsten von Kölln an den Freiherrn von Duminique, vom 29sten November 1793.

— — — — Sicher und ohngezweifelt ist es, daß Irreligion und Unglaube heutiges Tages schreckliche Fortschritte

machen, und daß Zügellosigkeit das Bestreben der meisten durch ihre Leidenschaften verblendeten Menschen wird. Ich bin auch fest überzeugt, daß die Greuel Frankreichs nur eine ohnreife Mißgeburt in dem Schoose unseres deutschen Vaterlandes ausgeheckter weitaussehender Plane sind, daß Männer aller Gattungen und Stände, des geheimen Zwekkes wissig oder unwissig, dazu beiwirken, und daß leider! unsere Studieranstalten am meisten davon angestekt sind. Wir wären also beide über die Existenz des Uibels, auch über dessen Quelle, meistens einverstanden, und wir wünschen beide, (und welcher Redliche nicht mit uns?) daß diesem Unwesen kräftigst gesteuert werden mögte. Nur kann ich mit Ihnen über die Art der vorgeschlagenen Mittel nicht einverstanden seyn, und ich befürchte, daß, ohne das Uibel zu heben, man durch eine dermalige Wiedereinführung der Gesellschaft Jesu die Gährung bloß vermehren, die Verlegenheit vergrößern würde. Ich war, Gott Lob! nie Jesuit, nie Jansenist, nie Scotist, nie Thonist, nie Molinist, sondern blos strebte ich zu seyn ein guter Christ. Die Verschiedenheit der gelehrten Meinungen und der geistlichen Orden hat so verschiedene Faktionen in der Kirche Christi hervorgebracht, daß ich eher auf die Verminderung als Vermehrung solcher Unterabtheilungen des Cleri antragen würde, wenn ich nicht überhaupt von Neuerungssucht entfernt wäre. Die Jesuiten, so viel ich sie durch Geschichte und Erfahrung kennen gelernt, haben sich viele Verdienste um die Ausbrei-

tung und Verherrlichung unserer katholischen Religion, und besonders um die sogenannten Klassenschulen, erworben, und sie würden Tadelfrei geblieben seyn, wenn nicht manche unter ihnen nach Alleinherrschaft gestrebt, sich zu sehr in Hof- und Staats-Intriguen gemischt, und gerade in einer andern Richtung dasjenige gewirkt hätten, was man den heutigen Illuminaten zur Last legt. Meiner Meinung nach müssen Staatsbediente von fremdem Einflusse, er komme woher er wolle, frei bleiben, und ohngehindert dem gemeinen Besten blos allein nachstreben. Freilich waren die Folgen des Jesuiten-Einflusses nicht so gräulich, als die Mordszenen in Paris, die der Illuminaten-Einfluß hervorbrachte; aber sie waren dem gemeinen Besten eben so schädlich; sie kosteten Königen zwar nicht auf dem Schaffot, aber meuchelmörderischer Weise das Leben. Sie entfernten manches Gute, manche nützliche Anstalt, manches vortreffliche Talent, weil es in ihren Plan nicht taugte. Sie beraubten den Staat seiner fähigsten Jünglinge, die sie von Jugend auf in ihr Institut zu verweben wußten. Sie hatten durch ihre Alleindirektion der Studien in katholischen Ländern einen unmäßigen Einfluß auf alle Opinionen bekommen. Demnach konnten die Jesuiten in ihrer damaligen Verfassung viel, ja alles, wirken, und es kam nur auf die der Maschine von ihren Obern gegebene Richtung an, ob sie zum Guten oder zum Bösen wirken sollte. Sie hatten alle Resserts, auf den Menschen zu wirken, in Händen;

Geld, Protektion, Deferenz gegen seine Jugendlehrer, Redner und Beichtväter, standen ihren Absichten bei. Und man mögte wieder eine solche Gewalt im Staate einführen, deren Leitung von den Staatsobern ohnabhängig, ja selbst auf sie wirken soll? Und wenn man auch diesen, obgleich höchst gefährlichen, Schritt wagen wollte, so würde er doch, meines Erachtens, fruchtlos gemacht werden. Als die Jesuiten zuerst errichtet wurden, war die Unwissenheit sehr groß; es war ihnen demnach leicht, sich des Alleinhandels der Gelehrsamkeit und des Unterrichts zu bemeistern; die besten, ja einzigen Gelehrten und fähigen Subjekte waren ihrer Gesellschaft einverleibt, oder wenigstens affiliirt. Jetzo ist es nicht mehr so: die fähigsten jungen Leute sind nicht mehr Jesuiten, sondern vielmehr meistens durch Göttingische Prinzipia dem Gegentheile zugethan. Der Fuß der alten Jesuiten ist verloren; nur Veteranen oder solche, die der Ordensverwaltung noch unerfahren, sind in dem Orden. Sie haben meist durch ihre Mittellosigkeit das Ansehen und Zutrauen eingebüßt, so der Gesammtorden durch Kabalen erworben hatte. Von den Schulen ausgeschlossen, konnten sie sich nicht so vortheilhaft und mit so genauer Prüfung der Talente rekrutiren. Sie wollten gern die alten Jesuiten seyn und vorstellen, sie sind aber Himmelweit davon unterschieden. Statt der ehemaligen Verehrung erfahren sie nur Verachtung ihres Ordens; jedermann macht sie zum Ziele seines Witzes, seines Spottes; zu viele

Witzlinge sind dermalen außer, ja gegen ihre Verbindung. Gelehrte, Geistliche von Fähigkeiten und exemplarischem Wandel, dermalige Volkslehrer, ja selbst die übrigen Mönche, ohne alle Weltliche zu rechnen, würden sich gegen solche Wiedereinführung aller derjenigen Mittel bedienen, die selbst ehemals von den Jesuiten benutzt worden. Es würde das kleine Häuflein der noch redlich und christlich Denkenden in Gährung bringen, trennen und den Widersachern nur Vortheile zur gänzlichen Zernichtung der Religion, wovon wir schon höchst traurige Beispiele in Frankreich sehen, an Handen geben. Ich bedaure immer, daß man den Jesuitenorden so ohnzeitig aufgehoben, ohne vorher Bedacht zu nehmen, wie man dessen Lücke, besonders im Studierwesen, ersetzen wolle. Ich bin überzeugt, daß diese so geartete Aufhebung das meiste zu allen dermaligen Uibeln beigetragen habe. Durch selbe kam der Jugendunterricht unter unvorbereitete, oft selbst undisziplinirte, Lehrer; durch selbe ward man Anfangs gleichsam gezwungen, seine Fähigkeiten auf protestantischen Universitäten auszubilden, wodurch in allen Klassen des Staats, besonders in dem Lehrstande, die verderblichsten Grundsätze über unsere heilige Religion, über alle geist- und weltliche Obrigkeiten eingerissen; durch selbe wurden die Genies nicht mehr mit steter Aufsicht von Jugend auf gelenkt, sondern ihrem eigenen ikarischen Fluge überlassen; durch selbe wurden die Bande, so manche noch in Schranken zurückhielten, zerrissen. Es ist

so leicht, den menschlichen Verstand, der hierin einem Kanarienvogel gleicht, aus dem Käficht entkommen zu lassen, aber so schwer, denselben wieder, zu seinem eigenen Besten, in den Käficht zu sperren; er flattert lieber bis zu seinem Untergange herum, der Freiheit ungewohnt, als sich wieder, besonders in dem nämlichen Käficht, fangen zu lassen. Man muß sich in die Zeiten zu schicken wissen, und denselben angemessene Mittel, zu Steuerung des einreißenden, ja bald alles zu verheeren drohenden Uibels, entgegensetzen. Ich kann aber, nach meiner Uiberzeugung, selbe nicht in der Wiederherstellung des Jesuitenordens finden. Glauben Sie mir, ich bin von keiner Faktion, von keiner öffentlichen noch geheimen Verbindung; ich schätze immer den Mann nach seinem innern Werthe, und nicht nach dem Kleide. Ich habe würdige Jesuiten am Hofe zu Wien, wie Parhammer und Summatin, Tschupick ꝛc. gesehen und geschätzt; wenn ich gleich die Grundsätze eines Frank mit dem Betragen seines Beichtkindes nicht reimen kann. Nicht die Jesuiten werden mehr das Kirchensystem in Deutschland erhalten können; hierzu gehört eine Verbesserung des weltlichen Cleri. Wie soll sich dieser aber verbessern, wenn ihm noch die besten Subjekte entzogen werden? Wenn einmal die Bischöfe und ihre Vicarii generales und Domherren ihre Amtsschuldigkeiten selbst verrichten, und nicht die Kirchen-Disziplin als ein bloßes einträgliches Amt betrachten; wenn man Mittel wird gefunden haben, fähige Männer von Ta-

lenten und Sitten bei den untern Schulen anzustellen, selbige stets unter genauer Obsicht zu haben, und die Talente der jungen Leute stets mit Verbindung der Gottesfurcht, und nie eines mit des andern Abbruch zu kultiviren; wenn man den Studien eine allgemeine Richtung, mit Bezug auf Sittlichkeit und Staatsverfassung, wird zu geben und zu erhalten wissen; nur dann kann man hoffen, den dermalen alles untergrabenden Grundsätzen mit Wirkung entgegenarbeiten zu können. Rechnen Sie auf meine eifrigste Mitwirkung, wenn es darum zu thun ist, solche Mittel zu ergreifen; rechnen Sie aber nicht auf mich, wenn es blos zu thun ist, durch Wiedereinführung des Jesuitenordens die Gährung zwecklos zu vermehren. Meine Uiberzeugung sträubt sich dagegen ꝛc.

Rückantwort des Freiherrn von Duminique an den Kurfürsten von Kölln, vom 3ten Dezember 1793.

— — — — Ich glaube selbst, daß die Herstellung des Jesuitenordens in einigen Staaten Gährung veranlassen könnte; bin aber überzeugt, daß der Clerus Secularis der Urheber seyn, oder wenigstens mit jenen stark mitwirken dürfte, welche die Schulen, Kanzeln und ihr Ansehen und Einfluß zu verlieren mit Grund besorgen.

Indessen kommt es auf Lokal-Umstände an, da die Jesuiten Niemand aufgedrungen werden könnten, und da in dem hiesigen Erzstifte, im Hochstifte Augsburg und zu Ell-

wangen der ganze Bürgerstand mit den jetzigen Schulanstalten sehr unzufrieden ist; da die jungen Geistlichen, wegen Leichtigkeit des Karakters und ihres Jedermann auffallenden freien Wesens, bei dem recht gut katholischen Bürger, welcher von dem Diener des Altars Ernst, Anstand und ganz reine Sitten zu fordern gewohnt ist, das Zutrauen verloren, und laut wünscht für die untern Schulen, die Theologie, Philosophie, den Beichtstuhl, die Predigten, dann den Beistand und Trost bei denen Kranken, die ihm noch immer unvergeßlichen Jesuiten zurück zu erhalten; wo also die Lokal-Umstände und die allgemeine Opinion in diesen Ländern, die Verwendung vor die Herstellung dieses Ordens fast zur Nothwendigkeit macht.

Es scheint mir also, daß ich nach diesen besondern Lokal-Verhältnissen keine Gährung und keine Beschwernisse zu beachten hätte.

Ich gestehe gern ein, was ich mit eignen Augen gesehen, daß die Jesuiten Höfe und Staaten regiert haben; allein es war Ton der damaligen Zeiten, dieselben um alles zu befragen, und in alles einzumischen, und es ist nur auf den Kopf des Regenten angekommen, wie er dieselben zu beschränken vermögend war. Ich bin wenigstens überzeugt, daß, wenn Ew. kurfürstl. Durchlaucht einen Jesuiten zum Beichtvater hätten, derselbe mit Staats- und Hof-Geschäften nicht sehr beladen und gewiß unschädlich seyn würde.

Indessen sind auch die größten Regenten immer dem Loose der Menschheit unterworfen; und ich glaube, daß gar wenige Menschen, ohne stillen und unmerkbaren Einfluß anderer, immer vor sich allein wirken, seitdem ich einen der größten Monarchen Europens gesehen, der gewiß Selbstdenker und mit den herrlichsten Eigenschaften begabt gewesen, und doch, ohne es zu bemerken, durch mittelbare Einleitung gewiß übeldenkender und unter sich verbundener Menschen, mit den besten Absichten sich und seine Staaten in das Unglück gestürzt hat; wo ich dann noch immer den Einfluß seines Jesuiten-Beichtvaters auf Spaniens schwächern König jenem eines ungerechten und blutdürstigen Pombals in Portugal, oder jenem verschworner Mitglieder des Illuminaten-Ordens, oder gefährlicher Theologen und Kanonisten, wie Eybel, Wittola und die nach Löwen von Wien abgeschickten Lehrer waren, vorziehen würde.

Ich spreche aus Erfahrung, auf welche ich den Satz gründe, daß man die so nothwendige, und von Ew. rc. selbst als nothwendig zugegebene Verbesserung der Schulen, Universitäten, der Moralität und der Religions-Uibungen, dann die Einstellung schädlicher Neuerungen, von dem jetzigen Clero seculari nicht erwarten könne, da die mehrsten Vorsteher und Lehrer selbst ihre Grundsätze in Göttingen eingesogen, und durch ihre Zöglinge auf alle hohe Schulen fortgepflanzt haben, und mir fast keine unverdorbene hohe Schule, ja kaum ein Priester-Seminarium be-

kannt ist, in welchem junge Leute nicht Gefahr laufen, mit dem Freiheitsgeiste, Lauigkeit in Religions-Uibungen, und Vorliebe für protestantische Schriftsteller und einen äußern stolzen und auffallenden Wandel zurückkehren, welcher bei alten und wohldenkenden Pfarrern, auch einsichtigen und die Disziplin und Ruhe liebenden Obern Besorgnisse erregt, die leider oft durch die Folgen gerechtfertigt worden. Unbekümmert um den Jesuitenorden, und ohne Vorurtheil für oder gegen andere Anstalten und Orden, würde ich jedes mich gänzlich wegen des Einflusses des Illuminatismi beruhigende andere Institut mit beiden Händen ergreifen, welches der Nothwendigkeit und meinen Wünschen ganz entsprechen würde; und ich bin nur für die Herstellung dieses Ordens eingenommen, weil ich überzeugt zu seyn glaube, daß der Clerus secularis in den heutigen Umständen sich selbst nicht verbessern wird, weil ich keinen andern und sichern Ausweg kenne, und weil, was wenigstens die oben berührten Länder angeht, die allgemeine Opinion meine Meinung begünstiget. — — —

VI.

Briefe vom Lande.

I.

Niederweltheim, den 20sten April 1813.

Sie schreiben Briefe aus der Stadt, wahrscheinlich auf das Land, und es wäre unhöflich von diesem, wenn es Ihre schönen Episteln nicht beantwortete, und auf einen so erfreulichen Besuch nicht den schicklichen Gegenbesuch machte. Ich will mich als den Repräsentanten und Wortführer des Landes ansehen, ohne gerade in legaler Form gewählt zu seyn. Eine solche Wahl wäre, bei den vielen Köpfen, von denen jeder gewöhnlich auch seinen Sinn hat, unmöglich; und ich darf sie um so mehr voraussetzen und antizipiren, weil mich gewiß kein Mensch, wegen mißbrauchter Gewalt, belangt, und wir, nach einem angenommenen Grundsatze, dürfen, was wir können. Ich kann aber Briefe vom Lande schreiben. Freilich werden sie gegen die Ihrigen abstechen, wie mein unbedeutendes Niederweltheim gegen den

vornehmen Ort, aus dem Sie schreiben. Die Städte sind der edlere Theil eines Landes, so zu sagen, der Adel, in dem Sinne des Menenius Agrippa, der die Patrizier von Rom, in seinem bekannten Mährchen, sehr treffend mit dem müßigen, blos verzehrenden Magen verglich. Auf die Städte paßt der Vergleich beinahe eben so gut; und ich stehe Ihnen wie ein wahrer Dorfdeputirte gegenüber, und sehe mit demüthiger Miene nach der vornehmen, mit welcher sich eine Stadt, und was aus ihr kommt, stets ankündigt.

Warum wird immer nur von Staaten- und Städteangelegenheiten so viel Aufhebens gemacht? Ist unser Niederweltheim nicht auch eine Welt, und seine Dorfchronik eine wahre Weltgeschichte? Ich getraute mir, es zu beweisen, und begreife darum keineswegs, warum wir mit unsern Angelegenheiten, welche der übrigen Welt mit Unrecht unbedeutend scheinen, nicht in den öffentlichen Blättern figuriren. Der Mensch sucht auch außer sich nur sich; und wir lesen nur darum so selten periodische Schriften, weil keine einzige sich mit unserm Dorfe, den Ereignissen in demselben, die doch bei uns so gut passiren, als in einer Residenz, abgiebt. Uiberhaupt begreife ich nicht, warum man nur große Welthändel aufschreibt und ausposaunt, und nicht eben so gut Flecken- oder Dorfhändel, die uns doch näher angehen. Recht vernünftige Leute haben gesagt, der Mensch seye sich allenthalben, unter gleichen Verhältnissen, so ziem-

lich gleich, und das Große seye auch das Kleine, nur im vergrößerten Maßstabe, und umgekehrt. Dieser Meinung bin ich ganz; und was von einem Staate gilt, muß, absteigend, von einer Provinz, von einer Gemeinde und von einer Familie gelten. Laufen die Schlägereien der Völker und großen Herren und unsre Prügeleien nicht auf eines hinaus, wenn wir gleich keine Kanonen führen, sondern nur geringere Waffen? Wir gerathen gewöhnlich nur im Rausche tüchtig an einander, wie die Raufbolde der Weltgeschichte, die *Alexander*, *Karl* XII. und *Dschingiskane* auch; nur sind wir von Wein oder Bier trunken, diese aber von Ehrgeiz oder Herrschsucht. Unser Schulz giebt wahrhaftig dem türkischen Kaiser nichts nach im Herrschen, und ist vielleicht noch eigenmächtiger, mit dem Unterschiede, daß dieser es in Konstantinopel ist, und unser Schulz in Niederweltheim. Aber was thut der Ort zur Sache? Mein Nachbar *Velten* hat vielleicht nur wenige hundert Thaler mehr, als der reichste Bauer nach ihm, und er weicht, stelle ich mir vor, den reichen Engländern in der Impertinenz um kein Haar; so vornehm- und reichgrob ist er.

Was sonst noch Allerlei bei uns vorgeht, will ich Ihnen kürzlich melden, und Sie können, wenn es Ihnen gefällt, was ich schreibe, auf meine Gefahr drucken lassen. Wir aber sind nämlich in der größten Verlegenheit wegen der gegenwärtigen Zeitläufe. Unser ganzes Dorf weiß nicht

recht, was es über den Gang der Kriegsoperationen denken soll. Das Beste wäre vielleicht, es dächte gar nichts, weil es doch am Ende geht, wie Gott will, und nicht nach dem Wunsche von Niederweltheim. Aber selbst in dem kleinen Orte stimmen wir nicht alle zusammen. Der Krämer Gewinnlieb, der noch Kolonialwaaren auf ein Jahr hat, glaubt, die gegenwärtige Ordnung der Dinge könne noch ein Jahr bestehen, und mit dem Absatze seiner Kaffeebohnen gleichen Schritt halten. Meine Frau, die den Kaffee besonders liebt, ist über den hohen Preis desselben, und des Zuckers, schrecklich erboßt, und prophezeiht dem Kontinentalsystem seinen nahen Untergang. Man zerbricht sich den Kopf mit der Frage: ob Preußen in diesem Feldzuge der Hals gebrochen werde, oder ob Norddeutschland ein wärmeres und anhaltenderes Feuer belebe, als das Theaterfeuer der neuesten Poesie. Der Schrecken und die Hoffnung hat die Kosaken schon bis an die Grenzen unsrer Gemarkung streifen gesehen; ich aber halte auf all dies Gerede nichts, weil ein eingenommenes Gemüth und die Leidenschaften bekanntlich schlecht sehen. Unsre Verlegenheit ist um so größer, weil die Zeitungen auch nicht den geringsten Trost geben. Die haben alle eine so platte und abgedroschene Physionomie, daß man in ihnen sogleich die Kinder einer und derselben hungrigen Familie erkennt. Durch sie erfährt man kaum das Interessante, was geschieht, viel weniger das Interessantere, welches

geschehen könnte oder sollte. Obgleich der Zwiespalt in der Religion hier und da noch fortwährt, so hat es doch die nachdrücklichere Politik wirklich zu einer Heerde und zu einem Schafstalle gebracht. Der politische Himmel hängt in der That wie eine Glaskugel über den Politikern, und läßt Monate lang keinen erquickenden Tropfen auf die lechzenden Blätter fallen. Bei einer so totalen Dürre und Trokkenheit muß dann natürlich alles schmachten.

Der Pfarrer unsers Orts und der Schullehrer sind in einem gelehrten Streite begriffen über die Ehre der ersten Entdeckung eines Druckfehlers im neuen Gesangbuche. Die Fehde soll aber, wie man versichert, einen tiefern Grund haben. Unser Pfarrer und der des benachbarten Ortes hatten sich nämlich entzweit über die beste Methode zu predigen. Dieser fährt gewaltig aus, wenn er spricht, und lermt bestialisch, des tiefern Eindrucks wegen. Ubrigens hält er viel auf Anstand in Haltung und Ausdruck, nennt den Mist nicht Mist, und eine Sau nicht Sau, giebt auch nicht viel für zu große Rührung, weil sie das Gesicht entstellt, und sieht auf der Kanzel aus, wie ein Liebhaber in einem Visitenzimmer. Der Schullehrer hat sich gegen unsern Pastor erklärt, weil sie mit einander dienen, und sich darum nicht lieben. Aber beide haben ihre mächtige Anhänger, die beinahe toll werden vor Aerger, daß keiner dem andern nachgeben will. Ich habe zu ihnen gesagt: »Nachbarn, vertragt euch nachbarlich. Predige jeder, wie es

»seiner Gemeinde gefällt, und die Gemeinde besuche den »Prediger, den sie vorzieht. Macht es doch alles in der »Welt, wie ihm der Schnabel steht, und muß es so machen, »weil es sein Schnabel, und nicht der eines andern ist.« Vergebens, die Hirten wollen Recht haben, und beweisen es mit Gründen, welche wenige von ihren Schafen verstehen, und die auch ihre Predigten nicht besser machen, sondern gerade den einen verhindern, das Gute anzunehmen, welches der andere hat. Der Amtmann sagt, die Angriffs- und Vertheidigungsmittel der beiden Kanzelredner seyen nicht neu, sondern die aufgewärmte Kollation von einem Diner, mit dem sich die französische und deutsche Tragödie traktirt hätten. Das dritte Glied des hiesigen gelehrten Standes, der Barbier, welcher sich aber lieber Doktor nennen hört, ist, Gott Lob! noch neutral. Mischt der sich hinein, dann setzt es, zur allgemeinen Freude, was ab; denn Leute seiner Art sind sehr bissig, und können ihre Sache gut verfechten, ohne Widerspruch, während dem sie mit dem Messer in der Hand ihre stummen Kunden barbiren.

Ein großes Spektakel machte bei uns auch die Frage, ob ein Wahlreich besser seye, als ein Erbreich, oder umgekehrt. Der Schulz, welcher eine gesegnete Ehe hat, erklärte sich stark für die Erblichkeit. Er meint, das Regieren käme einem auch nicht angeflogen, wie überhaupt kein Handwerk und keine Kunst, sondern müsse gelernt und geübt werden, und da habe der Sohn das beste Muster in der

Nähe an seinem Vater, von dem er profitiren könne von Kindes Beinen an. Schon über fünfzig Jahre sey die Schultheiserei bei der Familie Huth, und die Gemeinde, deß flaklire er sich mit Recht, habe sich immer passabel dabei befunden, und keiner, dessen glaube er sich ohne Eitelkeit rühmen zu dürfen, halte die Gemeinde so gut unter einem Hute, wie er, Schultheis Huth.

Der Gemeindehirt schnauzte ihn aber an, wie Fox ehemals die englischen Minister. Er habe, sagte er, schon unter seinem seligen Vater, dem er in der Herrschaft gefolgt seye, über das liebe Vieh, als Erb- und Kronprinz mitregiert, und wisse auch, was das Ding auf sich habe. Damals seye er schon längst majorenn gewesen, und sein seliger Vater habe ihm die Zeit so lang gemacht, wie Georg III. dem Prinzen von Wales, und er habe als Koadjutor gedient, und glaube, aus Erfahrung, zu wissen, was am Regieren seye, so gut als einer. Nun begreife er aber keineswegs, warum man ihn ausschließen wolle von der Exspektanz auf die Herrschaft über die menschliche Population des Dorfes, da er die weit zahlreichere des Viehes so gut geleitet habe; und er glaube, es sey noch leichter, Menschen zu regieren, die Verstand hätten, oder doch haben sollten, als Thiere, die keinen haben sollten, aber manchmal doch hätten.

Die Menschen, behauptete der Oppositionsredner, nähmen das Ding nicht so genau. Seine Heerde, zum Bei-

spiel, reiße gleich aus, wenn er selbst oder seine Adjuvanten fehlten, und schmause auf verbotener Weide umher; der Mensch aber seye besser gezogen, oder so zu sagen, einfältiger, und gehe in der Heerde seinen Gang fort, wer und wo auch der Hirt seyn möge. Man erzähle ja, von einem alten Kaiser seye einmal ein Gaul zum hohen Beamten gemacht worden, und Stadt und Reich habe die Würde der Bestie anerkannt. Auch heiße es, ein König von Schweden habe seinen Unterthanen, die in seiner Abwesenheit einiges Mißvergnügen äußerten, gedroht, ihnen seinen Stiefel, als Vizekönig, zu schicken, daß er sie regiere, wenn sie mukten; und sie hätten nicht mehr gemukt. So Viehdumm, das dürfe man glauben, seye das Vieh nicht. Er, seiner Seits, habe es noch nie erlebt, daß ein kräftiger Stier vor einem schwachen Oechschen, das sich besser gedünkt, aus Respekt durchgegangen sey, wie das unter Menschen oft geschehe, wo der Starke dem Schwachen gar häufig unterthänig seyn müsse. Ihm seye auch noch keine Geiße vorgekommen, die vor ihren Schwestern den Vorsitz oder Vorsprung gefodert habe. Kurz, nach seinem Dafürhalten, gehe es bei keiner Heerde so abscheulich ungerecht und dumm zu, wie bei der menschlichen. Pfiffig seyen die Leute wohl, aber nur in Schlechtigkeiten; das beweise sattsam die Chronik des Orts und aller Völker.

Der derbe Viehhirt aber hatte gut reden; der feine Schulz behielt, wie auch die englischen Minister gewöhnlich, Recht.

Schließlich berichte ich Ihnen, daß der Krieg zwischen den Katholiken und Protestanten wieder aufgehört hat. Hier und da wurmt es noch ein wenig; da aber die Bauern jetzt mehr auf dem Felde zu thun haben, läßt der Krieg auch merklich nach, zwischen ihnen sowohl, als den großen Potentaten, die sie den Winter hindurch, aus allen Weltge-

genden, recht tüchtig an einander gehetzt hatten. Wir haben, hinter dem Ofen, was Krieg geführt, in den Spinnstuben Länder vertheilt, und die Welt durch einander geworfen! Beinahe wäre es in unserm Dorfe, wegen der Franzosen und Russen, zu Schlägereien gekommen. Aber, zur rechten Zeit, fiel es uns noch ein, daß sie es selbst, mit weit besserm Effekte, thun können, und auch ohne Zweifel thun werden. Die mildere Jahreszeit, finde ich, macht den Menschen milder, und mit dem eintretenden Frühling hat das Unglück und Elend größtentheils ein Ende, und wir vermählen nun die regierenden Geschlechter friedlich zusammen, die wir sich wechselseitig haben aufreiben lassen.

Mit meinem Nachbarn, der ein Protestant ist, habe ich mich auch versöhnt. Seine besten Felder stoßen hart an die meinigen. Lange hatten wir uns gemieden, der Religion wegen. Gestern komme ich auf das Feld, und finde ihn auf dem seinigen nahe bei mir. Grüßen konnten wir uns nicht. Den vorigen Abend hatte es geregnet. Jetzt ruhete der heitere Himmel und die liebliche Sonne belebend über der frischen Erde, ordentlich wie eine Brüthenne über den zarten Jungen. Die Frucht war über Nacht Hand lang aufgeschossen. Die Bäume blüheten und grünten. Das Herz wurde mir wahrhaftig weich.

Niklas, sagte ich zu meinem stillen Nachbarn, seht Ihr wohl einen Unterschied zwischen meinem katholischen Korn und Klee und eurem reformirten? — Nein, war seine Antwort, das just nicht. — Nun dann, sagte ich, und gieng auf ihn zu, wenn der liebe Gott keinen Unterschied zwischen uns und dem Unsrigen macht, uns allen so wohl will, und unsern Fleiß segnet, warum wollen wir, seine Geschöpfe und Kinder, Widerspenstige seyn und Narren, und uns hassen und quälen? Niklas sah mich gerührt an. Hab's, meiner

Seele, auch schon gedacht, antwortete er. Wollen wieder gute Nachbarn und Freunde seyn! Wir gaben uns die Hände.

Es ist doch wahrhaftig toll, daß die Menschen sich wegen Sachen hassen und verfolgen, zu denen sie selbst nichts können. Wäre der Nachbar Niklas meines Vaters Sohn, dann würde er glauben und beten, wie ich; und war es denn seine Wahl, daß er der Niklas und nicht der Velten geworden ist? Die albernen Menschen! Hätte ich vor dreißig Jahren in Spanien gelebt, ich würde, stelle ich mir vor, die Ketzer und Juden mit Vergnügen verbrennen gesehen haben. Ich bin deutsch, und der parlirt welsch. Wir müßten doch dumme Leute seyn, wenn wir uns hassen wollten, weil jeder die Sprache seiner Eltern und Nachbarn spricht. Wir trinken Wein, und verketzern die Türken, die keinen trinken. Ist es aber unser Verdienst, daß wir keine Türken sind? Ich sehe es nicht ein. Hätten wir in Grönland das Licht der Welt erblickt, dann würden wir Thran wie Burgunder und Champagner trinken. Es ist darum wirklich sehr albern, daß sich die Menschen wegen der Verschiedenheit der Sprache, Religion und Lebensart hassen und verfolgen; aber solcher dummen und albernen Menschen giebt es, leider! noch eine Menge.

Werden Sie des Lebens froh, mein verehrtester Herr in der Stadt, und lassen Sie diesen Brief, wenn Sie ihn so schön finden, wie ich, drucken.

Druckfehler im letzten Hefte.

Seite	142	Zeile	10	statt:	dem Geiste Hamlets,	lese man: dem Geiste in Hamlet.
—	152	—	4	—	eingefallen ließ	— gefallen ließ.
—	152	—	10	—	einträglichen Art	— erträglichen Art.



I.

Gedichte.

Die Quelle.

Wie leicht und schnell
Rinnst du, o Quell,
Mit deinen kristallenen Wellen!
Wem eilst du zu
Ohne Rast und Ruh',
Wem willst du dich zugesellen?

In diesem Grund,
Von Blumen bunt,
Da solltest du immer gleiten;
Allein, allein,
Du suchst den Rhein,
Du suchst dein Glück in den Weiten.

Und bist du dort,
Er reißt dich fort,
Du findest ein Grab statt Lebens;
Stolz strömt er her,
Du bist nicht mehr,
Man sucht die Quelle vergebens.

Najade, klein
Und silberrein,
O bleib' entfernet von Großen!
Die Urne rauscht,
Der Dichter lauscht
Und singt dich, Pfleg'rin von Rosen.

Die Hirtin ruht
In Sonnenglut
Beim Hirten unter den Büschen;
Die Nachtigall,
Der Flöte Schall,
Beginnen sich froh zu mischen.

Steigt Luna vor,
So tanzt der Chor
Der Elfen unter den Weiden;
Du, die nichts trübt,
Die Alles liebt,
Wie magst du den Rheingott neiden!

Die Religion.

Ich schwebe von des Himmels Sphären
Hernieder auf der Erde Rand;
Das Kreuz auf Gräbern zu verklären,
Hat mich die höchste Huld gesandt.
Doch gräbt, mißdeutend meine Kunde,
Der Gram oft tiefer seine Wunde.

Ich winke von der Gottheit Throne
Dem Ringer auf der Tugend Pfad;
Der Unschuld reich' ich meine Krone,
Den Lorbeer jeder Edelthat.
Doch nur in stillen Weihestunden
Wird des Geschenkes Werth empfunden.

Nie weint der Kummer mir vergebens,
Mich jammert auch des Frevlers Schmerz;
Auf Wege leit' ich höhern Lebens,
Mitleidig des Verirrten Herz.
Doch färbt der Mensch, im blinden Wahne,
Oft blutig meine Friedensfahne.

In feierlichen Orgeltönen
Erklingt ihm meines Fittigs Schwung;

Ich rühr' ihn in dem heilig Schönen,
Im Aufblick der Begeisterung.
Doch opfert er, zu meiner Ehre,
Oft einer gräßlichen Megäre.

Hoch, wo der Weisheit Steg verschwindet,
Bau' ich die bühne, sichre Bahn;
Wo jedes Forschers Aug' erblindet,
Da zünd' ich meine Fackel an.
Doch sucht, geblendt von ihrem Schimmer,
Der Thor mich in der Wahrheit Trümmer.

Mich hat noch keine Hand entschleiert,
Geheim bin ich und wunderbar;
Ich werd' an jedem Ort gefeiert,
Mir ragen Tempel und Altar.
Doch nur das kindliche Vertrauen
Wird einst mich, wo ich wohne, schauen.

An Fiormona. *)

Ein holdes Bild, voll süßer Fantasien,
Erzeugt von göttlicher Erhabenheit,

*) S. Fiormona, oder Briefe aus Italien.

Umflötet von der Liebe Harmonien,
    Geschmückt mit Reizen einer Ewigkeit:
So seh' ich in des Aethers reinen Hallen
Ein Engel dich, des heitern Lichtes, wallen.

Nicht achtend lang veralteter Gebräuche,
    Gestört nicht von des frommen Pöbels Wahn,
Erstrahlst du, wie die Ewige und Gleiche,
    Herab von deiner Freiheit Sonnenbahn.
Der Sklave schmacht' in des Gesetzes Schranke;
Sie überschwebt der Idealgedanke. —

Aufreibt das Falsche sich in eignem Kriege,
    Es raubt die *Kraft* ihm seines Prunkes Glanz;
Doch unvergänglich, wie der Wahrheit Siege,
    Prangt deiner Liebe ew'ger Sternenkranz.
Die Schlacken mag des Feuers Gluth verzehren;
In Gluth nur muß das Edle sich verklären.

Wille und That.

Mit Blüthen reich geschmückt, mit tausend Zweigen,
    Steht auf der Ebne da der stolze Baum;
    Zur Freiheit strebt er, nach des Himmels Raum,
Herab zur Erde zieht ein heimisch Neigen.

Doch wie es ihn auch drängt, emporzusteigen,
Er küsset ewig nur des Aethers Saum;
Vermählung mit dem Höchsten ist ein Traum,
Und das Verlangen muß im Busen schweigen.

Der Bund, den Erd' und Himmel sich beschworen,
Wird ewig in dem Weltenplan regieren,
Ihn wird kein Wunsch verdrehen und verwandeln.

Dem Himmel einst, der Erde jetzt geboren,
Mag unser Wille jenen wohl berühren,
Doch sey für diese unser menschlich Handeln.

Ermunterung.

Nur einmal blüht der Rosentag des Lebens,
Er flieht; dein größtes Glück!
Einst wünschest du den himmlischen vergebens
Auf deinen Dornenpfad zurück!
Auf! hasche jetzt die mildbesonnten Tage,
Da Jugendglanz dem Aug' noch nicht entflieht:
Daß immer Frohsinn auf des Lebens Wage
Hinauf des Kummers leichte Schaale zieht!

Trost.

Sieh'! es umzieh'n, wenn flammenathmend die Sonne dahinstürmt,
Wolken die Himmlische oft; nimmer erstirbt doch das Licht.
Also das Glück: oft umgraut es mit nächtlichen Schatten das Schicksal;
Trotzig doch schau' ich hinan; nimmer erstirbt ja das Licht!

An Vogler.

Einziger du, du gebeutst, und mit alles belebenden Tönen
Schimmert lieblich der Tag bald am rosig schimmernden Himmel,
Bald auf Schwingen des Sturms braust auf das donnernde Wetter,
Fluthen erzischen und brüllen, und Ströme durchschäumen die Bette!
Alles vermag die Kunst, es beleben zu Götter sich Steine,
Oder des Liedes Gewalt zieht herab vom Aether die Götter:
Nah vor ihr, wie ein Chaos, sieht man die Stoffe verbreitet,
Aber sie schwebt darüber allmächtig mit schaffenden Händen.

Das Moos.

Das bescheiden und still erglänzt im Schimmer des Abends,
Sey mir, sinniges Moos, an der Ruine gegrüßt
Nimmer mit goldener Blüth' umkränzt dich der lustige Frühling;
Aber der Winter auch bleicht nimmer dein ewiges Grün.
Ernstvoll blickst du herab von des Doms stolz ragender Kuppel;
Blühst, in der Hoffnung Gewand, noch an dem Steine der Gruft.
So, bescheiden und still, bist du mir, des Weisen, ein Sinnbild:
Nimmer von Freuden entflammt, nimmer von Kummer gebleicht.
Ernstvoll blickt er herab von des Glückes erhabenstem Gipfel;
Lächelt, der Hoffnung Bild, noch an dem Steine der Gruft.

II.

Vogt's historisches Testament.
(Fortsetzung).

Nach dieser häuslichen Erziehung wurden wir den öffentlichen Schulen übergeben. Wir giengen in das Gymnasium, welches anfänglich noch die Jesuiten leiteten. Auch hier haben wir außer der Grammatik und einigen andern oberflächlichen Kenntnissen wenig gelernt. Indessen hatte der Unterricht, welchen wir da erhielten, wenigstens das Gute, daß er konsequent war, und weder dem, was wir im väterlichen Hause, noch dem, was wir in der Welt gesehen und gelernt hatten, widersprach. Auch wurden wir, selbst durch die lateinische und griechische Grammatik, mit der klassischen Litteratur der Alten bekannt, und zuweilen sogar angehalten, in gebundenen und ungebundenen Aufsätzen den Geist und die Schreibart der Alten zu erreichen.

Hier erhielt also unser Geist einen neuen Spielraum seiner Entwickelung, und wir lieferten unsern Lehrern zu

weilen Aufsätze, welche uns den allgemeinen Beifall und die Preise oder Prämien erworben hatten *).

In dieser Zeit unsers Lebens wurden uns aber hauptsächlich drei Gefühle angebildet, welche ferner großen Einfluß auf unser Leben hatten; nämlich Religiosität, Ehrgefühl und Patriotismus. Das erste durch fortgesetzte Lehre, Beispiele und Gebräuche, das zweite durch Auszeichnungen und Belohnungen, und das dritte durch

---

*) In Prosa aus einem Briefe des Sanheribs wurde folgende Stelle gelobt:

Accessunt quoque terror, nescio quis, animis nostris, illa plus, qui me, qui ceteros, quos vindex transiit, in fugam abripuit, vento celeriorem.

In Versen aus einem Lobgedichte auf das schöne Rheingau. Der Mäuse-Thurm. Von meinem sel. Bruder.

Excubat in medio turris fortissima Rheno
Muribus insidias felis ut dira struit.

Epiphonema.

Aurea, gemmea, cedrina, dulcis eburnea tellus
Unica tu meis terra petita votis
Terra petenda diis, si fors turbentur olympo
Te praeter similem non habet orbis humum

Aus einer Epistel des Eleazer an den Antiochus:

Pascet abdomen sacratum Jupiter
——— at sitiet?
Meum propina cruorem
Non satiabili prosit tonanti.

Sic Eleazar — cerea moribus
Aetas paternis hac sequitur via —
Viciniam solis paterno
Ferre aquilae didicere nido.

vaterländische Geschichte und Gewohnheiten. Wenn ich von dieser Zeit her, wie Augustin oder Rousseau, eine Beichte ablegen sollte, so wüßte ich mich keiner Ungerechtigkeit oder einer groben Sünde zu beschuldigen. Harmlos, gutmüthig und ohne Falschheit lebten wir unter einander und mit unsern Mitschülern. Wenn auch zuweilen unser Gemüth von Neid, Eifersucht und Haß getrübet wurde, so gieng das bald vorüber. Nachdem man sich mit seinen Kameraden tüchtig herumgezankt oder herumgebalgt hatte, war alles wieder vergessen, und das gute Vernehmen hergestellt. Ja, wir hatten uns das Wohlwollen, sowohl der Lehrer als Mitschüler, so sehr erworben, daß wir bei allen Festen oder Spielen zu Vorstehern und Anführern gewählt wurden.

Auch von den heimlichen Sünden der Selbstbefleckung wußten wir wenig. Unschuld und Liebe zur Kunst und wahrer Schönheit verhinderte uns, daran zu denken. Deswegen glaube ich, daß schöne Künste, wohl angewendet, nicht nur eine unerschöpfliche Quelle des jugendlichen Vergnügens, sondern selbst Ableitungsmittel verborgener Sünden seyen. Uiberhaupt wurde ein so tiefes und festes Gefühl von Moralität und Gerechtigkeit in uns gebildet, daß, wenn ich auch nach der Hand, theils durch die Sophismen des irreligiösen Zeitalters, theils durch schlechte Erfahrungen in der Welt betäubt wurde, ich doch niemals fähig war, eine schlechte ungerechte Handlung zu begehen, und wenn es

auch gegen meine offenbare oder heimliche Feinde gewesen wäre.

So sehr aber Religion und Moralität unsere andere Leidenschaften zurückgehalten hatten, so heftig wurde unsere Ambition beflügelt. Nicht nur, daß wir uns bestrebten, unter unsern Mitschülern und Spielgesellen immer die Ersten und Anfuhrer zu seyn; das Studium der Geschichte und die darin vorkommenden Beispiele großer Männer, steckte uns noch ein Ziel vor, welches ohne Anstrengung des Geistes schwerlich zu erreichen ist. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß zu der Zeit mein Geist vorzüglich zu dem Entschlusse bestimmt wurde, entweder selbst ein großer Mann zu werden, oder doch die Geschichte großer Männer zu beschreiben. Ich dachte mit dem Sallustius: pulchrum est, benefacere reipublicae; etiam benedicere haud absurdum.

Besonders wirkte zu der Zeit auf uns ein Büchelchen, welches unter dem Titel: Selectae ex sacris et profanis scriptoribus historiae, die schönsten Thaten der Alten aus den klassischen Schriften zusammengetragen und folglich auch in einem klassischen Style darstellt. So edel und lobenswerth diese Richtung war, welche uns das Studium der Geschichte gab, so nachtheilig wirkte sie auf unsere künftige Beförderung und Oekonomie. Sie flößte uns einen gewissen Stolz und eine Liebe zur Unabhängigkeit ein, welche sich nicht mit den Sitten und Gebräuchen der neuern Zeiten

vertragen wollte. Wir verachteten alle die Kleinigkeiten und Schleichwege, ohne die man sich sowohl bei Hof als auch in dem Kreise der sogenannten gebildeten Welt schwerlich vorbringen kann.

Unter Menschen, welche sich den Tag hindurch vier oder fünfmal anders ankleiden, ein paar Dutzend langweilige Visiten machen können, und deren Dichten und Trachten, wie Göthe's Werther sagt, Jahre lang dahin geht, wie sie einen Stuhl weiter in der Gesellschaft kommen, konnten wir es, mit den Beispielen des Aristides, Camillus, Fabricius, Bayard und Regulus im Gemüthe, nicht weit bringen; daher sind uns auch immer sonst unbedeutende Menschen vorgezogen worden.

Von vielen überklugen Menschen wurde dieses Benehmen als Mangel an Weltkenntniß und richtigem Verstande ausgelegt. Dies Urtheil flößte mir aber öfter Mitleid über ihren eignen Verstand ein. Sie wußten nämlich nicht, daß Machiavelli, obwohl er als ein armer Mann begraben wurde, doch mehr Verstand hatte, als so mancher reich gewordene Staats-Figurant, dessen ganzes Bestreben dahin gieng, seine Prozente zu berechnen und einen unverdienten Titel zu tragen. Wenn man in der Geschichte die Absichten, Karaktere und Thaten eines Moses, Lykurgs, Alexanders, Hannibals, Cäsars, Karls des Großen, Mohrards, Heinrichs IV., Gustav Adolfs, Richelieu's, Friedrichs II. und Napoleons zu

ergründen sucht, so wird man doch wohl wissen, was für wichtige Geschäfte in einem Mausloche getrieben werden. Ja eben solche Aeußerungen und Zurückweisungen bestimmten mich noch mehr zu dem Studium der Geschichte. Ich konnte dadurch doch der Welt zeigen, daß ich eines Amtes würdig wäre.

Damals wurde auch durch das Lesen der vaterländischen Geschichte vorzüglich unser Patriotismus geweckt. Wir kannten alle Denkmäler, Alterthümer, Sagen und Historien unsers Landes. An jede derselben war eine herzliche Erinnerung gebunden, und die Schönheit der Natur gab unserer Vaterlandsliebe noch einen eignen Schwung. Da zu wirken, da groß zu werden, da sich auszuzeichnen, war unser einziger Wunsch, unser einziges Bestreben. Unsere ersten schriftstellerischen Versuche waren Gegenstände der vaterländischen Geschichte und Natur.

Nachdem wir die Studien in dem Gymnasium vollendet hatten, kamen wir zur Universität, und dies gerade in der Zeit, als der Kurfürst Emmerich Joseph die Schulen reformiren ließ. — Indessen haben wir, dieser Verbesserungen ohngeachtet, wenig von den Professoren gelernt. Da wir schon frühe mit der klassischen Litteratur bekannt waren, so lasen wir lieber die Geschichtschreiber und Philosophen selbst, als daß wir uns ihre Meinungen von den Professoren vorkäuen ließen. Doch besuchte ich, wie es Sitte und Schuldigkeit war, die philosophischen und juri-

dischen Vorlesungen, und hielte mich in letztern meistentheils an das, was von den römischen und kanonischen Gesetzen noch brauchbar war *).

Was aber damals mehr als die akademischen Vorlesungen auf meine jugendliche Bildung Einfluß hatte, war, daß ich, durch Vermittelung eines unserer Freunde, bei Hof in dem Edelknaben Quartier meine Studien vollenden konnte. Ich nahm hier Theil an den Lehrstunden, erhielt eine feinere Bildung, wurde an Ordnung und Sauberkeit in Kleidung gewöhnt, und mit dem Hof- und Welttone bekannt; dabei gewann ich neue Jugendfreunde, die Herren Grafen von Spauer, Lamberg, die Freiherren von Zobel, Redwiz Zweyer, Haußer rc., welche zu der Zeit Edelknaben waren. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen jener Tage, wo wir nach den juridischen Studien zusammen dichteten, zeichneten, musizirten und ein frohes Leben führten.

Besonders aber wurden da meine Körperfähigkeiten geübt; ich lernte Tanzen, Fechten, Reiten, Voltigiren, Schlittenfahren und Jagen.

Schon von meiner frühern Kindheit an hatte ich eine besondere Vorliebe für den Wald. Jede Waldgegend konnte

---

*) Der Professor hatte uns damals Heineccis akademische Reden angerathen. Ich studirte besonders jene Abschnitte, wobei usus modernus stand. Daher nannten mich die Akademiker spottweise den usus modernus.

mich freuen; in einem Waldthale gieng ich am liebsten spazieren, und meine liebste Wohnung war ein Jägerhaus, wo ländliche Haushaltung mit Jagd verbunden war. Es war also natürlich, daß ich zu der Zeit die Gefahren und Vergnügen der Jagd liebte, welche sowohl meinen Körper als Geist stärkten und zu künftigen Verrichtungen geschickter machten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ich in diesem Zeitalter der Jugend und des Treibens auch zum erstenmal jene süßen Triebe fuhlte, welche die ganze Natur beleben und verbinden. Ich hatte mehrere Liebesgeschichten, welche aber alle durch die nähere Bekanntschaft mit meiner sel. Frau verschwanden *). Ich liebte diese wahrhaft; aber ein häuslicher Verdruß trennte mich bald von ihr. Ich zog zu einer meiner Schwestern, welche in Westphalen verheirathet war, um mich zu zerstreuen, und besuchte dabei die berühmten Universitäten von Göttingen, Marburg und Gießen.

Ich hielt mich aber nicht lange da auf. Da ich meine Studien schon in Mainz vollbracht hatte, machte ich mich

*) Man sollte in einer Selbstbiographie von keinem Liebesverhältnisse mit Weibern, als jenem mit seiner Frau reden, weil man sonst sich und seine Geliebte kompromittiren kann; ich habe daher meine übrigen Verhältnisse mit Weibern, in so weit sie interessant oder lehrreich seyn können, in dem ersten Theile des Systems des Gleichgewichts, wo ich von der Ehe rede, und in den Ruinen am Rhein verschleiert dargestellt; besonders in den Brüdern und dem Doktor Faust.

nur mit den dortigen Bibliotheken und berühmten Gelehrten bekannt, und kehrte sodann nach meiner Vaterstadt zurück, um, weil ich heirathen wollte, auf eine Dienst-Anstellung zu denken. Ich hatte die Jurisprudenz nicht nur für praktische Ausübung, sondern auch in politisch-philosophischer Hinsicht studirt, und eine Menge Hefte darüber geschrieben. Dieses Studium veranlaßte sonach auch, daß ich die ganze Weltgeschichte, wie Montesquieu in seinem Esprit des loix, mit der Jurisprudenz verband. Da ich mich aber auf eine gewisse Anstellung nicht verlassen konnte, so trieb ich vielmehr noch meine Mahlerei, womit ich mich auf alle Fälle ernähren wollte.

Zu dieser Zeit bildete sich in unserm Hause eine Gesellschaft oder vielmehr Zusammenkunft von Menschen, welche einzig in ihrer Art, und wovon mein seel. Bruder Heinrich die Seele war.

Unser Haus lag an dem Speisemarkte, dem Domplatze und der Promenade, wo also stets ein Gedränge von Menschen, sey es in festlichen Zügen oder Gewerben, zu sehen war, welches denn hinlänglichen Stoff zu Betrachtungen und Unterhaltungen gab. Es war jedem ehrlichen Manne offen, und wir theilten gastfreundlich gern mit Freunden unsern Tisch. An Betrachtungen und Stoff zur Unterhaltung, in Scherz und Ernst, konnte es also nie fehlen, und an Menschen, welche die Gelegenheit benutzten, eben so wenig, bei der Toleranz und Einrichtung, welche da herrschte.

Denn die einzige Einrichtung und Vorschrift schien zu seyn, daß keine Einrichtung und Vorschrift seyn sollte. Jeder kam, wie er wollte, und Jeder ward trefflich unterhalten, weil jeder frei war und keiner den andern zu unterhalten suchte. Jeder hatte offenen Zutritt, wenn er rechtschaffen oder merkwürdig war und sich vertragen konnte. Daher der Zusammenfluß der verschiedensten Menschen, und die Einigkeit so vieler und entgegengesetzter.

Nie waren vielleicht in einem so kleinen Raume mehrerlei Menschen freundschaftlich beisammen, als in unserer untern oder sogenannten Kramladenstube; weil unsere Unterhaltung gebildete und der Kramladen ungebildete Leute herbeizog. Künstler, Gelehrte, Kaufleute, geistliche und weltliche Räthe, Domherren, Professoren, Mönche, Protestanten, Juden, Bauern und Studenten wimmelten durch einander, schwatzten und disputirten, jeder nach seiner Art, dumm und klug, wie sie konnten und mogten. Dummheit war hier nicht verächtlich, und Verstand nicht gebietend. Es gab nicht Stand und Ungleichheit. Jeder durfte hier seine Meinung frei sagen, und jeder redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Jeder gesellschaftliche, politische und philosophische Aberglauben wurde lächerlich gemacht, aber jeder tolerirt, und nur die höhern Gefühle und das Gemüthliche geschützt. Der eine redete mit Enthusiasmus von Rousseau und Montesquieu, und der andere vom Doktor Faust und Eulenspiegel. Spinoza's Werke und der Mar-

tin von Cochem stunden friedlich neben einander. Es traf sich mehrmalen, daß ein Mönch, ein Protestant und ein Jude mit einander spielten, oder gemeinschaftliche Sache machten. Da wurde gemahlt, gezeichnet, musizirt und gedichtet; über Religion, Philosophie, Politik und Kunst disputirt, bis etwa die alte Köchin auftrat und entschied, daß es gescheidter wäre, auf den abgesetzten Feiertag in eine heilige Messe zu gehen, als die Zeit so zu verdisputiren *). Ich könnte hier eine Menge berühmter und berühmt gewordener Leute nennen, welche Theil an diesen Zusammenkünften nahmen. Auch könnte ich manche interessante Auftritte, Reisen, Unternehmungen und Unterhaltungen anführen, wenn diese kurze Beschreibung nicht schon hinreichte, um die Wirkungen davon auf meine Bildung und Schicksale darzuthun. Es war damals die wahre poetische Zeit meines Lebens. Während dieses jugendlichen Treibens habe ich eine Menge Handzeichnungen und Bilder, über zwanzig Schauspiele oder Opern, und eine Menge Gedichte verfertigt, wovon auch einige im Drucke erschienen sind. Sie bezogen sich aber meistens wieder auf historische oder rheinische Gegenstände; z. B. Eginhard und Emma, Frauenlob, die Brüder, Faust, Gustav Adolph, Adolphseck, die Bestürmung von Mainz 2c. **); sogar einige ko-

*) Siehe Johann Heinrich Vogt, ein Denkmal nebst Fragmenten des Verstorbenen. Mainz, bei Sartorius. 1791.

**) Auch den Fiesko hatte ich vor Schiller bearbeitet.

mische oder satyrische Stücke habe ich zu der Zeit geschrieben, z. B. die Thiere, worin das Pferd, das Caligula zu einem römischen Bürgermeister gemacht hatte, und der dankbare patriotische Löwe des Androklus, die Hauptrollen spielen. In einem andern Stücke, genannt die Ritter oder der neue König Lear, hatte ich, nach Aristophanes Art, unter dem Könige Lear, das gute alte deutsche Reich, und unter der Goneril und Regan die zwei sich in Deutschland hassenden und bekämpfenden Parteien rc. vorgestellt *). Ich muß bekennen, daß ich zu der Zeit außerordentlich viel gearbeitet habe. Die Leute, welchen ich meine Produkte zuweilen mittheilte, verwunderten sich, wie ich, bei meinen vielen kleinen Reisen und andern Beschäftigungen, nur Zeit genug finden konnte, selbe hervorzubringen; allein alle Gegenstände, welche mich zu der Zeit umgaben, oder auf mich wirkten, gaben mir reichhaltigen Stoff; und in keinem Alter ist der menschliche Geist fruchtbarer, als in der so schönen Jünglingszeit.

Umgeben von so wunderbaren und herrlichen Gegenständen, und selbst wirksam in der lebendigen Natur, ist man

*) Ich habe voriges Jahr der Frau von Wolzogen einige Stücke dieser Arbeiten vorgelesen. Sie rieth mir, selbe auszufeilen und zusammen drucken zu lassen; allein die Manuskripte liegen meistens noch in einer großen Kiste, worin man sie während der Belagerung von Mainz geworfen hat; und ich halte es auch nicht der Mühe werth, selbe ins Publikum zu geben.

zugleich Dichter und Held seiner Gedichte. Dies ganze Jünglingsleben wird alsdann Poesie, und die häufige Gelegenheit, poetisch zu leben, verhindert einen, wie mein seliger Bruder sagte, poetisch zu schreiben. Wer den Rheinwein wirklich vor sich hat und trinken kann, schreibt kein Rheinweinlied. Es war damals überhaupt ein kritischer Zeitpunkt meines Lebens. Ich mußte, weil ich heirathen wollte, die genau beschränkten Wege einer Dienst-Anstellung gehen, da mich mein Genius doch auf das freie Feld der Kunst geführt hatte. Ich habe schon oben bemerkt, daß ich, im Falle mir ersteres nicht glücken würde, mich beständig mit Mahlen und Zeichnen beschäftigte; und hätte ich nicht sobald eine Anstellung bei der neu organisirten Universität erhalten, ich würde vielleicht ein großer Künstler geworden seyn. Wenigstens wurden die Bilder, welche ich zu der Zeit mahlte, von unbefangenen Kennern für Beweise meines aufstrebenden Künstler-Genies gehalten. Auch bin ich überzeugt, daß mir, wenn ich diesen Weg eingeschlagen hätte, wenigstens ein harmloseres und ruhigeres Leben geworden wäre.

Das Schicksal wollte es anders; das, was man zu der Zeit mein Glück nannte, wurde eben mein Unglück. Als nämlich der Kurfürst Friederich Karl, durch Aufhebung von drei reichen Klöstern, die Universität restaurirt hatte, und eine Menge neuer und berühmter Professoren angestellt wurden, übergab ich dem seeligen Curator von Benzel

einen Aufsatz über die Art, *wie man auf der hohen Schule Geschichte lehren und studiren sollte.* Dieser gefiel nicht nur dem Minister, sondern auch dem Kurfürsten so sehr, daß ich sogleich als Professor der Geschichte auf der hohen Schule angestellt wurde.

Das Publikum verwunderte sich über meine Kühnheit, indem ich so jung und bisher als Litterator ganz unbekannt, unter so vielen berühmten Männern auftreten wollte, welche man aus allen Gegenden Deutschlands berufen hatte. Einige überkluge und vielleicht nicht gar wohlmeinende Herren haben sogar dem Fürsten gegen meine Anstellung Bemerkungen gemacht, indem sie vorgaben, daß ich wenigstens in meinem Alter noch das Ansehen nicht haben würde, was zu einem Lehrer der hohen Schule erfodert wurde. Meine ersten Vorlesungen wurden von einer Menge Neugierigen besucht. Ich wußte dies, und sagte daher gleich bei meiner Einleitung folgendes zu meinen Zuhörern, wovon einige beinahe so alt waren, als ich.

»Ich habe auch gehört, daß man den Fürsten tadelt, »mich als Lehrer angestellt zu haben, weil ich noch zu jung »wäre; allein meine Vorlesungen werden darthun, ob er »wohl dabei gethan habe. Wenn Sie in der Geschichte hö»ren werden, daß in meinen Jahren ein Alexander schon »eine Welt erobert und regiert, und ein Montesquieu ei»nen Esprit des loix geschrieben habe, so werden Sie es »doch begreiflich finden, daß ich Ihnen in dem nämlichen Le-

»bensalter, deren Geschichte gut und nützlich vortragen könne.« Diese Anmerkung gefiel dem Fürsten so sehr, daß sie schon am andern Tage ein Hofmärchen wurde.

Indessen gelang es doch diesen Herren, da sie mir auf dieser Seite nicht beikommen konnten, mir die Gnade des Fürsten auf eine andere Art zu entziehen. Sie suchten ihm jetzt beizubringen, daß mein Vortrag und meine Bemerkungen zu frei wären. Ich hörte dies durch den seligen Curator von Benzel, und trug daher die Geschichte mit möglichster Bescheidenheit vor, rächte mich aber auf folgende Weise. Ich wußte nämlich, daß meine Vorlesungen, besonders bei der Geschichte der Päbste vom zehnten und eilften Jahrhundert, belauscht würden, und kannte meine Leute. Ich legte also, was die Facta betrifft, des Jesuiten Kolb Werk: Series romanorum Pontificum, welches mein seeliger Bruder als Prämium in der Jesuitenschule erhalten hatte, zum Grunde. Als ich die Geschichte der Merozia und Theodora geendigt hatte, sagte ich folgendes:

»Die Päbste sind in der Geschichte auf zweierlei Seiten zu betrachten: einmal als Statthalter Christi »oder Vorsteher der Kirche, und einmal als Menschen. »In ersterer Hinsicht muß man den großen Geist an ihnen »bewundern, womit sie während so vieler Stürme, Anfech»tungen und Verfolgungen die Kirche Gottes doch jederzeit »zu erhalten und zu regieren wußten; aber in letzterer Hin»sicht muß man die Schwachheit der Menschen bedauern,

»welche selbst auf der höchsten Stufe geistlicher Größe nicht »die Erbsünde des Menschengeschlechts verläugnen konnten. »War doch selbst der heilige Petrus, welcher an der Spitze »der Päbste steht, ein schwacher Sünder, welcher seinen »Herrn und Meister verläugnet hatte. Uibrigens habe ich »alles, was ich Ihnen hier vortrug, nicht aus solchen Quel»len oder Geschichtschreibern gezogen, welche als Feinde des »päbstlichen Stuhls verdächtig scheinen könnten. Ich hielt »mich strenge hier an dieses Buch, welches von einem Jesui»ten und folglich einem eifrigen Vertheidiger desselben geschrie»ben und selbst in der Jesuitenschule meinem Bruder als »Prämium gegeben wurde.«

Gleich auf diese Vorlesung war öffentliche Prüfung. Ich schrieb dabei ein kleines Programm, welches allgemeinen Beifall fand, und meine Schüler wußten ihre Sache so gut, daß mir der Fürst nun wieder volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auch hatte ich das Zutrauen meiner Collegen und des Publikums schon so sehr erworben, daß erstere mich am Ende des Jahrs, obwohl ich der Jüngste unter ihnen war, bei zwei Fakultäten als Dekan wählten.

Aufgemuntert durch diesen Beifall, machte ich nun das Studium der Geschichte zu meiner Berufs- und Lieblingsbeschäftigung. Ich wollte die Stelle, welche mir jetzt angewiesen war, ganz und mit Ehren ausfüllen. Ich machte mir Auszüge aus den Quellen und las die besten Muster alter und neuer Zeiten. Ich bildete mir zwischen dem poeti-

schen Schwulste und der trocknen Erzählung einen eignen Styl. Ich dachte mich in den Geist eines jeden Zeitalters; und um die Welt nicht allein aus den Büchern zu kennen, näherte ich mich den Höfen und Staatsleuten. Da auch ein großer Theil der Geschichte das Religions- und Kriegswesen einnimmt, so studirte ich die Bibel und die Kirchengeschichte wie ein Theolog, und die Taktik wie ein General. In das Ganze meiner Arbeiten brachte ich alsdann Ordnung und Zusammenhang, und ließ darüber Tabellen und ein System der Weltgeschichte und der Gesetzgebung drucken *).

Bald hierauf schrieb ich auch mein Werk über die Europäische Republik **); dasselbe hatte sowohl durch gute Rezensionen, als unter den Staatsleuten Aufsehen erregt. Ich gab es zwar ohne meinen Namen heraus; allein der Fürst hörte bald durch die fremden Gesandten, welche damals wegen des Fürstenbundes an unserm Hofe waren, sehr vortheilhaft davon sprechen. Ich konnte mich nun nicht mehr als Verfasser verbergen, und brachte ihm davon ein Exemplar. Er empfieng mich anfänglich kalt und machte mir Vorwürfe darüber »daß er, als mein Fürst, der letzte wäre, »welcher davon gehört habe, während dem schon die Gesandten und das Publikum mich als den Verfasser nennten.«

*) Mainz 1784.

**) Frankfurt am Main bei Varrentrapp und Wenner. 1787.

Ich entschuldigte mich mit der Anonimität. Er entließ mich freundlich, und gleich darauf hatte ich eine Gehaltszulage und seine ganze Gnade wieder. Seine Freundin und Base, die Frau Gräfin von Coudenhoven (eine geistreiche Dame), versicherte mich der Zuneigung des Fürsten; die Minister und fremde Gesandten bezeigten mir ihre Achtung, und der Fürst zog mich täglich mehr an. Ja er hatte so viele Gnade für mich, daß, als ich mir zu der Zeit durch mein anhaltendes Arbeiten eine Art von Hypochondrie zugezogen hatte, er mich nach dem schönen Italien und Frankreich reisen lassen wollte.

Damals war wohl die schönste Zeit meines Lebens. Ich hatte die Gnade des regierenden und künftigen Fürsten (des Coadjutors) die Achtung der Großen und der Welt, und dabei, was sonst selten der Fall ist, auch die Liebe des Volks. Meine Braut hieng mit ganzer Seele an mir. Uiberall hatte ich Freunde und Gönner und genoß in der Jugendfülle das ganze Glück unsers so schönen und reichen Landes; dessen Geschichte und Merkwürdigkeiten ich in Prosa und Versen beschrieben habe *).

Bald war ich nicht mehr zufrieden, als Schriftsteller nützlich zu seyn; ich wollte auch, bekannt mit dem Hofe und

---

*) Siehe meinen Abriß einer Geschichte von Mainz. Frankfurt am Main bei Varrentrapp und Wenner, 1792. Rheinische Bilder. Mainz 1791. Die Ruinen am Rhein. Frankfurt bei Mohr, 1809. Einige Stücke im Rheinischen Archiv.

den Ministern, als Staatsmann handeln. Ich bereißte alle Staaten des Rheins, studirte ihre Verfassungen und Geschichte *). Ich faßte sodann den Plan, den damals schon erkalteten Fürstenbund in einen festern Verein **) zu verwandeln, und so am Rheine ein neues Griechenland zu schaffen. Die Städte Mainz, Trier, Cölln, Mannheim, Frankfurt, Bonn, Coblenz, Worms, Speyer, Düsseldorf ꝛc. und ihre Fürsten oder Vorsteher wetteiferten schon lange mit einander in allen guten Anstalten, in Künsten, Wissenschaften und dem Handel. Die geistlichen Staaten und Reichsstädte waren kleine Republiken und hatten einen festern Verein nöthig. Der Pfalz-Baierische Familienvertrag vom Jahre 1724 gab mir ein Vorbild. Ich theilte meine Gedanken zuerst unserm Coadjutor, dann dem Staatsrathe Johann von Müller und den angesehensten Domherren mit. Einige geheime Räthe von den benachbarten Kurstaaten hatte ich auch davon unterrichtet; und als mich gerade zu der Zeit der Kurfürst nach Aschaffenburg berief, um mich zu meiner Reise nach Italien vorzubereiten, trug ich ihm die Nothwendigkeit eines solchen Vereins mit so vieler Wärme vor, daß er, obwohl in Staatshändeln sonst kalt und umsichtlich, davon eingenom-

*) Siehe meine Geschichte des Rheins, welche nächstens erscheinen wird.

**) Siehe meine Staats-Relationen, III. Band. Seite 239, und die deutsche Nation, S. 267.

men schien *). Als ich mich von ihm beurlaubte, sagte er mir ausdrücklich folgendes: »Gehen Sie hin und stel»len Sie auf der schönen Reise Ihre Gesund»heit ganz wieder her. Arbeiten Sie hin»führo nicht so viel, und erhalten Sie sich »dem Staate; ich werde Sie für die Zukunft »anderswo brauchen können.« Hierauf reichte er mir seine Hand, welche ich mit Ehrfurcht und Dankbarkeit küßte, und er setzte hinzu: »Reisen Sie glücklich. »Ich bin mit Ihrem Kopfe und Herzen zu»frieden.«

So gieng ich und bereitete mich zu einer Reise, wo ich in dem schönen Italien die Muster zu finden hoffte, nach welchen ich an unserm Rheine die Zeiten der Medizeer hervorrufen wollte. Doch alle diese schönen Aussichten wurden jetzt durch ungünstige Umstände vernichtet. Gerade da ich im Begriffe war, abzureisen, wurde mein seliger Bruder durch ein kleines Geschwür, das sich auf seiner Brust äusserte, und vernachläßigt war, auf den Tod krank. Ich wollte ihn nicht verlassen; ich schrieb deswegen an den Fürsten, und bat ihn um Erlaubniß, meine Reise verschieben

*) Johann von Müller, welchem ich meinen Plan mitgetheilt hatte, hatte nach der Hand eine ähnliche Unterredung mit dem Fürsten auf dem Königsstuhle bei Rense, Lahnstein gegenüber. S. dessen Selbst-Biographie.

zu können. Bald hierauf starb mein Bruder *) und nun giengen alle Gräuel der Revolution an. Ich wurde, schon ehe sie sich in unsre Gegenden verbreitet hatte, ein Opfer davon. Durch die allgemeine Gährung der Gemüther entspann sich zu Mainz ein Aufruhr zwischen den Akademikern und Handwerksburschen. Letztere bestürmten das Universitätshaus gerade zur Zeit, als ich Prüfung hielt. Ich wollte ins Mittel treten. Ich stellte mich den aufgebrachten und betrunkenen Handwerksburschen entgegen, hielt sie auch durch mein Zureden eine Zeitlang zurück; aber hinter dem erstern Haufen stürmte bald ein anderer herein. Sie hieben mir nach den Armen und dem Kopfe, und endlich erhielt ich einen solchen Schlag, daß ich ohne alle Besinnung zur Erde fiel, und wie todt nach Hause getragen wurde.

Nun waren alle meine Hoffnungen und Aussichten dahin. Ich hatte drei Wunden an dem Kopfe, worunter eine so gefährlich war, daß man für mein Leben fürchtete. Zwei Zähne wurden mir ausgeschlagen. Meine Kleider waren zerrissen und blutig, und meine Sackuhr entwendet. Ich mußte mehrere Monate liegen, ohne daß ich ausgehen konnte, und gerade zu der Zeit, wo ich während der Kaiserkrönung mein Glück befördern konnte, war ich an Geist und Körper unbrauchbar zu aller Arbeit und Geschäften. Durch die gute Pflege meiner Braut und der Wundärzte wurde ich

*) Siehe Johann Heinrich Vogt, ein Denkmal.

zwar wieder hergestellt; allein die Sachen hatten sich nun gänzlich geändert. Die täglich weiter greifende Revolution hatte den Kurfürsten gegen alle Gelehrte, und eine Zeitlang sogar gegen Johann von Müller, mißtrauisch gemacht. Er war beständig mit Emigranten umgeben, welche dies Mißtrauen unterhielten. Er stellte sich mit an die Spitze der ersten Koalition gegen die französische Revolution; und als nach der Krönung des Kaisers Franz II. das große Fürstenfest in Mainz so herrlich gegeben wurde, schien mir dies im Geiste der letzte Glanz des ehemals so blühenden und glücklichen Kurstaates zu seyn *).

Ich hatte zu der Zeit eine Unterredung mit dem damaligen kaiserlichen Gesandten Grafen von Schlick, dem preußischen Gesandten von Stein und Johann von Müller, worin ich offen meine Bedenklichkeiten über den Krieg und seine Folgen sagte. Ich trug ihnen daher noch einmal obiges Projekt zu einem neuen Fürsten- oder Neutralitätsbunde vor. Auch schrieb ich eine Schrift unter dem Titel: Geschichte der französischen Revolution vom Jahre 1355, zur Warnung für Aristokraten

*) Dieses letzte Fest war gewiß eins der herrlichsten, welche jemals in Mainz gegeben wurden. Der Kaiser, die Kaiserin, die Könige von Preußen und Neapel, die französischen Prinzen, die geistlichen Kurfürsten und über 30 andere Fürsten waren in Mainz versammelt. Die Illumination der sogenannten Favorite glich einem Feenschlosse.

und Demokraten, worin ich die Folgen der jetzigen Explosion durch Beispiele warnend angab. Ich wurde nicht mehr gehört. Der Krieg war beschlossen, und schon am Ende des ersten Feldzuges Mainz von den Franzosen erobert. Ich hatte nun freilich die traurige Genugthuung, daß meine Warnungen gegründet waren; allein die schönen Länder am Rheine sind nun einmal das Theater eines doppelt verwüstenden Krieges geworden, und das Vertrauen, welches ich zuvor bei Hof und den Ministern hatte, war gänzlich verschwunden. Vom Jahre 1792 bis 1802 wurde ich durch die Stürme der Revolution hin und her geworfen. Von Haus, von Familie und allem, was mir lieb war, getrennt, mußte ich öfter darauf denken, wie ich mir und meiner Frau die Nahrung durch Mahlen verdienen wollte.

Ich will diesen zweiten Theil (oder diese sieben magern Jahre) meiner Lebensgeschichte und alle die sonderbaren traurigen Auftritte, welche ihn merkwürdig machen, ein andermal schildern. Hier nur noch so viel davon.

Im Jahre 1802 sahe ich das alte deutsche Reich und unsern alten Kurstaat zertrümmern und mit ihm fiel auch sein letzter Kurfürst, Friedrich Karl, der beide so lange vertheidigt hatte. Sein Nachfolger, der jetzige Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, zeigte sich schon lange als meinen Gönner und Freund. Er vertraute mir die fürstliche Bibliothek und reiche Kupferstichsammlung an, welche ich klassisch ordnete; er nahm mich mit nach Paris zur Krö-

nung des Kaisers Napoleon, wo ich mir neue Kunst- und Gelehrten-Kenntnisse sammelte *), und machte mich zu seinem geheimen Legationsrathe, zu seinem Kurator des Schulwesens in Frankfurt und zum General-Direktor der großherzoglichen Archive.

Da ich während der Zeit mein Werk über das System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit und meine Staats-Relationen geschrieben hatte, so erhielt ich auch sehr vortheilhafte Dienstanträge von der baierischen, badischen, französischen, russischen und andern Regierungen, welche ich alle, aus alter Anhänglichkeit an meinen Fürsten und Vaterland, ablehnte. Aber auch diesmal, wie bei meiner ersten Anstellung in Mainz, fand ich, daß selbst Ruhm und die Gnade der Fürsten gefährlich werden können, wenn man sie noch nicht so befestigt sieht, daß man damit seine Gegner niederschlagen kann. Wenn nämlich die Neider oder heimlichen Feinde merken, daß sie einem durch böse Nachreden oder Verläumdung nicht beikommen können, thun sie es durch falsches Lob. Meine Scheinfreunde erhoben daher meine Talente und Kenntnisse, aber sie bemerkten immer hämisch dabei: daß man einem Genie keine Fesseln anlegen, das heißt in ihre wahre Absicht übersetzt, keine regelmäßige Geschäfte anvertrauen dürfe. Dies alles soll

*) Siehe meine Staats-Relationen, IV. Band. Paris und London.

mich aber nicht abhalten, auf meinem gegenwärtigen Posten, als Archivdirektor, sowohl dem Staate als dem Geschichtsstudium noch gute Dienste zu leisten.

Aus dem, was ich aus meiner Lebensgeschichte angeführt habe, wird man sehen, daß ich mich immer bestrebte, zum Wohl meiner Mitbürger und der Menschheit zu arbeiten, daß aber auch immer ein Zufall oder ein Unglück dazwischen kam, wenn ich auf dem Punkte stand, wirklich etwas Gutes auszuführen. Der nämliche Geist wird auch in meinen Schriften nicht zu verkennen seyn. Auch hier hat mich Krankheit, Ortsveränderung und Unglück an der gehörigen Ausführung und Vollendung gehindert. In allen meinen Unternehmungen und Arbeiten findet man Stückwerk und Ruin.

»Es ist ein unsers harten Zeitalters würdiges Sophis»ma, sagt Chateaubriand, wenn man behauptet, daß die »guten Werke nur im Unglücke zu Stande kämen: es ist »nicht wahr, daß man gut schreibe, wenn man leidet. »Alle feurige Menschen, welche sich dem Dienste der Mu»sen weihen, lassen sich noch vielmehr von Schmerzen hin»reißen, als gemeine Seelen. Die großen Geister pflegen, »wie die großen Flüsse, ihre Ufer zu überschwemmen.«

Wenn ich nun meine Schriften durchlese, so muß ich bekennen, daß vielen davon noch die Korrektheit und Ründe fehlt, welche sie, um vollkommen zu seyn, hätten erhalten

müssen; aber wenn ich auf der andern Seite ihren Gehalt, die Richtigkeit der Darstellung und das Wahre in der Lehre betrachte, so glaube ich dadurch von der deutschen Nation doch einigen Dank zu verdienen. Unter den vielen historischen oder politischen Schriften, welche in Deutschland erschienen sind, werden sich die meinigen gewiß durch Eifer für das wahre Wohl der Nation, durch die Angabe der Mittel zu ihrer Erhaltung und durch eine frühe Warnung vor künftigem Unglück auszeichnen. Man lese mein Werk über die Europäische Republik, das System des Gleichgewichts, die Geschichte der französischen Revolution vom Jahre 1255, meine Geschichte der Deutschen für Mütter, meine Staatsrelationen und die deutsche Nation und ihre Schicksale; und ich habe keine weitere Beweise davon anzugeben. Indessen sind diese meine Werke entweder nicht genug gewürdigt oder beherzigt worden, und mir bleibt nichts, als die traurige Genugthuung übrig, daß meine Ansichten und Warnungen nicht ungegründet waren *). Damit aber

---

*) Die billigsten Urtheile über meine Schriften sind von Archenholz in seiner Minerva, wo er sagt: »Diese »Schrift (das System des Gleichgewichts) verdient gelesen, ja studirt zu werden, welches aber in unsern frivolen Zeiten schwerlich geschehen wird;« und von dem seligen Diphold in de la Motte Fouqué's Musen: »Die Geschichte ist die rechte Philosophie in Beispielen, die ächte Weltweisheit, die, wie

meine Arbeiten nicht ganz zu Grunde gehen und fruchtlos werden, will ich den jungen Geschichtsforschern folgende Bemerkungen über die Geschichte, und die Art und Weise, wie ich sie am besten behandelt und benutzt glaube, in Form eines Testaments hinterlassen. Vielleicht führt mit der Zeit ein genialischer Jüngling das aus, woran mich Zeit und Umstände verhindert haben; und so hätte ich doch nicht ganz fruchtlos gearbeitet.

Die Weltgeschichte muß, meines Erachtens, dreimal studirt werden; einmal nämlich, um das Material dazu aufzufinden, dann um selbiges in ein gehöriges System zu bringen, und endlich sie zu seinem und anderer Nutzen anzuwenden.

»alle solide Kenntniß, schwere Opfer heischt, und nicht »in eitlem Spiel durch Räsonnement und Kontemplation »gewonnen wird. Von dieser Ansicht waren die ächten »Geschichtschreiber aller Zeiten, ein Thucydides, »Polybius, Livius, Sallustius, Tacitus, »Machiavelli, Johann von Müller, durch»drungen; in solchem Geiste sind auch Vogts Schrif»ten abgefaßt. An allem, was dieser uns bisher gege»ben, sind besonders drei Stücke zu loben. Der ächt »historische Geist, der sich in dem wechselseitigen »Durchdringen des Allgemeinen und Besondern, des »Ganzen und der Individualität, wie in der Liebe gegen »alle Zeiten beurkundet; das redliche, freie Gemüth, »welches durch kein Verhältniß, keine Authorität, keine »Furcht beengt wird, und die Klarheit, in welcher »er sein Wissen darstellt.«

Als ich die Geschichte zu meinem Lieblings- und Berufsstudium machte, hatte ich schon viele Bücher darüber gelesen. Es waren entweder die klassischen Werke, welche ich von den Schulen her kannte, oder einzelne gut geschriebene Geschichten neuerer Schriftsteller, als von Robertson, Hume, Goldschmitt, Bossuet, Gibbon, Schmidt, Voltaire, Machiavelli, Montesquieu und andere. Ich fand aber bald, daß jeder dieser neuern Geschichtschreiber entweder die aufgefundenen Thatsachen nach seiner eignen Ansicht geordnet, oder auch manchmal die Darstellung älterer Zeiten nach seiner gemodelt habe. Es blieb mir daher kein anderes Mittel, auf den Grund zu kommen, übrig, als an die Quellen selbst zu gehen; und da stellte sich mir dann der Geist der Völker und Zeiten öfter ganz anders dar, als ich ihn in diesen neuern Schriften fand. Wie kann auch ein späterer oder fremder Schriftsteller die Geschichte eines Volkes oder Zeitalters so gut beschreiben, als einer, der darin gelebt und alles mit eignen Augen gesehen hat? Freilich mag bei letztern Nationalliebe und Parteilichkeit die Begebenheiten öfter entstellen; aber der Geist und die Thaten eines Volkes und eines Zeitalters können wohl von Niemand besser dargestellt werden, als einem gleichzeitigen. Er ist selbst ein Theil davon, er ist der Spiegel, welcher von dem, was sich um ihn her bewegt, das treueste Bild giebt. Selbst die Schreibart und der Styl der Zeit

drückt sich durch ihn aus. Daher beschreiben auch der einfache Joinville oder die Limburger Chronik die Thaten ihrer Zeit deutlicher und ansichtlicher, als die noch so gebildeten Geschichtschreiber späterer Zeiten; es ist sogar glaublich, daß Sallustius und Müller darum den alten Styl der Fastes oder der Chroniken nachgeahmt haben, um dem Geiste des Volkes treuer zu bleiben, dessen Geschichte sie beschreiben wollten.

Diesem zufolge spürte ich also den Quellen nach, so viel ich deren finden konnte. Ich fieng mit den ältesten Sagen des Orients an, weil in diesem Erdtheile, aller Wahrscheinlichkeit nach, die erste zarte Pflanze der Menschheit entwickelt wurde; da wir aber von den alten Indiern, Babyloniern, Persern, Aegyptern, Sinesen ꝛc. kaum noch einige Bruchstücke übrig haben, hielt ich mich vorzüglich an die Mosaischen Bücher und die Geschichte des jüdischen Volkes. Nach diesen ältesten Urkunden schienen mir die Bruchstücke der alten griechischen Dichter, besonders Homers Epopeen, Pausanias und Herodots Geschichten die brauchbarsten. Wie die Bücher Moses das Gepräge des einfachen Patriarchen- und Hirtenlebens tragen, so sind die umständlichen Beschreibungen Homers und Herodots mit ihren Mythen und Mährchen ein treuer Spiegel des Heldenalters. Es kann wohl seyn, daß der letztere Geschichtschreiber den Geist und die Thaten der orientalischen Völker, welche er

beschrieb, nicht so rein dargestellt hat, als die seiner Griechen; allein er hat doch die orientalischen Länder bereiset, selbst ihre Sitten gesehen, und sich Mühe gegeben, von ihren Priestern und Gelehrten so viel zu erfahren, als er zu seinem Werke dienlich glaubte. Er ist daher dem Klesius und Diodor von Sizilien vorzuziehen, deren Geschichte entweder entstellt oder räsonnirt erscheint. Indessen verglich ich doch letztere Geschichtschreiber, und besonders die orientalischen Sagen und Alterthümer mit ihm, und da, wo von einigen Völkern seine Nachrichten zu kurz sind, z. B. von den Phönizern, Hebräern ꝛc., ersetzte ich sie aus andern Geschichtsbüchern.

Um den Geist der Griechen in ihrer glänzenden Periode ganz zu fassen, las ich zu gleicher Zeit die Werke ihrer berühmten Dichter, Philosophen, Gesetzgeber und Redner, den Pyndar, Aeschilos, Sophokles, Aristophanes, Demosthenes ꝛc. Ich studirte ihre Kunstwerke, und gieng alsdann mit Hilfe des Plutarch, Thucydides und Xenophon die Geschichte ihrer bürgerlichen Kriege, und im Arrianus, Curtius und andern Geschichtschreibern jene des Alexanders durch.

Zur Geschichte nach diesem berühmten Eroberer legte ich den scharfsinnigen Polybius zum Grunde, und verglich damit den Diodor von Sizilien, und den Dionys von Halikarnas.

Die Geschichte von Karthago suchte ich zuerst in jener von Phönizien auf; verglich damit, was einige griechische Schriftsteller, besonders Aristoteles und Polybius sagen; alsdann kam ich zu den Römern, wo ich mich hauptsächlich an Livius, Diodor und Dionys halten mußte. Um aber doch einige Kenntniß des alten römischen Geistes zu erhalten, studirte ich die Bruchstücke der zwölf Tafeln und der ersten römischen Geschichtschreiber.

Bei den bürgerlichen Kriegen diente mir hauptsächlich der männliche, altrömisch schreibende Sallustius. Mit ihm verband ich den Appinius, Vellejus Paterculus, Dio Cassius, den feinen Cicero und den geistreichen Julius Cäsar. Dabei benutzte ich für die einzelne Heldengeschichte den Plutarch.

Bei der Regierung des Augustus las ich zugleich mit den Geschichtschreibern die lateinischen Dichter, Redner und Philosophen, den Plautus, Terentius, Virgilius, Ovidius, Horatius, Seneca, Cicero ꝛc. und betrachtete die römischen Kunstwerke in Kupferstichen oder Abdrücken.

Die Geschichte des Christenthums war mir ein neues Studium. Ich las die Evangelien, die Apostelgeschichte und ihre Briefe, die Väter und Kirchenskribenten.

Bei der Kaisergeschichte bis zum Verfalle des römischen Reichs legte ich den Tacitus zum Grunde und verglich damit den Suetonius, Dio, Herodianus und die Historia Augusta rc.; die alte Geschichte beschloß ich mit dem Ammianus Marcellinus.

Die neuere europäische fing ich mit des Tacitus Werke: de moribus germanorum, und dem Julius Cäsar an, und verglich damit die spätern deutschen Gesetze und Gebräuche. Ich legte hierauf den ersten Theil von Robertsons Geschichte Karls V. und auch, der freien Bemerkungen wegen, Voltaire's allgemeine Weltgeschichte zum Grunde. Ich fand aber bald, daß beide die Geschichte des Mittelalters einseitig geschrieben haben, und machte mich wieder an die Quellen. Nun muß ich freilich gestehen, daß mir die Werke eines Gregorius von Tours, Fredegars, Jornandes und die lateinischen Geschichtsbücher des Mittelalters durchzulesen, viel Mühe machten. Ich konnte auch einige, wie z. B. des Zurita Annalen von Arragonien, gar nicht auf unserer Bibliothek finden. Der damals in Mainz angestellte Bibliothekar Dieze verschaffte mir die Auszüge davon, welche ich brauchte, von Göttingen; allein ich fand doch darin einen Schatz von großen Begebenheiten, welche spätere Geschichtschreiber entweder nicht ausführlich genug bemerkt, oder ganz übersehen hatten. Die Sammlungen, welche unter dem Titel scriptores rerum herausgekommen sind,

thaten mir vortreffliche Dienste. Noch mehr Aufschluß über den Geist des Mittelalters gaben mir die Chroniken und Geschichtbücher, welche in eines jeden Volkes Muttersprache geschrieben waren; denn darin ist der Karakter eines jeden so ganz bieder und treu ausgedrückt.

In der deutschen Geschichte bin ich sogar bis auf die Chroniken einzelner Städte und Fürstenthümer, besonders der rheinischen, eingegangen. Dieser Lesung verdanke ich auch die Ansicht dieser Zeiten, welche ich in der Europäischen Republik und der Historischen Darstellung des europäischen Völkerbundes und meiner Geschichte des Rheins dem Publikum mitzutheilen versuchte.

Um den Geist des Zeitalters ganz zu fassen, studirte ich auch hier die Alterthümer, die Minne- und Volkslieder, die Heldengedichte, die Romane, die Werke der Scolastischen Philosophie und die Bilder des Mittelalters, besonders der altdeutschen und altitalienischen Schule, wovon ich überall noch Ueberbleibsel finden konnte.

Bei der orientalischen Geschichte zog mich vorzüglich jene der Araber und Muselmänner an. Sie führte mich bis in die Zeiten der Patriarchen zurück. Mit Mohamed und seinem Koran begann eine neue glänzende Periode. Abufeda, Reiske, Herbelot und Assemanns orientalische Bibliothek thaten mir dabei große

Dienste. Die Geschichte der Türken hatte für mich viel Merkwürdiges, obwohl des de Ginges Werk eine ungeheuere Kompilation ist. Am wenigsten behagte meinem Gemüthe die Geschichte der Bizantiner. Ich las sie mit Widerwillen. Indessen überwand ich mich, von der Hand des Gibbon geleitet, und durchsuchte näher dieses schlechte Stück menschlicher Ereignisse. Am Ende fand ich es darum sehr lehrreich, weil man darin einen treuen Spiegel abgearteter Menschheit findet. Des Tacitus Annalen flößen auch Abscheu oder Verachtung ein; allein die Vortrefflichkeit des Geschichtschreibers, und selbst die Wiederaufwallungen des alten Römergeistes, im Gegensatze deutscher Einfalt, fesselt den Leser auch an die ärgerlichsten Auftritte; aber in der bizantinischen Geschichte findet man beinahe nichts, als ekelhaften theologischen Wortstreit, feige Vergiftung und niederträchtige Ergebenheit.

Die Geschichte der Sinesen, Japaner, Amerikaner ꝛc. studirte ich erst bei der Geschichte der neuen Entdeckungen, welche die Portugiesen und Spanier in der Welt gemacht hatten.

Wie die Geschichte sich mehr unsern Zeiten näherte, brauchte ich auch mehr oder weniger neue Geschichtschreiber. Mit den Werken eines Guichardini, Sleidan, de Thou, Puffendorf und Grotius verband ich auch jene eines Hume, Robertson, Voltaire, Schmidt, Müller ꝛc. Nach dem Jahrhundert Lud-

wigs XIV. trat ein König (Friedrich II.) selbst als Geschichtschreiber der Begebenheiten auf, wovon er der Held war. Materialien zur Geschichte meiner Zeit habe ich mir selbst gesammelt *).

Nachdem ich die Quellen so durchgegangen hatte, schnitt ich mir von alten oder wohlfeilen Ausgaben der Geschichtbücher, welche ich auf Versteigerungen oder dem Gerümpelmarkte gekauft hatte, einen ganzen Codex der Weltgeschichte zusammen, füllte die Stellen, welche ich nicht gedruckt haben konnte, durch Abschriften aus, und ließ ihn in ungefähr dreißig bis vierzig Bänden zusammen binden, wovon ich aber jetzt nur noch zwei besitze; die übrigen sind mir während der Belagerung von Mainz weggekommen.

Aus diesen einzelnen Theilen bildete ich mir endlich ein System. Ich betrachtete nämlich zuerst die Weltgeschichte als einen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen oder Folgen; so wurde sie mir ein philosophisches System oder eine Philosophie der Geschichte, wie sie z. B. Iselin, Home, Herder und andere bearbeitet haben. Alsdann betrachtete ich sie

*) Von den klassischen Schriften und historischen Quellen, welche ich durchstudirt und exzerpirt habe, habe ich einen räsonirten Katalog in dem IV. Bande I. Heft der Europäischen Staats-Relationen, unter der Aufschrift, Paris und London, Seite 71, abdrukken lassen.

als eine göttliche Anstalt, als eine göttliche Schule der Menschheit und Religion, und so wurde sie mir ein theologisches System, eine Theologie der Weltgeschichte, eine Theodicee. So habe ich sie in meinem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit behandelt.

Nach dieser vorgenommenen Geschichtsforschung zog ich mir aus den gegebenen Fällen und Beispielen das Nützliche und Brauchbare für das gemeine und öffentliche oder auch geistige Leben ab, und so wurde sie eine praktische oder pragmatische Geschichte; wie sie unter den Alten Thucydides, Xenophon, Polybius, Aristoteles, Plutarch, Livius, Sallustius und Tacitus rc.; unter den neuern Machiavelli, Hume, Robertson, Montesquieu, Müller, Mably, und ich in den Schriften über die Europäische Republik und die deutsche Nation und ihre Schicksale, benutzt haben. Auf diese Weise wird sie nützlich und ein Vorbild für den Hausvater, den Staatsmann, den Feldherrn, Minister, Gelehrten, Regenten und Philosophen rc.

Diese Sammlung ordnete ich alsdann systematisch zusammen, und machte mir, zum Behufe meiner Vorlesungen, einen Auszug davon *). Ich reihete die Materialien

*) System der Weltgeschichte. Mainz.

entweder chronologisch nach Völkern, oder synchronistisch nach allgemeinen, die ganze Menschheit umfassenden Begebenheiten an einander. Erstere Art wählte ich, um das Eigene und Besondere der Völker zu studiren, und die Begebenheiten nach Jahrgängen und Jahrhunderten auf einander folgen zu lassen; die letztere Art gewährte mir einen allgemeinen Uiberblick, und bestimmte mir zu gleicher Zeit die Epochen, unter welche ich das Ganze bringen konnte.

Diese Epochen sind folgende, welche schon, nach der Natur der Begebenheiten, wie ein genealogischer *) Stammbaum aus einander hervorgehen, und welche in meinem historischen Testamente ausgeführt erscheinen werden.

I. Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts.
II. Die Patriarchen-Zeiten.
III. Die erste Staaten-Gründung.
IV. Die erste Kolonien-Stiftung.
V. Die Heldenzeiten.
VI. Verfall der orientalischen Völker.
VII. Die großen Reiche im Oriente.
VIII. Die Gesetzgebungen der occidentalischen Völker.

*) Siehe Staats-Relationen VII. Bandes drittes Heft: Genealogie des Menschengeschlechts, mit einer genealogischen Tabelle der Begebenheiten.

IX. Die Künste und die Wissenschaften.

X. Die Kriege um die Freiheit.

XI. Die Sophisten.

XII. Die Bürger- und Unterdrückungs-Kriege.

XIII. Die Cäsare.

XIV. Die christliche Religion.

XV. Die zweite Völkerwanderung und das Reich Karls des Großen.

XVI. Mohamed und die Muselmänner.

XVII. Das Lehen-System und die Macht der Päpste.

XVIII. Die Reiche der Mogole und Türken im Oriente.

XIX. Der Hansee-Bund.

XX. Die neuen Gesetzgebungen.

XXI. Das Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften.

XXII. Die Entdeckungen neuer Welttheile.

XXIII. Die Kirchen Reformation.

XXIV. Die Kriege für Religion und das politische Gleichgewicht.

XXV. Das Uibergewicht der Bourbone und schwedischen Könige.

XXVI. Das Jahrhundert Ludwigs XIV.

XXVII. Die Veränderungen in dem politischen Systeme und der siebenjährige Krieg.

XXVIII. Die französische Revolution und das Reich Napoleons.

Epochen für die Chronologie der Weltgeschichte.

Für die alte Geschichte, nach Erschaffung der Welt.

I. Die Patriarchen-Zeiten und erste Völkerwanderung. 1800 — 2000.

II. Die erste Völker-Bildung. 2000 — 2200.

III. Die Kolonien. 2200 — 2400.

IV. Die Heldenzeiten. 2400 — 2800.

V. Die Zerstörung von Troja und die daraus erfolgende Collision zwischen dem Oriente und Occidente. 2800 — 3000.

VI. Verfall der Völker des Orients und Gesetzgebungen der Völker des Occidents. 3000 — 3200.

VII. Unterwerfung des Orients und blühender Zustand des Occidents. 3200 — 3400.

VIII. Das persische Reich im Oriente und die Republiken im Occidente. 3400 — 3600.

IX. Eroberungen Alexanders im Oriente und Macht der Römer im Occidente. 3600 — 3800.

X. Uibermacht der Römer im Occidente und der Parther im Oriente. 3800 — 4000.

XI. Christus und die Cäsare. 4000 — 4200.

XII. Zerstörung des römischen Reichs durch die nordischen Völker. 2200 — 2400, oder 400 Jahre nach Christi Geburt.

Für die neue Geschichte, nach Christi Geburt.

I. Die zweite Völkerwanderung. 400—600.

II. Die Gründung des Kalifats durch Mohamed im Oriente und der deutschen Staaten im Occidente. 600—800.

III. Karl der Große im Occidente und Harun al Raschid im Oriente. 800—1000.

IV. Die päpstliche Macht im Occidente und Verfall des Kalifats im Oriente. 1000—1200.

V. Die Frei-Städte im Occidente und die Eroberungen der Mogolen im Oriente. 1200—1400.

VI. Die Entdeckung von Amerika und die Reformation. 1400—1600.

VII. Das Gleichgewicht durch den westphälischen Frieden. 1650—1800.

VIII. Die französische Revolution und das Kaiserreich Napoleons.

Dies wäre also das historisch-chronologische System; das philosophisch-theologische habe ich bereits in meiner Theodicee der Weltgeschichte dargestellt. Ich versuchte darin, die abstrakten Sätze der Philosophie mit den natürlichsten und gangbarsten Begebenheiten des menschlichen Lebens in Harmonie zu bringen, und durch die ganze Geschichte des häuslichen und öffentlichen Lebens zu zeigen, daß nur Gerechtigkeit zum Glück, Ungerechtigkeit aber Menschen, Staaten und Völker zum Unglück führen.

Ich gab daher diesem Werke drei Theile, worin ich im ersten die Verhältnisse des einzelnen Menschen und der Familie, in dem zweiten jene des Staats, und in dem dritten jene der ganzen Welt entwickelte, und diese nach den Grundsätzen der ewigen Gerechtigkeit prüfte.

Schon dieses Werk ist zu gleicher Zeit in Rücksicht der Anwendung eine pragmatische Weltgeschichte; noch mehr aber findet man die pragmatische Bearbeitung der Geschichte in meinen andern historisch-politischen Werken, z. B. der europäischen Republik, der historischen Darstellung des europäischen Völkerbundes ꝛc. ꝛc.

Aus diesen meinen pragmatischen Schriften habe ich nun einen Auszug gemacht, und denselben zu einem besonders nützlichen Zwecke vereinigt oder vermehrt. Wie nämlich Plutarch die Lebensbeschreibungen einzelner großer und merkwurdiger Männer zusammenstellte, um den künftigen Volks- und Staatsfuhrern lehrreiche Beispiele zu geben, so habe ich aus allen großen Beispielen, welche ich in der Geschichte fand, für eine jede Klasse von Menschen ein eignes pragmatisches Handbuch, oder, wie man sonst sagt, vade mecum, zusammengeschrieben, worin jeder das finden kann, was große Menschen in gegebenen Umständen gethan, und was für Mittel sie angewendet haben, zu ihrem Zwecke zu kommen. Wie ich also in meinem einundzwanzigsten Jahre Professor der Geschichte für Jünglinge wurde,

und mir schmeicheln kann, manchen guten Kopf und manchen rechtschaffenen Mann durch meine Vorlesungen gebildet zu haben, so will ich jetzt in meinem sechs und fünfzigsten Jahre noch einmal Professor der Geschichte für Männer werden. Da nun Alexander, Julius Cäsar, Gustav Adolph, der Prinz Eugen, Friedrich II. und selbst Napoleon öffentlich bekannten, daß sie ihre Regenten- und Feldherrn-Kenntnisse vorzüglich der Geschichte zu verdanken hätten, auch so viele große Staatsleute und Minister, wie Moses, Thucydides, Xenophon, Polybius, Julius Cäsar, Tacitus, Eginhard, Machiavelli, Guichardini, de Thou, Sully, Algarnon Sidney, Forstner, Oxenstierna und Herzberg selbst Geschichtsschreiber waren, so glaube ich dadurch der Nachwelt ein recht brauchbares und nützliches Werk zu hinterlassen. Es enthält folgende Aufschriften: Der Hausvater. — Der Künstler. — Der Gelehrte. — Der Handelsmann. — Der Gesetzgeber. — Der Staats-Minister. — Der Finanzier. — Der Feldherr. — Der Fürst. — Der Philosoph. — Der Religions-Lehrer oder Religions-Stifter. Für Weiber habe ich die Geschichte der Deutschen geschrieben. Wenn mir Zeit und Muse übrig bleibt, so werde ich dieses nützliche Werk selbst noch vollenden; ist dieses nicht, so will ich es irgend einem geistvollen jungen Ge-

schichtsforscher hinterlassen, welcher es alsdann ausarbeiten und dem Publikum übergeben kann *). Das nämliche will ich auch mit meinem Manuskripte über die Geschichte meiner Zeit thun.

Als General-Direktor der wichtigsten deutschen Archive wird mir Zeit und Gelegenheit bleiben, der Nachwelt schätzbare Beiträge für die deutsche Geschichte zu hinterlassen. So viel will ich einstweilen in diesem Rheinischen Archive von meinem historischen Testamente mittheilen. Das Ganze wird, hoffentlich, nächstens erscheinen. In einem der nächsten Hefte werde ich den Plan einrücken lassen, wie ich die in den Archiven und Bibliotheken gesammelten Materialien zu einer vollständigen Geschichte der Deutschen zu ordnen gesonnen bin. Ich habe davon schon ein noch unvollständiges Schema vor meinem Werke: Die deutsche Nation und ihre Schicksale, abdrucken lassen. Ich hoffe, dadurch einem künftigen Geschichtschreiber der deutschen Nation gut vorgearbeitet zu haben, und so mögen dann andere das ausführen, woran mich, wie ich bereits gesagt habe, Zeit und Umstände verhinderten.

*) Ein jeder junge Geschichtsforscher kann es, wenn er Lust hat, es auszuarbeiten, bei mir einsehen, und wenn ich ihn für einen guten Menschen halte, auch haben.

III.

Briefe vom Lande.

II.

Niederweltheim, den 29sten April.

Nehmen Sie den Brief, den ich Ihnen, unter dem 20sten dieses, geschrieben habe, nicht in Ihre beliebte Zeitschrift auf, dann bin ich ein prostituirter Mann. Ich habe das Schreiben, wie es unter den guten Schriftstellern löbliche Sitte ist, einigen vertrauten Freunden, das heißt unserm ganzen Dorfe, vorgelesen und deklamirt; und weil bescheidene Selbstrezensionen und Selbstbiographien doch an der Tagesordnung sind, viel Rühmliches von dem Dinge gesagt, das nächstens in der besten deutschen Zeitschrift, nämlich dem Rheinischen Archive, erscheinen sollte. Ich dachte so: Streichst du das Journal recht heraus, in das dein Brief hoffentlich kommen wird, dann denkt man um so vortheilhafter von dem Briefe selbst, auf den doch ein Theil von der Glorie der Zeitschrift zurückstrahlt. Dann bedachte

ich auch, daß Sie, oder Ihre Mitarbeiter, mir bei Gelegenheit eins versetzen könnten, wenn ich Sie nicht nach Gebühr lobte, weil es doch die meisten rezensirenden Blätter so machen, die bei der Kritik eines Werkes weniger auf dieses, als auf den Mann sehen, der es gemacht hat. Ein Mensch muß, heut zu Tage, wenig gelernt haben, der sein Lob, seine Religion, seine Liebe und Tugenden nicht eben so gut auf Zinsen leihet, als sein Geld, und oft noch besser. Dies, mein theuerster Mitherausgeber, sind die Gründe, aus denen ich das Rheinische Archiv die beste deutsche Zeitschrift genannt habe, mögen sich auch das Morgenblatt, die Miszellen für die neueste Weltkunde oder die Zeitung für die elegante Welt schwarz und blau darüber ärgern.

Zu welcher Reputation ich es aber in dem Dorfe, durch diesen Brief, den es erst im Manuskripte gelesen hat, brachte, können Sie kaum glauben. Ich gelte jetzt für ein ordentliches Glied des hiesigen gelehrten Standes, der in der ganzen Welt der geachteteste und ärmste ist. Der Pfarrer selbst, der sonst steif und gerade, wie eine Kirchenfahne, an mir vorüberzog, honorirt mich öffentlich und lächelt mir, im Vorbeigehen, recht freundlich zu, so wie ein vornehmer Mann beiläufig einem gemeinen, dem er schuldig ist.

Der Schulz sogar zeichnet mich vor der versammelten Gemeinde aus. In jedes Herrn Land, sagte er jüngst, sollte die Gelehrsamkeit geachtet und die Preßfreiheit geschützt werden, wie hier in Niederweltheim; denn die Publizität

ziehe verborgene Verdienste und Tugenden, wie versteckte Schlechtigkeiten, ans Tageslicht, und bringe Wahrheiten in Kurs, wie Handel und Wandel das Geld.

Unser Schulz ist, wie Sie sehen, fein, und für einen Dorfregenten politisch genug. Weil er sieht, daß meine Sachen gedruckt werden sollen, was er nicht hindern kann, so denkt der schlaue Fuchs, er wolle mich bestechen mit seinem Lobe, daß ich ihn den August, den Ludwig XIV., den Mäcenas von Niederweltheim heiße, und sein Jahrhundert das goldne, wie es die Schriftsteller den großen Herren, für Geld und gute Worte, in Rom und Frankreich, und in jedes Herrn Lande gethan haben, und noch tagtäglich thun. Mich kann er gar nicht leiden, das weiß ich; aber er verbirgt es, und preiset Künste und Wissenschaften, und Publizität und Preßfreiheit, und ist ihnen doch gram, wie jeder Despot, weiß es aber auch zu verbergen, wie ein solcher. Machiavell soll gesagt haben, ein gescheidter Prinz müsse alle Tugenden heucheln, aber keine besitzen. Das Buch hat der Dorf-Sultan gewiß nicht gelesen; aber ein kluger Kopf greift schnell, in jedem Stande, die nöthigen Maximen und Grundsätze praktisch, wie aus Instinkt, die der Gelehrte erst nach mühseligen Untersuchungen findet.

Jetzt soll wieder alles neu werden in unserm Dorfe, das heißt — alt; denn die Erde und der Mensch auf ihr drehen sich ewig im Kreise herum, aus dem Tage in die Nacht, aus der Finsterniß von Thorheiten und Verbrechen in ein

wenig Dämmerung von Vernunft und Tugend, und umgekehrt. Wir werden aber ganz neu- und wiedergeboren, wie sich der Pfarrer ausdrückt und der Schulz.

Das geht nämlich so zu: Die Religion ist während des Krieges, von dem es zu wünschen wäre, er hätte nichts gekostet als Geld und Blut, schrecklich in Verfall gerathen. Da ist keine Treue und kein Glaube mehr. Für eine Garbe Korn schwört Ihnen das halbe Dorf einen falschen Eid. Die Bursche lernen weder Lesen noch Schreiben, viel weniger was besseres, nämlich brav, fleißig und ehrlich seyn. Der Pfarrer und Schulz, und selbst der Amtmann, genießen nicht mehr die alte Achtung. Freilich sind sie selbst viel Schuld daran, wegen ihrem Betragen; denn der Respekt will verdient und eingeflößt, aber nicht nur befohlen seyn, wie die Herren meinen. In dem Kriege haben viele das allgemeine Elend zu ihrem Vortheile benutzt, und sich reich gestohlen. Die Bauern wissen es, und fluchen über die raubsüchtigen Vorgesetzten. Darüber ist das Dorf zusammengekommen, wo der Pfarrer dann, um der gesunkenen Religion wieder auf die Beine zu helfen, folgende Propositionen machte: 1) Sollen die Bauern sich freiwillig dazu verstehen, nebst dem großen Zehnten, der bis jetzt gegeben worden ist, auch den kleinen an den zeitlichen Herrn Pfarrer gewissenhaft und ehrlich abzuliefern. 2) Soll in Zukunft ein großer Opferstock an der Kirchenthüre aufgestellt werden, in den jeder, wenn er für einen guten Christen

gelten wolle, wenigstens den Sonntag etwas werfen müsse; je mehr, desto besser.

Der Schulz unterstützte die Motion des Pfarrers mit vielem Nachdruck. Auch er, fügte er dann hinzu, habe noch etwas auf dem Tapete, so etwas von einer neuen Verordnung, die dem Dorfe gewiß fromme. Jedermänniglich, hub er an, sey es nämlich bekannt, wie auch die weltliche Macht, durch die um sich greifende Anarchie, an Ansehen und Einfluß verloren habe, so daß auch der dümmste Bauer kaum die Mütze mehr rücke vor dem gescheidtesten Schulze, strecke dieser den Kopf auch noch so weit zum Fenster hinaus, wenn der Flegel an ihm vorbeigehe. Das seye die traurige und bedauernswürdige Folge der verdammten Prinzipien von Freiheit und Gleichheit, mit denen die Franzosen uns angesteckt, und deren Narrheit sie selbst, aber leider! etwas spät eingesehen hätten. Er, das heißt der Schulz, seye weit entfernt, für seine geringe Person mehr Achtung zu verlangen. Die Gemeinde thue ohnedies schon, das erkenne er dankbar, mit der wenigen, die sie ihrem unwürdigen Vorgesetzten bezeige, zu viel Ehre an; aber das Beste des Dorfes, das ihm am Herzen liege, mehr als sein eignes, fodre es. Man könne die große Wahrheit jenes ewigen Grundsatzes nicht genug beherzigen, daß, je strenger die Gesetze seyen, und je kräftiger die Gewalt, desto schüchterner werde das Verbrechen, weil es keine Hoffnung habe, je zu siegen, und so beuge man gerade durch die blu-

tigsten Verordnungen dem Blutvergießen am gewissesten vor. Demzufolge trage er darauf an, daß es, mit Bewilligung des hohen löblichen Amtes, dem Schulze in seine Macht gegeben werde, einen Bauern, oder seine widerspenstige Frau, ins Loch zu stecken, wenn sie sich gegen die Obrigkeit vergiengen; doch nicht länger als auf 24 Stunden, außerordentliche Fälle ausgenommen, die wohl jeden Tag eintreten könnten.

Der Pfarrer, der Bürgermeister und Schullehrer, wie auch die weitläufige Verwandten des Schulzen, traten dem Antrage auf der Stelle bei. Dagegen aber erhob sich die gewöhnliche Opposition, der Viehhirt, brummend. Ich begreife oft nicht, wo dieser Mensch, der doch arm ist, seine Offenheit und einen solchen Muth her hat. Vielleicht läßt sich diese Erscheinung klimatisch erklären. Da er nämlich beständig die reine Luft unter freiem Himmel athmet, so nähert er sich den Gebirgsvölkern und Wilden, bei denen die Freiheit einheimisch ist. Vielleicht ist sie auch eine Folge seiner Lebensart; denn da er bei seiner Heerde immer gebietet und nie gehorcht, so behält er diese angewöhnte aufrechte Stellung auch gegen die Menschen. Dem seye nun, wie ihm wolle, er replizirte: Es gehöre Muth dazu, sich den vereinigten Schlägen des koalisirten geistlichen und weltlichen Arms bloß zu geben, da einer allein schon kräftig genug treffe, wie die Geschichte lehre. Auch er habe Religion, das fühle er am tiefsten bei einem Gewittersturme im Wal-

de, bei dem Aufgange der Sonne, oder bei einer stillen, sternehellen Nacht; begreifen könne er aber keineswegs, was der kleine und große Zehnte, und der Opferstock damit zu thun hätten. So was sey Christo dem Herrn und seinen heiligen Aposteln nicht über die Zunge gekommen. Diese wären aber auch noch Leute gewesen, die hätten mit der That gepredigt, und mit Beispiel, aber nicht mit eitelm Gerede. Der Pfarrer, behauptete er, und der Schulz bliesen in ein Horn, um die Gemeinde vollends auszuziehen, und die Bauern, die sich weigerten, nach ihrer Pfeife zu tanzen, ins Hundeloch zu stecken. Er habe nur Vieh unter sich, aber die Peitsche und den Stock brauche er doch, [illegible], weil selbst das Vieh wisse, wer es gut mit ihm meine, und ihm gern folge. Uibrigens könne das ganze Dorf nach Belieben ins Hundeloch kriechen, wenn es wolle; er, seiner Seits, krieche nicht mit; lieber gebe er seinen Dienst auf und ziehe weiter, so selten auch heut zu Tage ein solches Beispiel sey.

Die neue Ordnung der Dinge wollte überhaupt nicht jedem behagen, und der Pfarrer und Schulz waren etwas verlegen über den bösen Geist der Widerspenstigkeit, der sich in der Gemeinde offenbahrte. Da trat der Schullehrer auf, welcher sich gern als dritte privilegirte Kaste an die beiden höchsten Stände des Dorfs anschließen wollte, und erklärte, er wisse ein Auskunftsmittel, das er aber nicht öffentlich mittheilen wolle. Darauf versammelte sich der Orts-Vorstand

in einen geheimen Ausschuß, und der Magister sprach: »Dieser Ungehorsam, von welchem sich manchmal in unsrer Gemeinde böse Zeichen äußern, ist, wenn ich anders richtig sehe, eine Folge der falschen Aufklärung, dieser Mißgeburt des achtzehnten Jahrhunderts. Einige Schulvorgesetzte bestanden darauf, der Knabe solle in dem unterrichtet werden, was er einmal als Mann zu wissen brauche. Da lernte er fertig Lesen, Schreiben und Rechnen, etwas Naturgeschichte und Naturlehre und dergleichen. Da der Bursche nun weiß, was um ihn vorgeht, selbst denkt und prüft, so wird er frech, steckt die Nase in alles, rechtet mit der Obrigkeit über seine und ihre Pflichten, und kontrolirt sogar den Einnehmer der öffentlichen Gelder, ob er nicht über die Gebuhr hebt. Mit einem Wunder läßt er sich auch nicht mehr schrecken, seitdem er so gut weiß, wie unser einer, was den Donner, Bliß und Hagel erzeugt. Der Sache, meine Herren, müssen wir eine andere Wendung geben, durch die der Bauer zu gewinnen glauben muß, wir aber wirklich gewinnen. Ein gelehrter Anstrich hat schon manchen zum Pinsel, und den Pinsel glauben gemacht, er seye was tüchtiges. Statt der neuen deutschen Sprache lehre man die alte! (Latein und Griechisch darf ich für ein Dorf nicht vorschlagen). Dieses Projekt fällt bei dem ersten Anblick auf, hat aber, bei näherer Prüfung, sehr viel für sich. Erstens muß jeder Unterricht, wenn er gründlich seyn soll, bis zur Quelle hinaufsteigen. Das neue Deutsch stammt

aber offenbar von dem alten ab, und muß demnach durch dieses erklärt und verständlich werden. Zweitens ist es so ziemlich allgemein anerkannt, daß man die wahre Poesie, und ich möchte sagen, alle ächte Weisheit nur in dem Vor- und Mittelalter findet. Das sind, meine Herren, die wahren Fundgruben, in denen sich noch mit Vortheil nach den Schätzen der Kunst und des Wissens graben läßt. Drittens ist der Mensch um so gelehrter, je weniger er sich, und andere ihn verstehen. Die Aerzte nennen keine Krankheit im gemeinen Deutsch; das brächte sie um alle Achtung, um ihre Reputation und Kundschaft. Selbst ein guter Prediger macht sein Bischen Evangelium mit einer starken Dosis von lateinischem Rothwälsch an, und passirt für gelehrt, was ihm in seiner Muttersprache nie begegnen würde. Ein wenig, oder oft besser, gar kein Sinn, muß zweideutig in einer gothischen Phrase stecken, wie ein hektisches Gesicht in einer antiken Zipfelperücke. In einer gut gesetzten Rede müssen sich die leeren Sätze, wie ein ungefüllter Darm, in die Länge ziehen lassen, daß einem gescheidten Leser der Vordersatz verloren geht, ehe er den Nachsatz athemlos erjagen kann. Glauben Sie mir: der Mensch glaubt nichts lieber, als das Unglaubliche, und findet den meisten Verstand in dem Unverständlichen. An die Stelle der Rechenkunst würde ich vorläufig etwas Astronomie setzen, die den Geist erhebt und von der Erde abzieht. Thales selbst soll ja in eine Grube gefallen seyn, die er nicht vor seinen Fü-

ßen sah, weil er seine Blicke gegen die Sterne gerichtet hatte. Dem Menschen kann man am leichtesten die nahe Erde wegputzen, wenn man ihn mit dem fernen Himmel zu beschäftigen weiß. Kurz, schloß der Schulfuchs, versteht der Bauer kein Deutsch mehr und kann einen Eichbaum nicht von einer Buche unterscheiden, dann haben der Steuereinnehmer, der Pfarrer, der Schulz und das löbliche Haingericht vor seinen naseweisen Anfragen und Untersuchungen Ruhe. Probatum est.

IV.

Ueber den dunklen Styl in Darstellung philosophischer Gegenstände.

Der Ausdruck verhält sich zu dem Begriffe, wie das Kleid zu dem Körper. »Worte sind die Kleidung der Gedanken,« (schreibt Lord Chesterfield an seinen Sohn) »deine Gedanken sollen so wenig wie deine Person in Schmutz und Lumpen aufziehen.« Bei den kultivirten Nationen giebt es zwei Hauptarten der Bekleidung; das orientalische Gewand, das sich um den Körper in überflüssigen Falten windet, und ihn kaum durch freie Bewegung seiner Glieder errathen läßt, und das abendländische Kleid, das bei nothdürftiger Bedeckung des Körpers sein Muskelspiel bemerken läßt; zwischen beiden sind unzählige Mittelarten. Eben so giebt es einen orientalischen Styl, der den Gedanken mit üppiger Fülle und drückendem Putze überladet, und den abendländischen, der in dem Kreise des Noth-

dürftigen bleibt, und mit Worten kargt. Zwischen den beiden Aeußersten liegt das Gebiet des schönen und gefälligen Vortrags: Er geht, wie nach Platonischer Dichtung der Gott der Liebe, aus der Verbindung des Bedürfnisses und des Uiberflusses hervor.

Dem männlichen Verstande, für sich genommen, genügt die bloße Beseitigung des Bedürfnisses, die weibliche Einbildungskraft liebt den Reichthum des Putzes. Jener fodert Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes, diese gefällt sich im sanften Hin- und Herschweben, und unsichern Dämmerlichte. Ihre Tochter, die Zeit, ist ihr nicht so lästig, als dem Verstande, der ihre Fesseln ungern trägt. Jene liebt darum Zeitvertreib durch Spiel, dieser Zeitersparniß durch Anwendung der kräftigsten und geschwindesten Mittel zu seinem ernsten Zwecke.

Diese Absonderung in der Abstraktion ist aber nur eine philosophische Dichtung; der Mensch ist ungetheilt, und in dem gebildeten Menschen stehen Einbildungskraft und Verstand in schönem Verein, so wie in dem weniger gebildeten eine Geisteskraft die andere nur zu oft beherrscht und unterdrückt.

Der Styl hat dem Bedürfnisse des Verstandes und der Einbildungskraft zugleich genüge gethan, wenn ihm das Prädikat der Ründung gebührt. Dieser sinnbildliche Ausdruck ist sehr bedeutend. Die Kreislinie umschließt bei dem kürzesten Umfange den größten Flächeninhalt;

ihre Konstruktion ist nach dem einfachsten Gesetze. Ründung, als Eigenschaft des Styls, schließt nicht nur das Eckigte aus, an dem sich die Einbildungskraft stößt, und bezeichnet eine Linie, an der sie sich gefällig hinbewegt, sondern sie deutet auch auf die Fülle der Gedanken bei dem geringsten Aufwande von Worten.

Auch da, wo der Gegenstand bloß Sache des Verstandes ist, gefällt das freie müßige Spiel der Einbildungskraft, so wie wieder in allen ihren jugendlichen Belustigungen der Verstand eine Beziehung auf einen ernstern Zweck fodert.

Gegenstände der Philosophie gehören dem Verstande; sie gehen auf Befriedigung eines intellektuellen Bedürfnisses, und ihre heilige Stätte würde durch Tändeleien der Phantasie nur entweiht. Hier dient die Einbildungskraft dem höhern Vermögen nicht als ebenbürtige Gehilfin, sondern als Untergebene. Sie darf eine kleine Zierrath in den Vortrag mischen, damit die Einfachheit des Styls den Schein einer drückenden Armuth verhütet; Steif und Drückend sind die gewöhnlichen Zeichen der Entseelung, und der sterbliche Mensch scheut auch an dem dürren Buchstaben das Bild des Todes. Aber wollte die Einbildungskraft den bloß philosophischen Vortrag mit dem ganzen Schmucke ihrer Reize bekleiden, so würde sie den gesunden Geschmack beleidigen.

Der Verstand fodert Klarheit und Bestimmtheit; er eignet sich einen Gegenstand an, sobald er ihn umgrenzen

kann. Ein reiner Umriß, eine mäßige Hellung, ein Gleichniß, das verständlicher als die Sache auf diese sein entbehrliches Licht zurückwirft, ein sicherer Ideengang, der den Fortschritt und Rückweg offen darlegt, und nicht das Ziel verliert, um auf Nebenwegen Blumen zu sammeln; diese Eigenschaften sind die eines guten Vortrags philosophischer Gegenstände. Diese Gegenstände sind aus der Tiefe des menschlichen Geistes und seinen nothwendigen Beziehungen zu der Geister- und Sinnenwelt hervorgezogen. Wer diesen dunklen Schacht zu beleuchten und von seinen verschiedenen verdeckten Richtungen eine genaue Karte zu zeichnen versteht, besitzt das Talent des philosophischen Vortrags.

Der dunkle Vortrag ist von allem diesem das Widerspiel; ist er noch dabei absichtlich, so ist er wahre Taschenspielerei, welche die Nichtigkeit ihrer Kunst durch Richtung der Aufmerksamkeit auf Nebendinge zu verbergen sucht; ist er unabsichtlich, so fragt man mit Recht, warum sucht der Schriftsteller nicht erst selbst zu lernen, ehe er lehren will, den Gegenstand sich selbst zu verdeutlichen, ehe er ihn andern zu erklären versucht? Wer klar und bestimmt denkt, dem fehlt es unmöglich an klaren bestimmten Ausdrücken; er denkt ja selbst mit Worten. Die Zeit göttlicher Eingebungen ist vorüber, und jeder Forscher einer philosophischen Wahrheit muß den natürlichen Weg angeben können, der ihn dahin leitete. Ich halte es für kein zu hartes Urtheil, die meisten dunkeln philosophischen Schriftsteller für Betrü-

ger, oder für Selbstbetrogene anzusehen. Es kann den ernsthaften Mann zum Lächeln zwingen, wenn er sieht, wie in unsern Tagen sich ein Philosoph nach dem andern bestrebt, seinen Kollegen vom delphischen Dreifuß zu verdrängen, um sich darauf zu setzen, und seine ungesunden Blähungen als Eingebungen des Gottes des Lichtes herauszustoßen. Die tiefe philosophische Wahrheit muß für den der Reflexion fähigen Denker eben so faßlich vorgetragen werden können, als die oberflächliche Erfahrung für den gesunden Beobachter. Daß jene ungewöhnte Richtung des Denkens mehr Mühe macht, und mehr Besonnenheit erfodert, ist begreiflich, und eben so begreiflich, daß die Selbstliebe die Blödigkeit des geistigen Auges mit der vorgegebenen Dunkelheit des Gegenstandes entschuldigt.

Man findet, daß die an Inhalt leersten Schriften oft in umbrische Dunkelheit gehüllt sind; das Leere reflektirt kein Licht, und sacharme Worte geben kein Verständniß.

Eine andere Dunkelheit entsteht, wenn die Gemeinheit der Sache in Ungemeinheit des Ausdruckes versteckt wird. Gutmüthig läßt sich der Leser täuschen, hinter dem hehren Ausdruck auch einen heiligen Sinn zu vermuthen, und so die platte Trivialität zu übersehen, die da das ganze Wesen des pompösen Vortrages ausfüllt. Seit wann gilt denn der dunkle Vortrag als Zeichen des tiefen Denkens? Und welche Regel fodert denn, daß das Gleichniß uns frem-

der seyn darf, als der Gegenstand, mit dem es uns doch bekannt machen soll?

Ein anderer Grund der Dunkelheit ist die Weitschweifigkeit des Styls. Es ist wahr, nicht jedem dient Kürze als ein Kommentar; mancher will den Gegenstand von vielen Seiten betrachten, um ihn von einer Seite, die seiner Ansicht die nächste ist, zu fassen. Aber ist der Schriftsteller seiner Sprache nicht eben so gewiß, wie seiner Sache, so weiß er nicht die Nebenbegriffe dem Hauptbegriffe unterzuordnen, und die Verwirrung endet zuletzt in einem Mißverständnisse. Die vielen Formen, in die sich sein Proteus verwandelt, machen die ihm angeborne und natürliche Gestalt unkenntlich.

Ein fernerer Grund dieser Dunkelheit ist die Unangemessenheit der Phantasie zu dem Verstande des Schriftstellers. Der größte Theil unserer Sprache ist bildlich; ein Wort hat oft eine magische Kraft, ein glücklicher Ausdruck schließt oft ein geistiges Geheimniß auf. Ist ja aus höherem Standpunkte alles Aeußere nur sinnliches Bild des Innern. Nur auf den Flügeln der Phantasie erhebt das philosophische Genie sich über die gemeine Ansicht der Dinge. Aber das philosophische Genie ist nicht ohne Beurtheilung; es unterscheidet durch angebornen Takt das willkuhrliche Geschöpf der Einbildungskraft von den Gestalten, welche die ewige Wesen der Dinge darstellen. Selbst in den Verirrungen großer Köpfe liegt oft ein reicherer Fund von Wahrheit, als in dem

ganzen gelehrten Hausrathe schulgerechter Räsonneure. Ist die Phantasie des philosophischen Schriftstellers zu dürftig und kalt, so fehlt ihm bei dem Mangel bildlicher Ausdrücke die Auswahl des treffenden Wortes, und was er sagt, stimmt nicht zu dem, was er eigentlich denkt. Hat seine Phantasie aber den entgegengesetzten Fehler, so schweift sie leicht über die Grenze des Wirklichen. Ihre willkührliche Gebilde ähneln nicht den nothwendigen Idealen der Menschheit. Die Ansichten werden phantastisch, anstatt philosophisch zu seyn, und das ganze Gedanken-System gewinnt oft den düstern Anstrich schwärmerischer Theosophie. Theosophische Schriftsteller sind meistens dunkel. Ihr Vortrag gleicht einem stummen Gespenste, das nur deutet, und der wachende Geist des Lesers findet sich nicht in dem Träumen des Sehers. Das moralische Reich hängt mit der Sonnenwelt strenge zusammen; was über jenes hinaus liegt, ist für uns unbekanntes Land; aber moralische Ideen wurzeln in das tiefe Leben des menschlichen Geistes; es sind keine individuelle Ansichten, es sind Begriffe eines allgemeinen Verstandes. Jeder hat in seinem innern Gefühle dazu den Stoff, in seiner Sprache dazu den gemessenen Ausdruck. Das moralische Reich ist bei weitem noch nicht durchforscht; aber so wie die fünf äußere Sinne zulangen zu allen noch künftigen Entdeckungen im Reiche der Natur, so muß das allen Menschen angeborne moralische Gefühl hinreichen, jede künftige Entdeckung im Gebiete der Moral zu

fassen. Ob aus diesen moralischen Gefühlen einstens bestimmt verschiedene moralische Sinne sich entfalten, ist eine für uns unauflösliche Frage. Aber mit Recht verweisen wir Jeden in die Kathegorie der Schwärmer, wenn nicht in eine noch schlimmere Klasse, der Entdeckungen und Ansichten von Dingen behauptet, die mit dem natürlichen und moralischen Interesse der Menschheit in keiner Beziehung stehen. Wir müssen noch ungläubiger seyn gegen Wunder im Gebiete des Intellektuellen, als gegen Erscheinungen, die sich nicht in die gewöhnlichen Gesetze der Sinnenwelt fügen; in jenem sind wir heimischer als in dieser.

V.

Verschiedene Gedanken.

Nemesis.

Nemesis, diese furchtbare Göttin, welche über alles wacht, was auf dieser Erde vorgeht, und die Verbrechen und Laster, mit gerechter, unerbittlicher Strenge, bestraft, ist, nach der Mythologie der Alten, eine Tochter Jupiters und der Nothwendigkeit. Das Haupt der Uibermüthigen tritt sie in den Staub, und demüthigt diejenigen, welche die Gunst des Glücks und die Geschenke der Natur nicht mit bescheidener Mäßigung zu gebrauchen wissen. Mit gleicher Strenge züchtigt sie den Monarchen auf dem Throne, der vergessen kann, daß er Mensch ist, und das eitle Weib, und den weibischen Mann, die sich auf ihre Schönheit zu viel zu gute thun, wie jeden, der in dem, was er will und thut, nicht Maaß und Ziel kennt. Die Göttin ist geflügelt, zum Zeichen, daß sie auch den Schnellesten ereilt, und trägt

in ihren Händen brennende Fackeln und Schlangen, als Werkzeuge ihres schrecklichen Richteramtes. Ihren Namen hat sie von dem griechischen Zeitworte νεμειν (vertheilen), weil es ihres Amtes ist, Strafen und Belohnungen nach Verdienst zu vertheilen.

In der Weltgeschichte, in der Geschichte der Völker und einzelnen Menschen will man diese rächende, strafende, ausgleichende Nemesis finden. Wenn auch, sagt man, die Tugend nicht immer einen vergeltenden Lohn, und das Laster nicht seine Strafe findet, dann belohnt doch jene sich selbst, wie dieses sich selbst bestraft. Soll das heißen, daß der Tugendhafte den schönsten Lohn in dem Gefühle seiner erfüllten Pflicht finde, dann ist es wahr. Aber eben so wahr ist es, daß der Verbrecher, so lange der Erfolg seine Absichten krönt, nach seiner Art und seinem Sinne, sehr glücklich seyn kann; und so ist und muß es doch Jeder seyn, um glücklich zu heißen. Was die Welt, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, Glück nennt, ist sogar öfter ein Eigenthum des Bösewichts, als des Rechtschaffenen. Wer das läugnen wollte, müßte weder die Geschichte, noch das Leben kennen. Gewalt, List, Heuchelei und Lüge siegen; auch wo der Mensch sie haßt und verabscheut, unterwirft er sich und schmeichelt ihnen. Der siegreichen Fahne des Glücks folgt die Welt; ihm liegt sie huldigend zu Fü-

ßen. Nicht allein wird der Unglückliche nur gestraft, sondern auch er nur erscheint strafbar.

Man kann nicht läugnen, daß in der seltsamen Komposition der menschlichen Natur eine starke Dosis von Niederträchtigkeit ist, von der sich auch wenige reinigen. Dem Glücke rechnet der Mensch als Verdienst an, was bei dem Unglück zum Verbrechen wird. Dem Sieger legt er sich oft huldigend zu Füßen, den er mit Füßen treten würde, wäre er der Besiegte. An einem weit gesehenen und weit um sich greifenden Manne bewundert er als Werk der feinsten Klugheit, was ihm bei gewöhnlichen Menschen ein Beweis von Einfalt wäre. Seine höchste Gottheit ist die des Glücks; nach ihr sind seine hungrigen, bittenden Blicke gerichtet; für sie wird er zum Verräther an seinem Gotte im Himmel, und an dem in seiner Brust. Könntet ihr, mit einem Zauberschlage, in einer Nacht, die Glücklichen unglücklich, und diese glücklich, das heißt, die Bettler reich, die Reichen zu Bettler, die Mächtigen unmächtig, und die Unmächtigen mächtig machen, dann hättet ihr auch in einer Nacht alle Neigungen, Ehrenbezeigungen, Huldigungen, mündliche, geschriebene und gedruckte Wahrheiten und Lügen verwechselt, und von ihren respektiven Stellen verrückt. Dieser Krebsschaden hat sich so allgemein und so tief in die menschliche Brust gefressen, daß, nach meiner Uiberzeugung, nur wenige von ihm nicht angesteckt sind. Den wir fürchten müssen, der ist gewöhnlich unsrer Achtung gewiß. In der Todes-

angst lernen die einen Gott glauben, denen ein reiches Leben und der Anblick der unermeßlichen, schönen Natur diesen Glauben nicht geben konnte. Die Furcht und der Eigennutz wirken schneller und stärker auf die meisten Gemüther, als Liebe und Dankbarkeit.

Das wahre, innere Glück, sagt man, die Ruhe des Gemüths und Gewissens, und die Zufriedenheit mit sich selbst entbehrt doch der Verbrecher; und auch hier erkennen wir die rächende Nemesis. Die gutmüthige Tugend! Der Verworfene, der in Schandthaten seine Genüsse findet; der Uibermüthige, der nur seine Uiberlegenheit fühlt, und den Schwächern als ein Wesen schlechterer Art in den Staub tritt, und seiner unmächtigen Klagen spottet; der Wucherer, der seinen zusammengeraubten Reichthum tausend Bedrückungen, Lügen und falschen Eiden verdankt, kennt keine Gewissensbisse. Wer diese noch fühlt, ist nur ein gemeiner und kein vollendeter Bösewicht. Ihr Unschuldigen habt wahrlich eine zu gute Meinung von euren Henkern und Quälern, die sich von eurem Schweiß und Blute mästen, wenn ihr ihnen zutraut, es zucke auch nur ein Blitzstrahl der Reue durch ihre dunkle Seele, um ihr todtes Gewissen durch einen Donnerschlag zum Leben zu wekken. Aus dem Todesschlafe ist kein Erwachen, oder doch erst am Tage des Gerichts. Man verachtet euch Unglück-

liche so sehr, daß man die Schuld eures Elendes nicht einmal der Reue werth achtet.

Uibrigens ist doch gewiß, daß jeder Mißbrauch, jede Störung eines billigen Ebenmaßes und Gleichgewichts, überhaupt alles Uibermaß sich selbst straft. Die unbeschränkte Gewalt wird übermüthig und unvorsichtig, vervielfältigt, durch den Uibermuth, ihre Feinde, vernachläßigt, aus blinder Zuversicht, die Maßregeln ihrer Sicherheit, und fällt. Große Güter reizen zur Schwelgerei und zum Müssiggang, welche wieder zur Entkräftung und Verarmung führen. Was die Habsucht des Vaters durch Verbrechen zusammengestohlen hat, verschwendet in Lastern ein ausschweifender Enkel. Eine strafende Nemesis finden wir häufig in der Geschichte, aber selten eine vergütende, ausgleichende. Wenn auch der Quäler, oder sein Geschlecht, leidet, dann ist dies doch keine Vergütung für die Leiden, die er verursachte. Stirbt der Enkel eines Wucherers in Dürftigkeit, so werden die, welche der Ahnherr ausgeplündert hat, dadurch nicht entschädigt. Wenn das römische Reich, nach einem mehr als tausendjährigen schrecklichen Mißbrauche seiner Gewalt, unter dem rächenden Schwerte der Barbaren endet, dann findet keines von den hundert Völkern, keine von den tausend und tausend Familien, keiner von den Millionen Menschen einen Ersatz für die erduldete Schmach und Sklaverei in dem Falle

der Tyrannen. Selten sogar trifft die Züchtigung den strafbaren Sünder. Nicht der wuchernde Vater verarmt, nicht der willkührliche Gewalthaber fällt, nicht die tausend römischen Quäler und Henker der Welt, die sie mit Blut und Elend erfüllt haben, geißelt die eiserne Ruthe der Barbaren, sondern geistlose Herrscher auf dem faulen Throne, und ein weichliches, ausgeartetes Geschlecht. Will man annehmen, daß die Spanier die zahllosen Verbrechen büßen, die ihre Voreltern in der neuen Welt begangen haben, dann muß man doch die Enkel bedauern, welche für die Sünden ihrer Urväter leiden. Das ist eine fürchterliche Gerechtigkeit, die Vergehen der Vorfahren in dem siebenten oder achten Gliede straft!

In der Weltgeschichte und dem gewöhnlichen Leben werden die Laster und Verbrechen weniger gestraft, als Schwäche des Geistes und Karakters. Die Redlichkeit des Willens und Güte des Herzens kommen, zur Erreichung folgenreicher Entwürfe, und zur Begründung und Befestigung des Glücks, wenig in Anschlag, sehr aber Klugheit, schlaue Vorsicht, Muth und Beharrlichkeit. Oft sichert ein Bösewicht gerade durch die Größe seiner Verbrechen ihre Straflosigkeit. Die Welt ist ein Reich von Kräften, in dem die Stärke siegt. Nicht das Laster und Verbrechen kommen in diesem Leben zu kurz, sondern die Einfalt und Schwäche. Kein gewaltthätiger Monarch

voll Energie und Schlauheit ist auf dem Schaffot oder im Elende gestorben, sondern schwache oder gutmüthige Fürsten. Der hochherzige Cäsar fiel, von dem Dolche seines Freundes getroffen, da der mißtrauische August sich im dauernden Glücke erhielt. Ein Ludewig XI. und Karl IX. erreichten das Ziel ihrer Laufbahn, in welcher der gute Ludewig XVI., durch das Beil des Henkers, unterbrochen ward.

Wenn, was wir bisher sagten, wahr ist, wie es die Geschichte und die tägliche Erfahrung bezeugt, welch eine schreckliche Wahrheit lehren sie dann! Wo ist die Aufmunterung für die Tugend, die sich so selten belohnt, so oft getäuscht, zurückgesetzt und verfolgt sieht? Darin eben liegt ihr Adel. Aus Achtung für sich und seine bessere Uiberzeugung ist und thut der edlere Mensch, was er ist und thut. Darin besteht die Göttlichkeit seiner Natur, daß er der Wahrheit folgt, das Rechte will und übt, auch wo er seinen Vortheil in der Lüge und dem Unrecht fände. Lohnte sich die Tugend mit reichen Prozenten und mit Uiberfluß an den Gütern und Genüssen des Lebens, dann wären Wucherer, Wüstlinge und Habsüchtige die ersten und beharrlichsten auf ihrem Pfade, und ein Lasterhafter und Lügner eine so große Seltenheit, als es jetzt ein treuer Freund der Wahrheit und Tugend ist.

Daß dieses Leben die Tugend nicht belohnt, das Laster nicht bestraft; daß häufiger das Verbrechen siegt und die rohe Gewalt, als die Gerechtigkeit; daß weder die Güter und Genüsse, noch die Leiden und Entbehrungen, nach Verdienst, vertheilt sind, daran hat noch Niemand gezweifelt. Es wird auch wenig Menschen geben, die am Ende ihrer Laufbahn sagen, in ihrem Leben übersteige die Summe des Glücks, des Guten und der Freuden, die des Unglücks, der Uibel, der Unannehmlichkeiten und des Schmerzes. Die Herrschaft dieser Welt scheint dem Kampfe der Kräfte, dem blinden Glücke, dem Zufalle überlassen. Oder wenn, nach dem Glauben derjenigen, welche zwei entgegengesetzte Urwesen als die Schöpfer und Regenten des Universums annehmen, der böse Geist sich mit dem guten um die Oberherrschaft streitet, dann muß man gestehen, daß jener nur zu oft, als der stärkere, siegt.

Diese Betrachtungen führen den Menschen natürlich auf die Hoffnung eines bessern Lebens nach dem Tode. Dies Daseyn, glaubt man, seye nur Eingang und Vorbereitung zu dem jenseits des Grabes; eine Dissonanz, welche sich erst dort in einen reinen Akkord auflößt. Da, sagt man, werde alles ausgeglichen, und das auf diesem Planeten so schrecklich gestörte Gleichgewicht wiederhergestellt. Dieses Leben soll nur der Vorhof zu dem glänzenden Tempel eines ewigen, geistigen Lebens seyn. So stehen wir zwischen der flüchtigen Minute dieses Daseyns

und der Ewigkeit, und sehen wie Verbannte, mit Blicken der Sehnsucht, nach einem fernen Lande, das wir für unsre wahre Heimath halten. Obgleich sich nun unsere Rechte auf dasselbe eben so wenig als seine Existenz beweisen lassen, so hofft es doch der bessere Mensch, und der Glaube an dasselbe ist eine der festesten Stützen der Humanität.

Lykurg.

Von den Heroen der Alten, unter denen man größere Tugenden, aber auch kühnere Verbrechen findet, als in den neuern Zeiten, machte, außer dem göttlichen Epaminondas, dem ältern afrikanischen Scipio und Sokrates, keiner einen so tiefen Eindruck auf mein Gemüth, als Lykurg, der Gesetzgeber Sparta's. Er schien mir unter den wahrhaft Großen einer der größten, mehr noch durch sein Leben, als seine Gesetze. Obgleich diese eine barbarische Härte nicht verläugnen können, die in der wilden, rohen Zeit und dem politischen und moralischen Zustande der damaligen Völker ihren Grund hat, so gehören sie doch mit größerem Rechte zu den Wundern der Welt, als die hängenden Gärten der Semiramis, oder das Mausoläum. Wenn ich mich täusche, lasse ich mich willig eines Bessern belehren.

Lykurg folgte, nach dem Tode seines Bruders Polydekt, den Gesetzen des Staats gemäß, diesem in der Regierung von Sparta. Niemand wußte damals noch, daß

der verstorbene König seine Gemahlin in gesegneten Umständen hinterlassen hatte. Kam sie mit einem Knaben nieder, dann mußte Lykurg wieder von dem Throne herabsteigen. Es ließ sich erwarten, daß diese Aussicht einem Manne, der die süße Frucht des Herrschens gekostet hatte, sehr unangenehm seyn müsse.

Die Königin ersann ein Mittel, die streitende Interessen auszugleichen. Sie that Lykurg den Vorschlag, sich mit ihr zu vermählen, und versprach ihm, unter dieser Bedingung, das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, zu vernichten. Der edle Mann täuschte die unnatürliche Mutter mit einer Hoffnung, die er nie zu erfüllen gedachte, um einem Menschen das Leben, und den Lazedemoniern ihren rechtmäßigen König zu erhalten. Die Königin gebahr einen Knaben, und Lykurg zeigte ihn den höchsten Gewalten von Sparta mit den Worten: Seht hier euern König!

Das Reich verwaltete er für seinen unmündigen Neffen mit einer Klugheit und Gerechtigkeit, die ihm die Liebe und Achtung aller guten Bürger erwarb. Aber seine Tugenden machten ihm seine unversöhnlichsten Feinde, und der stolze Müssiggang, der sich auf Kosten des öffentlichen Wohls nährt, und die Schaar von Menschen, die in den Staaten von Mißbräuchen und Unordnungen leben, erklärten sich laut gegen den Gerechten und Weisen. Die beleidigte Königin, welche den Schmerz ihrer verschmähten

Reize am wenigsten ertragen konnte, stund an der Spitze der Mißvergnügten, welche alle Mittel aufsuchten, Lykurg verhaßt, oder seine Absichten wenigstens verdächtig zu machen. Die Bemühungen seiner Feinde hatten einen so guten Erfolg, daß er sich entschloß, seiner Ruhe wegen, Sparta zu verlassen, und fremde Länder zu bereisen, um sich mit den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen ihrer Völker bekannt zu machen.

Während seiner Abwesenheit stieg die Verwirrung in seinem Vaterlande bis zu einem Grade, daß sie ihm eine gänzliche Auflösung drohete. Von dem Manne, der einem Throne entsagt, und sich freiwillig verbannt hatte, hoffte man Rettung. Es wurden Abgeordnete an ihn geschickt, um seine Rückkehr zu erbitten. Lykurg war großmüthig genug, den Wünschen seiner Landesleute zu entsprechen. Um sein Vaterland zu retten, entwarf er jene Gesetzgebung, welche immer eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte bleiben wird. Aber auch hier hatte er mit den Vorurtheilen und Leidenschaften zu kämpfen, die sich jeder Reform, bei welcher sie sich nicht mehr so wohl zu befinden hoffen können, aus allen Kräften widersetzen. Die Reichen besonders bekämpften seine neue Anordnungen mit Wuth. In einem Aufstande, den sie gegen ihn erregten, wurde er im Gesichte verwundet, und verlor, wie mehrere behaupten, ein Auge. Lykurg kehrte sein bluttriefendes Gesicht schweigend gegen die rasende

Menge, die ihn verfolgte. Dieser Anblick entwaffnete den tollen Haufen; und wie es bei diesen Menschen, die fremder Einfluß, oder der Impuls des flüchtigen Augenblicks bestimmt, zu geschehen pflegt, von der erbitterten Wuth giengen sie zum entgegengesetzten Extrem von Scham und Reue über. Sie lieferten dem Mißhandelten den Verwegenen, der ihn mit einem Schlage aufs Haupt am gefährlichsten verwundet hatte, zur verdienten Bestrafung aus. Es war ein ungestümer, heftiger junger Mensch. Lykurg befahl, ihm zu folgen, behielt ihn in seiner Wohnung, und ließ sich die Wunden von ihm verbinden. Das war die Rache, die der Edle an dem Verbrecher nahm!

Die Sanftmuth und Güte Lykurgs, seine Tugend und Weisheit, welche der junge Mensch in der Nähe zu bewundern Gelegenheit hatte, machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Heftigkeit seines Karakters bändigte, und sich mit Liebe und Achtung dem großen Manne ergab.

Die neue Verfassung, von welcher Sparta seine Rettung und sein Glück erwartete, war vollendet, und von allen Ständen des Staats angenommen. Lykurg erklärte, nur noch eine Anordnung habe er zu treffen, die aber so wichtig sey, daß er zuvor das Orakel von Delphi zu Rathe ziehen müsse, zu dem er sich zu begeben beschlossen habe. Er ersuchte die Spartaner, die Gesetze treu zu bewahren und heilig zu halten, bis zu seiner Zurückkunft. Alle schwuren es. Lykurg gieng nach Delphi und fragte das

Orakel, ob die Gesetze, welche er Sparta gegeben, zu dessen Glück hinreichten. »So lange, antwortete der Gott, »Sparta diese Gesetze beobachtet, wird es in Macht und »Glück blühen.« Lykurg schickte die Antwort des Orakels nach seinem Vaterlande, kehrte nie wieder in dasselbe zurück, und starb fern von den Menschen, deren Wohlthäter er war.

VI.

Anekdoten.

Zwei Feinde, sagte Türenne, drängen mich mehr als die Deutschen und die Spanier; diese sind Louvois *) Eifersucht und Härte.

Warum, fragten sich einige Gelehrte, mag sich Helvetius als Schriftsteller eine so bittere Verfolgung zugezogen haben? Die Journalisten zerfetzten sein Werk; die Sorbonne zensirte es feindlich, die Inquisition von Rom verdammte es; das Parlament verfolgte es mit Härte und unterdrückte es; aller Welt vornehmer Pöbel fuhr über dasselbe her, wie über einen gemeinsamen Feind. Woher doch dieses Einverständniß des Hasses und der Verfolgung gegen das geistreiche Werk über den Geist?

*) Der Minister, welcher seine besten Plane durchkreuzte.

Sehr natürlich, antwortete eine geistreiche Frau; Helvetius hat der Selbstsucht in die Augen geschlagen. Sein Werk verräth das Geheimniß aller Welt.

Der Sohn und Erbe eines reichen Generalpächters erließ an den berühmten Bossuet die Bitte, gegen 100 Louisd'or ihm eine Leichenrede auf seinen Vater zu machen. — Ich will, gab Bossuet zum Bescheide, dem kindlichen Gemüthe keine Geldstrafe für die Schande des Vaters auflegen.

Der berühmte englische Arzt Thomas Sydenham hatte eben so wenige Achtung für alle medizinische Schriften als sein Zeit- und Kunstgenosse, der eben so berühmte Arzt Ratcliff. Ersterer empfahl jedem, der von ihm ein medizinisches Buch zum Studium angewiesen haben wollte, den Donquixote; und der andere sagte, alles Wissen der Arzneikunst geht auf ein Duodezblatt.

Ein englischer Lord ließ allenthalben Häuser aufkaufen, die an die Grenzsteine seiner Besitzungen stießen, und dann niederreißen. Da sieht man, sagte Locke, den heutigen Geist der Philosophie; das Einreißen lassen sich unsre Weisen all ihr Geld kosten, so daß ihnen kein Heller zum Wiederaufbauen bleibt.

Man warf dem Descartes vor, daß er durch sein unstetes Leben, durch sein ewiges Umherreisen, ohne sich

einen bestimmten Aufenthalt zu wählen, einen sehr unbeständigen Karakter zeige. Ich bin immer mit mir selber einig, sagte der große Gelehrte; meine Welt liegt in mir, und nie werde ich meinem Bestreben untreu, meine Unabhängigkeit zu behaupten, und mich den Studien zu widmen, welche dieselbe verbürgen.

Der König von England wünschte den großen Descartes am Hofe bei sich zu haben, und ließ ihn durch einen Unterhändler darum ersuchen. Meine Freiheit, schrieb Descartes demselben zu, ist so hoch im Preise gestiegen, daß alle Könige zu arm sind, mir dieselbe abzukaufen.

Als sich späterhin dieser Philosoph nach Stockholm in die Dienste der Königin Christina von Schweden begab, machte man ihm den Vorwurf einer Untreue an den strengen Grundsätzen seines Freiheitsinns. Ich verkaufte mich, erwiederte Descartes, keinem Könige für Geld, sondern einer Königin für Achtung und Liebe, und einer Königin, welche verdiente, Monarchin der Erde zu heißen, mit deren Unwürdigkeit nur sie mich versöhnt.

Descartes Denkspruch war die Geißel der Gebrechen seiner Zeit; er lautete:

Qui bene latuit, bene vixit.

Wer sich gut verborgen hat, hat gut gelebt.

Der Zweifel, sagt Descartes, ist der Wegweiser zum Lichte; aber gut zu zweifeln ist auch eine Wissenschaft. Zwischen Glauben und Verwerfen steht die weise Prüfung, des Zweifels Kind.

Die Weisheit des Descartes, sagt ein Lucian neuerer Zeit, war, wie Apostellehre, mit ihrem Meister in alle Welt ausgegangen, und tönte mit feuriger Zunge in allen Sprachen. Aber sie hat sich nach und nach verloren bis auf die Wirbel, welche sich noch in allen Köpfen drehen, und überall die Schwindelnden niederwerfen.

Als die bürgerlichen Unruhen unter Heinrich IV. Frankreich drängten, und alles Parthei ergriff, sagte Malherbe zu einigen Freunden, welche sich gegen Sully erklärten: Man muß sich nicht um das Steuerruder bekümmern, wenn man auf dem Schiffe nichts ist als Reisender.

Als sich einer seiner Bekannten um den Tod zweier Prinzen vom Geblüt sehr grämte, sagte ihm Malherbe bitter: Weine nicht, der Herr wird dir niemals fehlen!

Als ihm auf dem Krankenbette sein Beichtvater eine alberne, elende Beschreibung vom Paradiese machte, wozu er sich bereiten müsse, sagte der geärgerte Dichter: »Malherbe verlangt Ihr Paradies nicht, Herr Pater; er hat sein schöneres sich selbst gebaut.

Malherbe verlor seinen Sohn im Duell mit einem gewissen Edelmanne. Der große Dichter war bekanntlich auch Soldat gewesen; nun erwachte sein alter Muth in ihm, und er nahm sich vor, den Frevler zu züchtigen. Ich bin ein alter Mann, schrieb er in der Herausforderung an den Herrn von Defiles, und Sie zählen nur 25 Jahre, auch haben Sie an meinem Sohne bewiesen, daß Sie Fechter sind; ich weiß, daß ich nur eines Deniers Werth gegen eine Pistole setze; aber ich muß mich mit Ihnen schlagen, der Mord meines Sohns schreit Rache aus mir. Sie sollen mit ihrem Tode dem Ermordeten einen Leichenstein setzen, oder die Schande des Mörders in meinem Falle verdoppeln u. s. w.

Malherbe's Freunde hatten alle Mühe, dieses Duell zu verhindern.

Auf seinem Todbette sagte Malherbe: »Ich habe sechs Könige von Frankreich überlebt, aber nicht einen Herrn.«

Warum, fragte ein Großer den französischen Geschichtschreiber Mezerai sehr ernsthaft, warum schildern Sie Ludewig XI. als einen Tyrannen? — Weil er einer war, klang die unerschrockene Antwort.

Piron, sagte eine Journalist, saß als Jüngling im Schoße der Liebe, als Mann im Schoße der Freude, und

da ihn die Pariser Akademie nicht in ihren Schoß aufnehmen wollte, so setzte er sich in den Schoß des Witzes nieder, bis den blinden Greis die Religion in ihren Schoß aufnahm, aus welchem er endlich auf dem Wege alles Fleisches in den Schoß der alten Mutter zurückkehrte.

Druckfehler im letzten Hefte.

Seite 204 Zeile 2 von unten in der Note, statt umrauchen lese umwachen.
— 216 Zeile 14 statt Martinskammer — Martinskanne.
— — Zeile 19 statt Martinsschreien — Martinsschwein.
— 221 Z. 2 von unten in der Note statt metropomorphistisch — antropomorphistisch.

In diesem Hefte.

Seite 286 Z. 3 in der Note, statt accessunt lese accesserat.
— — Z. 4 statt nostris, illa plus — nostris illebsus.
— — Z. 15 statt Eleazer — Eleazar.
— 289 Z. 2 von unten statt Mohrards — Mohamebs.
— 294 Z. 3 v. unten statt geschützt — geschätzt.
— 314 Z. 5 statt Klesius — Klesias.
— 315 Z. 22 — Appinius — Appianus.
— 322 Z. 5 — Cäsare — Cäsarn.
— — Z. 11 — Mogole — Mogoln.
— 323 Z. 22 — Cäsare — Cäsarn.

Litterärisches und artistisches

Intelligenzblatt

zum

Rheinischen Archiv.

No. III. — 1813.

Litterarische Anzeigen.

Zu Coblenz ist erschienen: Wilhelm Arnold Günthers topographische Geschichte der Stadt Coblenz, von ihrem Entstehen bis zum Schlusse des 18ten Jahrhunderts, welche wegen ihrer Gründlichkeit dem Publikum, besonders den Bewohnern des Rheins, anzurühmen ist. Der Verfasser benutzte dabei die Archive des Landes, und hat eine Menge von Urkunden, theils Stückweise, theils im Auszuge, eingerückt. Er hat dabei den üppigen Prunk unterlassen, welcher auch größtentheils die ernstere Geschichte entstellt, und die Begebenheiten schlicht und deutlich auf einander folgen lassen, wie sie Zeit und Jahrgänge darbieten. Es ist zu wünschen, daß mehrere solcher Arbeiten zu Tage kommen; denn nichts erhält die Vaterlandsliebe besser, als Darstellungen der Begebenheiten, wovon jeder noch die Spuren um sich her findet. Daher sagt der Verfasser auch in der Vorrede: »Wenn ich mit Ovidius sage, es seye eine schöne Sache, die Begebenheiten seines Vaterlandes zu schreiben, so mögte ich auch einem jeden Coblenzer sagen, es seye angenehm, dieselbe zu wissen.«

Vogt.

Bibliothèque française pour la jeunesse. Par J. B. Engelmann. Tome premier.

Se vend:

à Heidelberg { chez Mohr et Zimmer, libraires, et à l'imprimerie de J. Engelmann.

à Francfort chez l'éditeur Lett. E. No. 44.

broch. 2 fl. 30 kr.

Auch unter dem Titel:

Choix de Lectures instructives et amusantes pour la jeunesse. Par J. B. Engelmann. Tome premier.

Der durch mehrere mit Beifall aufgenommene Jugendschriften bekannte Herausgeber hat bei diesem Werke vorzüglich die Bedürfnisse deutscher Jünglinge und Jungfrauen vor Augen, denen die gewöhnliche französische Jugendlektüre so wenig zusagt; er hat aus vielen ihm zu Gebote stehenden Materialien mit Gewissenhaftigkeit gewählt; die Reinheit des jugendlichen Gemüthes und jugendlichen Sinnes war ihm dabei besonders heilig.

Das Buch ist zur Lektüre bestimmt, weil ohne vieles Lesen diese uns jetzt so nothwendige Sprache nicht gelernt werden kann. Man hofft übrigens, daß es erwachsene Leser fast eben so sehr, als die Jugend, interessiren wird, besonders das aus seinen noch ungedruckten eigenhändigen Memoiren gezogene Leben Duvals, welches in dem, noch in diesem Jahre erscheinenden zweiten Theile beendigt werden wird.

(Ist bei L. Schellenberg in Wiesbaden zu haben).

Bei L. Schellenberg in Wiesbaden und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Das sinnreiche Buch;
oder
Charaden, Räthsel und Logogriphen
auf alle Tage im Jahre.

2te Auflage.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1813.

(26 Bogen) sauber gebunden 16 Gr.

Seit uralter Zeit haben durch ihre geheimnißvolle Verschleierung Räthsel, Charaden und Logogriphen angezogen und immerdar zur geselligen Unterhaltung einen so sinnreichen als gefälligen Stoff dargeboten. Den Freunden dieser

Unterhaltung legt dieses Buch eine bedachte Auswahl von sehr anziehenden und sinnvollen Räthseln, Charaden und Logogriphen vor, welche größtentheils ihren Ursprung bekannten und lieblichen Schriftstellern verdanken und auf alle Tage des Jahrs vertheilt worden sind. Das nette Aeußere und das schöne allegorische Titelkupfer empfehlen dieses Buch gleichfalls, und eignen es vorzüglich zu einem angenehmen Geschenk für Freunde und Freundinnen.

Herabgesetzter Preis von acht Thalern auf drei Thaler, des Taschenbuchs:

Minerva.

1ster bis 4ter Jahrgang

oder

der Jahre 1809—1812.

Mit vielen Kupfern zu Schillers dramatischen Werken. Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

Es bedarf ein Taschenbuch nicht erst empfohlen zu werden, das schon so gültig empfohlen ist, das seit 5 Jahren sich in so vielen lieben Händen befindet, das den Scharfsinn mit dem Witz, den Ernst mit dem Scherz paart und so vielen eine liebliche Unterhaltung gewährt hat. Unsere beliebtesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen haben dazu ihre ausgesuchtesten Beiträge geliefert (Bredow, Boettiger, Buri, Fr. Kind, Langbein, Caroline Pichler, Seume, Starke, Streckfuß, Etatsrath v. Zimmermann und andere mehr.

Aber einen eigenen und seltenen Werth erhält dieses Werk für alle Freunde unsers (hochgepriesenen verewigten) Schillers, durch die Menge der von unserm allbeliebten Ramberg meisterhaft komponirten Kupfern, zu Don Karlos, Jungfrau von Orleans, Wallenstein und den Gedichten, mit der geistvollen Erklärung von Hrn. Hofrath Boettiger. Es ist und soll in den folgenden Jahrgängen auch ferner seyn, eine fortlaufende schöne Bildergallerie zu Schillers dramatischen Werken, lieb und werth

jedem, der den großen Dichter verehrt, um hier seine Kraft und Kunst in Anschauung zu lieben und zu bewundern. Gemäß den Wünschen vieler Leser und Leserinnen hat der Verleger den Preis der vier ersten Jahrgänge auf drei Thaler, und also um die Hälfte, herabgesetzt, so wie auch einzelne Theile in gleichmäßigerm Verhältnisse abgelassen werden.

Der 5te Jahrgang für 1813 enthält die Kupfer zur Maria Stuart, und kostet 2 Thlr.

(Obiges ist bei L. Schellenberg in Wiesbaden zu haben).

Bei L. Schellenberg in Wiesbaden, so wie in allen soliden Buchhandlungen, sind folgende von berühmten Verfassern herausgegebene

vollständige Jahrgänge

von

Predigten

über die

Evangelien, Episteln und freie Texte

zu haben,

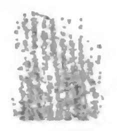
die sowohl den Herren Predigern als jedem Freunde der Religion mit Recht empfohlen werden können.

Veillodter's, V. K., Predigten über die sonn- fest- und feiertäglichen Episteln des ganzen Jahres. 3 Bände. 2te verb. Auflage. gr. 8. 1805 und 1806. 3 Rthl. 12 Gr.

— — Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien des ganzen Jahrs. 2 Bde. gr. 8. 1810 und 1811. 3 Rthlr.

— — Predigten über freie Texte auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. 2 Bde. gr. 8. 1799. 2 Rthl. 12 Gr.

Rosenmüller's, Dr. J. G., Glaubens- und Sittenlehren des vernunftmäßigen und thätigen Christenthums, in Predigten über die Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahres. 3 Theile. gr. 8. 1798 und 1799. 4 Rthl.




Princeton University Library
32101 064481441

